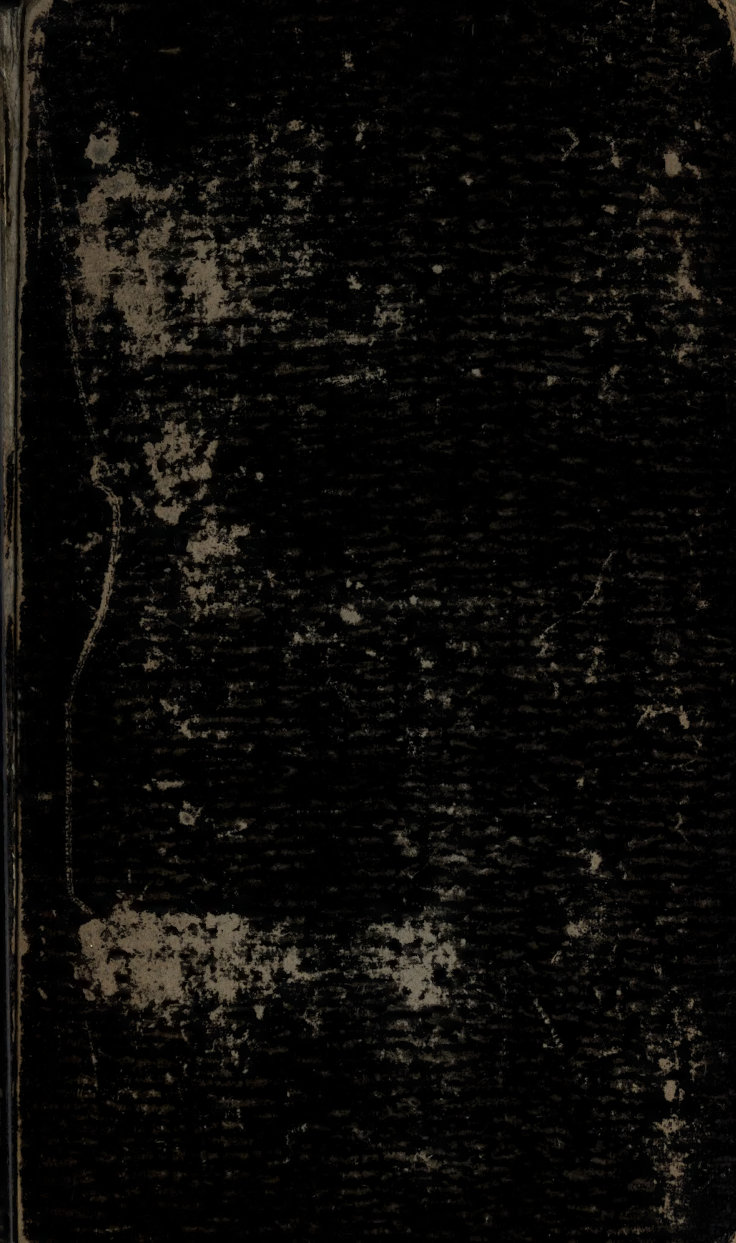


Versuche

über

verschiedene Gegenstände

aus

der Moral, der Litteratur

und dem

gesellschaftlichen Leben

von

Christian Garve.

Erster Theil.

Breslau, 1792.
bei Wilhelm Gottlieb Korn.

An den

Herrn Kreissteuer-Einnehmer

W e i ß e.

An den

Herrn Kreissteuer-Einnehmer

Weiße.

Ich habe lange gewünscht, daß von unsrer alten Freundschaft ein öffentliches Denkmahl vorhanden seyn möge; nicht nur aus der sehr verzeihlichen Eitelkeit, daß die Welt wissen soll, daß ich, von einem würdigen Manne, durch viele Jahre ununterbrochen geliebt worden bin: sondern auch, weil ich glaube, daß eine lang dauernde Freundschaft unter Gelehrten ein gutes Beyspiel giebt: da diese Freundschaften, welche oft mehr der Verstand, als das

Herz stiftet, durch die Eitelkeit so leicht getrennt werden. Sie haben überdieß ein Recht auf meine letztern, reifern Geistesarbeiten, da Sie meine ersten, noch unreifen, in Ihren Schutz genommen, und mich als Schriftsteller beym Publikum eingeführt haben.

Die Aufsätze, welche ich Ihnen hier widme, sind klein und unbedeutend, und können höchstens nur in so fern einigen Werth haben, als sie etwas Selbstgedachtes enthalten, und Gedanken bey andern veranlassen. Aber für Sie werden sie dadurch eine größere Wichtigkeit bekommen, daß Sie wissen, unter welchen Hindernissen und in welcher unangenehmen Lage ich sie ausgearbeitet habe. Sie werden sich freuen, daß ich im Stande gewesen bin, sie zu vollenden: und da Sie so lange, auch durch Briefe, wenig, oder nichts von mir erfahren haben, so wird es Ihnen lieb

seyn, mich einmahl ausführlich sprechen zu hören.

Ich selbst ergetze mich, indem ich dieß schreibe, an dem Gedanken, daß, in den schönen Tagen des bevorstehenden Frühlings, mein Buch Sie vielleicht einige heitre Morgenstunden auf Ihrem Landsitze beschäftigen, und mein Andenken bey Ihnen recht lebhaft erneuern wird.

Möge der Himmel Sie diese unschuldigen Freuden des Landlebens, — die Familienfreuden eines, von einer guten Gattin und wohlgerathnen Kindern, umgebnen Hausvaters, — das Vergnügen des Umgangs mit so vielen verständigen und rechtschaffnen Personen, von denen Sie geliebt und aufgesucht werden, und endlich das Vergnügen des Studirens, und einer lebhaften Theilnehmung an allen Fortschritten der Litteratur, welches durch das

Alter bey Ihnen nicht geschwächt worden ist, noch lange genießen lassen. Sehe ich auch dieß alles nicht mehr, wie ehedem, selbst in der Nähe: so wird, auch in der Entfernung, das bloße Bild davon mein Gemüth erheitern. Leben Sie wohl.

Breßlau den 21. Merz
1796.

Vorrede.

Ich bringe dem Publicum eine kleine Gabe dar, — mehr einen Beweis meines guten Willens, zu seinem Dienste zu arbeiten, als ein wichtiges Hülfsmittel seiner Aufklärung, oder einen Beytrag zu den Schätzen seiner Kenntnisse.

Die Materien, welche ich hier bearbeitet habe, sind zum Theile so populär, daß darüber jedermann sein eigner Lehrer seyn, — und der Schriftsteller höchstens nur das Verdienst haben kann, das, was der vernünftige Mann über

die Sache immer gedacht hat, deutlicher mit Worten auszudrücken; — zum Theile sind sie geringfügig und unbedeutend, und werden nur durch den Zusammenhang wichtig, den sie, vermöge der menschlichen Leidenschaften, oder vermittelst der bürgerlichen Verfassungen, mit der Sittlichkeit haben. Ueber die Geduld und die Unentschlossenheit kann niemand etwas durchaus neues sagen: und über die Moden und das bürgerliche Air, werden nur Wenige philosophische Untersuchungen anhören wollen.

Dessen ungeachtet habe ich geglaubt, daß das Interesse, welches ich an diesen Gegenständen, und den bey ihrer genauern Betrachtung in mir erregten Ideen fand, mir mit einer Anzahl Menschen, die eine der meinigen ähnliche Lage und Gemüthsart haben, gemein seyn könnte. — Was ich von den Menschen kenne, weiß ich hauptsächlich aus mir selbst: was ich von der Welt kenne, ist der kleine Kreis, den

ich aus meinem Standorte übersehen habe. So weit als ich andern ähnlich bin, werde ich ihre Empfindungen getroffen und ihre Gedanken errathen haben: denn die meinigen habe ich getreu, und so viel ich konnte, deutlich darzustellen gesucht. Insofern die Dinge und Menschen, die mich von Jugend auf umgeben haben, als Proben von dem, was sie überhaupt sind, gelten können, werden meine Beobachtungen, auch für Leser an fremden Orten und in veränderten Lagen, Wahrheit enthalten.

Ich habe nicht allemahl die Zweifel und Einschränkungen zu meinen Sätzen hinzugefügt, die bey denselben statt finden, weil es dem Schriftsteller, welcher dies thun wollte, unmöglich wäre, über diese Materien irgend etwas bestimmtes zu sagen, oder jemals zu endigen. — Ich beruhigte mich damit, daß die Ausnahmen leicht wahrzunehmen sind, wenn

die Regel entdeckt ist, und daß oft selbst eine unrichtige dazu dient, — indem man sie prüft oder berichtiget, — bessere Beobachtungen zu veranlassen, Beobachtungen, auf die man demohnerachtet, ohne eine vorhergehende mangelhafte Theorie, nicht gekommen wäre.

Einem Menschen, der gelitten hat, ist es natürlich, über die Geduld nachzudenken; einem wissenschaftlichen Untersuchungen sich widmenden Manne muß praktische Entschlossenheit eine vorzüglich wichtige Tugend seyn: aber es wird mehrere, die mich nur von ferne kennen, das Interesse befremden, das ich an den Moden und an den Sitten der Höfe nehme. Um mich in den Augen dieser Leser über meine Wahl zu rechtfertigen, muß es mir erlaubt seyn, einige Augenblicke von mir selbst zu reden.

Von meiner frühesten Jugend an hat eine leidenschaftliche Liebe zum Umgange mein Ge-

müth beherrscht, und oft es beunruhiget. Der Wunsch, in der Gesellschaft zu gefallen und von derselben gesucht zu werden, ist zu allen Zeiten weit stärker bey mir gewesen, als die Begierde nach litterarischem Ruhme. Wenn mir dieser letztre ein wünschenswerthes Gut schien: so war es nur deswegen, weil ich glaubte, daß er mir den Weg zu jenen Vortheilen bahnen würde. Mein Ehrgeiz lernte bald noch feinere Unterschiede machen. Ich wollte nicht nur, wie Montaigne, daß man mich selbst, nicht meine Bücher schätzen sollte: ich wurde auch gewahr, daß es etwas ganz anders wäre, wenn mich die Gesellschaft unter dem Titel eines mir zugeschriebnen besondern Talents, als wenn sie mich unter dem, einer unbestimmten, aber allgemeinen Liebenswürdigkeit aufnähme; und nur dies letztre war der Gegenstand meiner Wünsche. Ich dachte genau so wie Pascal, daß derjenige, den man bey seinem Eintritte in eine Versammlung der Gesellschaft, als einen vortreflichen Clavierspie-

ler, einen Erzähler lustiger Geschichten, oder selbst als einen berühmten Dichter oder Schriftsteller ankündigt, nur noch ein erborgtes und unsicheres Ansehn in derselben habe, — und daß, um sich als Mitglied von ihr betrachten, und an ihren geselligen Vergnügungen mit vollem Rechte Theil nehmen zu können, er nicht, wegen einer besondern Eigenschaft von ihr gelobt, sondern, nach seiner ganzen Persönlichkeit als braver und artiger Mann, (honnête et galant-homme) geliebt werden müsse.

Diese meine von der Vernunft nicht hinlänglich bewachte Leidenschaft, die Begierde, im Umgange zu gefallen und des Umgangs zu genießen, wollte auf eben so mannigfaltige, als ausgesuchte Weise befriediget seyn. Ich wünschte von keiner Classe ausgeschlossen zu werden, und vielleicht verlangte ich zu sehr, auch in den ersten meines jedesmahligen Wohnorts eine Rolle zu spielen. Hierbey mochte zum Theile bloße

Eitelkeit, die nur hervorragen will, zum Grunde liegen; aber ich bin mir bewußt, daß auch Wißbegierde und das Verlangen, vollkommner zu werden, mit unter meine Triebfedern gehörte: Wißbegierde, insofern ich im Umgange vornehmlich eine Schule der Menschenkenntniß suchte und dazu die verglichne Beobachtung mehrerer Stände für nothwendig ansah; Verlangen nach Vollkommenheit, indem ich durch den Umgang mit der vornehmen oder mit der modischen Welt, gerade diejenigen Uebungen zu erhalten hoffte, welche die Fehler meiner Naturanlagen verbessern, und die, durch Nachdenken und Studium unerreichbaren Vorzüge mir verschaffen könnten.

Der Himmel, welcher besser als wir selbst, weiß, was uns nutzt, hat die Erreichung derjenigen Absichten, nach denen ich ein schwaches Verlangen trug, durch mancherley mir verliehene Hülfsmittel begünstigt, — der Befriedi-

gung meiner lebhaftesten Begierde aber unzählige Hindernisse entgegen gesetzt. Von meiner frühen Jugend an sahe ich Personen, die mit mir in gleichen äußern Umständen waren, und denen ich an Geistesgaben überlegen zu seyn glaubte, in allen Gesellschaften weit besser, als ich, ihr Glück machen. Ich erlangte von Zeit zu Zeit die Achtung einiger würdigen Männer aus jeder Classe: aber nie gelang es mir, den großen Haufen in irgend einer zu gewinnen: welches ich doch, weil es mir um ausgebreiteten Umgang, nicht bloß um freundschaftlichen zu thun war, sehnlich wünschte. Weder meine Talente noch meine äußern Annehmlichkeiten reichten zu, den Stolz der höhern, oder den Kaltsinn der fröhlichern Kreise gegen einen Unbekannten und Ernsthaften zu überwinden, den weder Familienverbindungen noch Interesse ihnen wichtig machten. Zufälle begünstigten mich selten, und meine eignen Mängel hinderten mich, von denen, welche sich zuweilen darbo-

then, Gebrauch zu machen. Endlich trieben Kränklichkeit und Gebrechen des Körpers mich noch mehr in diejenige Einsamkeit zurück, die ich so gerne mit dem Geräusche der Welt vertauscht hätte.

Indeß zog ich doch von dieser meiner Begierde, die Welt zu kennen und sie zu genießen, so unbefriedigt sie blieb, den Vortheil, daß ich sie, so weit ich sie sah, mit einem geschärftern Blicke beobachtete. Ich hatte oft nöthig, mich über die Ausschließungen von Seiten der Höhern, die meinen Stolz kränkten, oder über die Gleichgültigkeit, die ich von meines Gleichen erfuhr, und die mich betrübte, zu trösten: und ich fand diesen Trost immer nur in dem Nachdenken über die Ursachen, welche mir das Uebel zugezogen hatten. Ich sah die Leute nach der Mode mit desto größerer Aufmerksamkeit an, nachdem ich selbst verzweifelte, einer von ihnen zu werden: und unwillig über die Schüch-

ternheit und den Zwang, den ich in der Gesellschaft der vornehmen oder der galanten Welt an mir fühlte, bemerkte ich desto scharfsichtiger das Eigenthümliche in der Person und den Umständen derjenigen, die, ohne größere Hülfsquellen in ihrem Geiste zu haben, mit sichtbarer Ueberlegenheit über mich unter andern Menschen auftraten. So wurde ich in der That nach und nach über Fehlschlagungen ruhiger, die ich als unvermeidliche Folgen der Natur der Dinge und der meinigen erkannte. Meine eignen Mängel kränkten mich weniger, da ich sie bestimmter kennen lernte, und die unabänderlichen von denen, die meiner fortgesetzten Bemühung noch weichen konnten, unterschied; und ich wurde nachsichtiger gegen die Vorurtheile andrer Menschen, nachdem ich einsah, wie nothwendig sie entstehen mußten, und wie viel Gutes noch mit dem Uebel, welches sie veranlassen, verbunden wäre.

Auf diesem Wege bin ich zu den Betrachtungen über gesellschaftliche Gegenstände gekommen, die ich hier den Lesern vorlege, — auf diesem zu dem Interesse an denselben, welches macht, daß ich sie für wichtig genug hielt, sie dem Publicum mitzutheilen. — Der Wunsch, des Umgangs der Menschen, und zwar des Umgangs in allen Classen zu genießen, wird, glaube ich, ewig eine der vornehmsten Absichten bleiben, um derentwillen die Menschen nach Reichthum und nach Ehre streben, und also eine der Angeln, um welche sich die Thätigkeit der Welt dreht. Begierden ähnlicher Art also, als die, welche mich beunruhigten, werden immer in vieler Menschen Herzen seyn. Viele werden ihre Wünsche, gleich mir, fehlschlagen sehn, oder in Gefahr seyn, durch ihre Leidenschaft zu ähnlichen Fehltritten, als ich begieng, verleitet zu werden. Allen diesen werden, wie ich glaube, die Bemerkungen eines ihres Gleichen, der die Natur der Gegenstände, welche sie nur leiden-

schaftlich zu betrachten gewohnt sind, kaltblütig untersucht, weder zu ihrer Belehrung, noch zu ihrer Beruhigung unnütz seyn.

. . . .

Aber aus eben diesen Ursachen, welche meine Untersuchungen veranlaßten, sind ohne Zweifel auch Fehler derselben entstanden. Vielleicht ist durch die Beziehung, welche der Gegenstand auf mich und meine Leidenschaft hatte, auch mein Gesichtskreis, in welchem ich ihn beobachtete, zu sehr beschränkt worden. Vielleicht habe ich zu oft der ganzen Classe, aus welcher ich herstamme, zur Last gelegt, was mir nur als persönlicher Fehler zugehört; und die Mängel meiner Natur, oder meiner Erziehung auf Rechnung der Lage gesetzt, die ich mit dem größern Theile des Mittelstandes gemein habe.

. . . .

Vielleicht passen auch mehrere meiner Betrachtungen besser auf den Zustand der Dinge und der Menschen, wie er war, als ich unter

dieselben eintrat, als auf den gegenwärtigen. Zur Zeit der Jugend frappiret dasjenige, was sich auf unsere Lieblingsneigungen bezieht, am meisten, und die Eindrücke, welche es auf unser noch mit allen seinen Ansprüchen und Hoffnungen erfülltes Gemüth macht, mischen sich unvermerkt in alle Beobachtungen späterer Jahre. Der Fortgang aber sowohl der Meinungen als der Sitten, ist in meinem Zeitalter so schnell gewesen, daß ein, von der Natur zu einem so langsamen Gange bestimmter Mensch, als ich, leicht mit seiner Philosophie hinter seinem Jahrhunderte hat zurückbleiben können.

Wie sehr ist es, zum Beyspiele, dem Geiste der Zeit zuwider, an den Höfen irgend etwas Gutes zu finden: und Sitten in gewisser Absicht zu loben, die nur unter dem Schatten des Despotismus aufblühen konnten!

Doch, unparteyische Richter, die das Ganze meiner Grundsätze aus der Darstel-

lung einiger meiner Ideen zu erkennen vermögen, werden die moralische Lauterkeit derselben nicht verdächtig finden. Darüber aber werden sie mir einen gegründeten Vorwurf machen, daß ich die Materie von den Sitten der verschiedenen Stände, und den jedem derselben eigenthümlichen Fehlern und Vorzügen, nicht lieber in ihrer vollen Allgemeinheit untersucht, als sie blos unter dem eingeschränkten und kleinlichten Gesichtspuncte angesehen habe, den mir die Maxime Rochefoucaults anwies. Diesen Tadel beantworte ich mit dem aufrichtigen Geständnisse, daß mein schärfster Blick lieber rückwärts gekehrt ist, und mir die Mängel meiner Werke erst dann recht in die Augen fallen, wenn sie vollendet sind; daß indessen, so wie die Menschenkenntniß aus lauter einzelnen und kleinen Beobachtungen gesammelt werden muß, auch bey ihr die Untersuchungen, welche eine besondre Veranlassung und ein nahes und bestimmtes Ziel haben, gemeiniglich mehr

neue Ideen erwecken und verborgenere Seiten des Gegenstandes ans Licht bringen, als die, welche weitläuftige Materien umfassen, und nur die Erforschung der Wahrheit überhaupt beabsichtigen.

Noch muß ich, ehe ich diese Vorrede schließe, mich über zwey Puncte erklären.

Der erste betrifft die Rechtschreibung. Der größte Vortheil, der durch sie zu erhalten steht, muß von der, bey den guten Schriftstellern der Nation bewirkten Gleichförmigkeit derselben herkommen. Nun ist aber in Dingen, welche die Vernunft auf eine ganz einleuchtende und allgemein geltende Weise aus Gründen nicht entscheiden kann, Uebereinstimmung der Menschen anders nicht möglich, als wenn sie sich freywillig einer Autorität unterwerfen, deren Aussprüchen sie auch dann folgen, wenn sie sie nicht durchaus billigen. Weil ich nun in Deutschland keinen

Mann kenne, der in Sachen der Sprache einen gegründetern Anspruch auf Autorität hätte, als Adlung: so habe ich jenem Grundsatze zu Folge in den Fällen, wo ich zweifelhaft war, seine Vorschriften zu Rathe gezogen, und selbst da, wo er mich nicht überzeugte, ihm, aus Liebe zum gemeinen Besten freywillig gehorcht. Ich wünschte, daß mein Beyspiel, oder diese meine Gründe von einem größern Gewicht wären, als ich natürlicher Weise erwarten kann, um die guten Schriftsteller Deutschlands zu einer ähnlichen Nachgiebigkeit zu vereinigen. Ich sehe wenigstens keinen andern Weg zur Gleichförmigkeit in unserer Rechtschreibung, — die doch immer ein wünschenswerthes Gut ist, weil sie die Verständlichkeit befördert und die Störungen der Aufmerksamkeit für gewöhnliche Leser vermindert, — zu gelangen, als daß alle, welche schreiben, in Fällen, wo bisher Verschiedenheiten der Ortographie geherrscht haben, willkührliche Entscheidungen, die ihnen niemand als Gesetze

aufzubringen vermag, durch freywillige Befolgung zu Gesetzen erheben; und daß sie einem Manne, der in Absicht vieler Sachen ihr Lehrer gewesen ist, in einigen auch blindlings folgen. Ist es wohl selbst in der bürgerlichen Welt anders möglich, irgend eine dauerhafte Vereinigung der Menschen zu stiften, als wenn sie sich gefallen lassen, nachdem sie einmahl irgend einen Gesetzgeber anerkannt haben, die Beschlüsse desselben auch dann zu respectiren, wenn sie mit ihrem Inhalte unzufrieden sind?

Der zweyte Punct ist, daß der Titel des Buchs mehr verspricht, als der Inhalt leistet. Es ist auf jenem von Aufsätzen über litterarische Gegenstände die Rede, und in diesem Theile finden sich keine. Aber da ich mir die angenehme Aussicht lassen wollte, meine Ideen, über einzelne und nicht mit einander zusammenhängende Materien, mehrmahlen dem Publicum mitzutheilen: so wollte ich mir auch schon zum

voraus den Umfang, innerhalb dessen ich meine Gegenstände wählen könnte, erweitern; und was ich die Absicht hatte in künftigen Theilen zu thun, kündigte ich schon in der Aufschrift des ersten an. Bleibt dieser durch unvorhergesehene Zufälle, der einzige: so wird es leicht seyn, den Titel zu berichtigen.

Inhalt.

I.

Ueber die Geduld.

Wenn den Tugenden ihr Rang nach der Schwierigkeit angewiesen werden sollte, die es kostet, sie auszuüben: so würde die Geduld eine der ersten Stellen bekommen. — Aber die Menschen thun wohl, daß sie den Werth der Tugenden mehr nach ihrer Gemeinnützigkeit, als nach ihrer Schwierigkeit abmessen. Jene ist leichter zu erkennen als diese. Denn wer kann wissen, wie viel es einem Menschen an Kraft und Anstrengung kostet, die eine oder die andre seiner Pflichten zu erfüllen? Wie viel aber jede zum Wohl der Gesellschaft beytrage, das ist ein Gegenstand der Erfahrung, und kann von jedem Menschen, wenigstens mit einem gewissen Grade der Evidenz, beurtheilt werden. — Ueberdies, wenn man zum Grundsatze annimmt, daß die schwerern Tugenden von höherm Werthe sind: so kömmt man leicht in Gefahr, auch selbstge-

wählte Schwierigkeiten und unnütze Kasteyungen für verdienstlich zu halten.

Die Geduld ist aber nicht nur eine schwere Tugend, sondern auch eine gemeinnützige: obgleich ihre unmittelbare Wirkung sich nur auf den Menschen selbst, welcher leidet, und auf den engern Kreis von Freunden erstreckt, der ihn bey diesem Zustande umgiebt.

Beydes, jene Schwierigkeiten und diesen Nutzen will ich zu entwickeln suchen. Die Natur der Tugend selbst wird hervorleuchten, wenn die Ursachen der Anstrengung, welche sie kostet, und die Beschaffenheit der Folgen, welche aus ihr entstehn, auseinander gesetzt worden sind. Daraus werden sich auch die Hülfsmittel ergeben, welche die Geduld erleichtern, und die Vorbereitungen, die man machen muß, um gegen das Leiden ausgerüstet zu seyn.

Geduldig, d. h. auf eine schickliche und vernünftige Art leiden, ist erstlich deswegen so schwer, weil der Schmerz die stärkste unter den menschlichen Empfindungen ist.

Das, was dem Körper wohlthut, berührt ihn sanft, das was ihm wehe thut, schneidet tief ein, trennt seine Theile, oder drückt und stößt sie mit einer Gewalt, welche diese Trennung fürchten läßt. Jenes ist vorübergehend, und läßt selten merkliche

Spuren zurück: dieses bringt große, und eben deswegen dauerhafte Veränderungen hervor.

Mit den Freuden und Leiden der Seele ist es nicht anders beschaffen. Es ist die alte Klage der Moralisten, daß Beleidigungen lebhafter und länger empfunden, als Wohlthaten erkannt werden. In Absicht der Güter und Uebel, welche von der Natur herkommen, ist unsre Empfindungsart die nämliche. Eines kummerhaften Augenblicks, einer angstvollen Stunde erinnert sich der Mensch weit länger und weit deutlicher, als vieler fröhlichen Tage.

In der That, da die Freude der natürliche Zustand des Menschen ist, da sein Wohlseyn in nichts anderm besteht, als in dem ungehinderten Genusse seines Daseyns, in dem unbeschränkten Gebrauche aller seiner Kräfte: so hat dieser Zustand nichts so außerordentliches, daß er sich auszeichnete. Der Mensch ist glücklich und vergnügt, wenn er ganz Mensch ist, wenn er als solcher leben und handeln kann. So wie der völlig Gesunde gar kein Glied seines Körpers insbesondere fühlt: so wird der vollkommen Vergnügte beynahe gar keines Theils seines Zustandes auf eine bestimmte und deutliche Weise gewahr. Er verliert sein Ich, sobald alle Bedürfnisse desselben be-

friedigt sind, völlig aus den Augen. Er denkt dann nur an die Gegenstände außer sich, an die Menschen, mit welchen er umgeht, an die Geschäfte, die er treibt.

Der Schmerz hingegen ist ein Zustand wider die Natur, ein Schritt zur Zerstörung, eine Verengung des Daseyns, — ein Widerspruch mit den wesentlichen Kräften und Trieben des Menschen. Die Vorstellung desselben hat etwas so unterscheidendes und auffallendes in der Reihe unsrer übrigen Vorstellungen, daß sie die Aufmerksamkeit nicht anders als an sich ziehn kann, so lange sie da ist, und dem Gedächtnisse noch lange eingeprägt bleibt, nachdem schon die Ursache vorüber ist. Das Leiden ist dazu gemacht, den Menschen auf sich selbst zurückführen, seinen Blick von äußern Gegenständen abzuziehn, und ihn auf die in ihm selbst vorgehenden Veränderungen zu richten.

Man lernt die Natur des Schmerzens am besten kennen, wenn man ihn in seiner höchsten Stärke betrachtet. Man weiß aber, daß ein äußerst gewaltsamer Schmerz die ganze Seele überwältigen, ihre Denkkraft vernichten, und die Freyheit und Moralität ihrer Handlungen aufheben kann. Was ein sehr großer Schmerz im hohen Grade thut, das thut jeder Schmerz in einem ge-

wissen Grade. Jeder wirkt den natürlichen Bestrebungen des menschlichen Geistes entgegen, und treibt seine Kraft zurück, die sich durch beständige Thätigkeit außer sich gleichsam ausbreiten will. Er hemmt entweder den Lauf seiner Vorstellungen, deren freyer Fortgang sein inneres Leben ausmacht, oder er schiebt in die Reihe eine fremde, ganz davon abstechende ein, welche den Faden zerreißt. Der Schmerz ist ein Kampf, oder erregt denselben augenblicklich.

Und diesem so gewaltigen und so mächtigen Feinde soll die Geduld sich entgegenstellen; in diesem Kampfe soll sie den Sieg davon tragen.

Jede andre Tugend hat auch ihre Begierde, welche sie zu überwinden, oder im Zaume zu halten hat. Aber diese Begierden sind zum Theil aus selbstgemachten und erkünstelten Bedürfnissen entstandene und auf Irrthum und Meynung gegründete Begierden, zum Theil vorübergehende und abwechselnde Leidenschaften. — Der Ehrgeitz und der Eigennutz haben ihre Perioden, wo sie das Gemüth heftiger bestürmen, und andre, wo sie sich wieder besänftigen. Diese Augenblicke des Nachlasses kann die Vernunft ergreifen. — Zorn und sinnliche Liebe sind noch mehr den Krankheitsanfällen gleich, die nur aus einem periodisch-gesammelten Stoffe

entstehen, oder ihre eigne Veranlassung erfordern. Die Tugend der Sanftmuth, welche der Begierde nach Rache, — die der Keuschheit und Mäßigung, welche der Begierde nach sinnlicher Lust entgegenarbeitet, endlich Redlichkeit und Menschenliebe, welche Habsucht und Ehrgeiz in Schranken halten, finden zuweilen das Gemüth von selbst in derjenigen Stimmung gegen die Gegenstände jener Leidenschaften, welche sie zu anderer Zeit durch Ueberwindung hervorbringen müssen. Und da die Heftigkeit derselben gemeiniglich von Täuschungen der Einbildungskraft herrührt: so kann die Vernunft über jene Leidenschaften selbst einige Gewalt bekommen, indem sie diese Täuschungen durch Aufsuchung der Wahrheit zerstreut. — Die Geduld hingegen hat mit der allernatürlichsten, und mit einer immerwährenden Begierde des Menschen zu streiten: mit der Begierde nach Daseyn, — nach Fortdauer, nach Vollständigkeit seines Wesens, — nach einem ruhigen und ungehinderten Genusse seiner selbst. Hier kann die Vernunft keinen Irrthum in dem Wunsche zeigen, oder darthun, daß er auf einen bloßen Schein gerichtet sey; sie kann nicht durch die Berichtigung der Vorstellungen von Gut und Böse, den Grund der Leidenschaft heben. Sie kann nur der Heftigkeit derselben durch anderwei-

tige Betrachtungen entgegenarbeiten. Wenn andre Zerrüttungen des Gemüths, welche von Einbildungen und Voraussehungen herkommen, eine radicale Cur erlauben: so sind für diejenigen, welche aus dem wirklichen Schmerze entstehn, nur Palliativ-Mittel vorhanden.

Ein zweyter Grund, welcher die Geduld schwerer als andre Tugenden macht, ist: daß sie keine gesellige Tugend ist; — ich will sagen, daß sie nicht unter Menschen und gegen andre Menschen ausgeübt wird.

Es ist nichts, was dem Menschen so viel Kraft giebt, sich anzustrengen, als wenn er Zeugen seiner Handlungen hat. Sobald man weiß, daß man von andern Menschen gesehen, beobachtet, für das Gute, welches man thut, geehrt, wegen des Schweren, welches man überwindet oder ausrichtet, bewundert wird, — und hingegen wegen der Schwächen, die man blicken läßt, der Verachtung ausgesetzt ist: so biethet man alle seine Kräfte auf, sich in seiner vortheilhaftesten Gestalt zu zeigen.

Aus dieser Ursache ist eine andre schwere Tugend, die Tapferkeit, welche der Lebensgefahr trotzt, nach der gemeinen Meinung, die durch einige Erfahrungen bestätigt wird, unter den höhern Ständen gemeiner, als in den mittlern und niedri-

gern. Sie wird gewiß dem Heerführer leichter, als dem gemeinen Soldaten. Selbst die Tugend, von der wir reden, die Geduld im Leiden, — die in Krankheiten, findet in der Hoheit des Standes oder in der Größe des Ruhms des Leidenden, eine Unterstützung. Der König oder Held, der für jetzt zwar an sein Krankenlager gefesselt und von der Welt abgesondert ist, aber doch die Augen der Welt auf dieses sein Lager gerichtet glaubt; der sich gewissermaßen die Zeitgenossen und die Nachwelt als Zeugen der Standhaftigkeit, welche er auf demselben beweist, denken darf: findet noch hier dieselben Aufforderungen, dieselben Stärkmittel seines Muthes, die ihn am Tage der Schlacht, seiner selbst und des nahen Untergangs vergessen ließen. In der That stellt uns die Geschichte so viele, auch sonst schwache Könige als standhafte Sterbende vor, daß man geneigt wird, die Ursache davon in etwas, das ihnen gemeinschaftlich ist, also in ihren äußern Verhältnissen zu suchen.

Aber die allermeisten Leidenden sind in dem entgegengesetzten Falle: und der große Haufe der Menschen entbehrt bey den Prüfungen seiner Geduld dieses Hülfsmittels. — Alle Leiden, besonders die drückendsten, — Armuth, Krankheit, Verstümmelung, sondern den gemeinen Menschen von der

Gesellschaft ab, und entziehen ihn den Augen seiner Mitburger. Niemanden ist daran gelegen, zu wissen, wie er sich bey seinen Leiden beträgt, als den wenigen Freunden, die auch Theil an seinen Empfindungen selbst nehmen. Ist die Noth langdauernd, so wird vollends die Aufmerksamkeit andrer darauf schwächer: und mit ihrem Mitleiden gegen den Geduldigen hört auch die Bewunderung seiner Tugend auf. Der Gesunde kann sich den Zustand des Kranken, der Reiche die Lage des Dürftigen vielleicht augenblicklich mit einer gewissen Deutlichkeit vorstellen: aber lange können jene sich in die Stelle dieser nicht versetzen. Sie sind also bey fortwährenden Klagen eher geneigt, sie für übertrieben, und das Uebel für geringe zu halten. — Wenn auch die Tugend des Geduldigen unbestritten und sichtbar ist: so wird sie doch dem, welcher sie ausübt, lange nicht so hoch angerechnet, als sie ihm schwer und mühsam geworden ist.

Vom Ehrgeitze nicht unterstützt, muß also die Tugend der Geduld ganz auf ihrem eignen Grunde feste ruhen, — auf dem Bewegungsgrunde der Pflicht, auf der Ueberzeugung von der moralischen Trefflichkeit eines solchen Betragens. Wenn Murren und Ungeduld nur bey wenigen Menschen, die über die andern hervorragen, durch die Furcht vor

der Schande zurückgehalten werden können: so muß bey den übrigen die eigne Stärke des Gemüths und die Kraft guter Grundsätze diese Fehler wegschaffen.

So wie es aber eine große Ermunterung zu Erfüllung schwerer Pflichten ist, andre, — und viele Menschen zu Zeugen seines Rechtverhaltens zu haben: so liegt eine noch viel größere darin, wenn andre Menschen die Gegenstände dieser Pflichten sind; wenn ihnen dadurch Vortheile zuwachsen; wenn durch unsre Arbeiten oder unsre Beschwerden Erkenntniß oder Glückseligkeit über das menschliche Geschlecht ausgebreitet wird. Diejenigen Nachtwachen kosten einem Gelehrten wenig, durch welche er hofft sein Zeitalter aufzuklären. Eben dieselbe Anstrengung, auf Arbeiten gewandt, die keinen Einfluß auf andre hätten, würde ihm unerträglich werden. Alle wohlthätigen Tugenden sind fröhliche Tugenden. Man genießt des Vergnügens schon zum voraus, welches man andern zu machen hofft. Das angenehme Bild des Zwecks, den man zu erhalten gedenkt, versüßt das Unangenehme und erleichtert das Schwere der Mittel, welche man anwendet. — Man glaube nicht, daß dieser Bewegungsgrund mit dem nächst zuvor gedachten einerley sey; daß in diesem Reitze der Wohlthätigkeit geheimer Ehrgeitz

verborgen liege. Allerdings ist Dankbarkeit auch Hochachtung: und die Menschen, für deren Bestes wir arbeiten, sind auch die natürlichsten Zeugen und Bewundrer unsrer guten Eigenschaften. Aber es liegt doch bey der Belebung der Thätigkeit unsers Geistes, die aus dem größern oder geringern Einflusse unsrer Handlungen auf die menschliche Gesellschaft entsteht, noch ein anderes Triebwerk, als das der Ruhmbegierde zum Grunde. Es ist, glaube ich, eine Folge der geselligen Neigungen, die unsrer Natur eingewebt sind. — Gutes zu thun und Glückseligkeit auszubreiten, ist, nach dem frohen Genusse unsrer selbst, die eigentliche Bestimmung unsers Daseyns. So oft wir uns auch nur scheinbar schmeicheln können, Wohlthäter, Lehrer, weise Regierer, nützliche Gehülfen anderer gewesen zu seyn: so oft wird unser Gemüth durch eine natürliche Freudigkeit belebt. Und mit dieser Freudigkeit nach der Vollbringung steht die Betriebsamkeit während der Arbeit in einem gleichen Verhältnisse.

Auch diese Stütze fehlt der Tugend der Geduld größtentheils. Sie ist in dem Menschen selbst, der sie übt, eingeschlossen, und erstreckt sich nicht auf andre. Sie verändert nichts in der Welt, sie wirkt nichts, sie bringt nichts hervor. Sie zielt nur darauf ab, Ruhe im Innern zu schaffen, und die

Kräfte, die sich im Unmuthe verzehren, bis auf beßre Zeiten aufzusparen: aber sie selbst setzt sie nicht in das ihnen angemessene, dem Menschen so erfreuliche Spiel, das auch Spuren außer ihm zurückläßt. Oft, bey der äußersten Anstrengung, scheint der geduldige Mensch noch immer unthätig und unnütz zu seyn. Wenn sie ja noch einigen Einfluß auf andere äußert: so ist es bloß, den Leidenden den Personen, die ihn umgeben, weniger unangenehm zu machen, ihnen das widrige Gefühl, welches der Anblick des Schmerzens macht, oder die Beschwerden, welche die von ihm geforderte Hülfreichung ihnen verursacht, zu erleichtern. Für die Familie, die Freunde, die Dienstbothen dessen, der von körperlichen Uebeln, oder von Kummer und Verdruß niedergedrückt wird, ist es freylich ein Trost und gewissermaßen eine Wohlthat, wenn Gelassenheit, Sanftmuth und liebreiches Wesen ihren Vater, Freund oder Herrn, auch unter diesen Umständen auszeichnen. Wie Unzufriedenheit mit Haß, so steht Geduld und Zufriedenheit mit der Liebe in Verbindung. Es sind verwandte Empfindungen, die leicht in einander übergehen. Und wie das menschenfreundlichste Herz bitter, selbst grausam werden kann, wenn es mit einem ungeduldigen Temperamente verbunden ist, und durch hartnäckige, lang-

wierige Uebel geprüft wird: so kann hingegen mit wenigerer Anlage zur Zärtlichkeit, durch bloße Gelassenheit, der Mensch ein sehr leidlicher und selbst angenehmer Gesellschafter für diejenigen werden, die mit ihm die abwechselnden Schicksale seines Lebens theilen. Je höher, nach der Rangordnung der bürgerlichen Gesellschaft der Mensch steht, welcher sich in Krankheit oder Noth befindet; je mehr Menschen ihn umgeben; je mehrere durch Pflicht oder Interesse so mit ihm verbunden sind, daß sie sich seiner Gegenwart nicht entziehn können; je fürchterlicher ihnen sein Unwille, und je quälender für sie sein Mißmuth ist: von desto ausgebreiteterem und wohlthätigerem Einflusse ist seine Geduld. Wie viele Unglückliche kann die böse Laune eines kranken despotischen Königs machen: und welche Wohlthat für seinen Hof, für seine Staatsdiener und oft für sein Land ist die Gemüthsruhe, die er bey widrigen Zufällen in sich zu erhalten weiß!

Doch selbst dies, in solchen Verbindungen zu stehen, durch welche vielen unsre Ungeduld empfindlich und unsre gelaßne Ertragung des Uebels wohlthätig wird: selbst dieser Umstand ist ein Glück, in dessen Besitz nur wenige sind. Tausende von Menschen stehen einzeln in der Welt da, und werden von den Pfeilen des Schicksals getroffen, ohne daß

andre dadurch berührt würden. Andre hängen nur durch so schwache Bande mit der Welt zusammen, daß solche bald durch das Unglück aufgelöst werden. Der Kreis ihrer Wirksamkeit vermindert sich zugleich mit ihrem Wohlergehn. Sie verlieren das Verdienst ihrer Standhaftigkeit, weil sich die Welt schon von selbst vor ihrer übeln Laune in Sicherheit gesetzt hat, indem sie sich von ihnen zurückzieht.

Und gesetzt, dies wäre nicht unser Fall: wie traurig muß es dessen ungeachtet scheinen, wenn mit derselben Geistesanstrengung, welche unter günstigen Umständen vielen andern Menschen Freude und Vortheile bringen könnte, nun nichts weiter zu bewirken ist, als nur weniger zu mißfallen, andre weniger leiden zu lassen.

So viel also von den Schwierigkeiten der Geduld: sie hat einen größern Kampf auszuhalten, und hat weniger schmeichelhafte Belohnungen zu erwarten, als viele der aktiven Tugenden des geselligen Lebens.

Aber sie ist nichts desto weniger eine höchst nothwendige Tugend für den Menschen in einer Welt, aus welcher das Uebel nicht weggeschafft werden kann. Sie ist sogar das einzige, dem Menschen nie ganz entstehende, nie ganz unwirksame Hülfsmittel

mittel gegen dasselbe. Und zwar lindert sie nicht nur das Gefühl des Schmerzens, sondern sie trägt auch dazu bey, das Uebel wegzuschaffen. Sie gehört nicht bloß zu den Vertheidigungswaffen, welche den Feind abhalten, daß er nicht bis zu dem innersten Heiligthume des Menschen, seinem Verstande und seiner Moralität, dringe, jenen zerrütte und diese vergifte, — schreckliche Folgen, welche aus langdauernder Noth bey unruhigen und heftigen Gemüthern oft entstehn: sondern sie dient selbst als Werkzeug des Angriffs, den Feind zurückzutreiben; sie unterstützt und begünstigt alle Maßregeln, welche der Mensch zu seiner völligen Befreyung von dem Uebel nimmt.

Ich will von körperlichen Uebeln anfangen, denen abzuhelfen am wenigsten in des Menschen Gewalt steht.

Es ist gewiß, daß in unsrer Maschine eine Kraft liegt, sich selbst wiederherzustellen, wenn sie in Unordnung ist; und daß alsdann alle ihre Bewegungen, selbst die, durch welche die gefährlichsten oder schmerzhaftesten Symptome der Krankheit veranlasset werden, darauf abzielen.

Wenn aber diese Bewegungen ihren Zweck erreichen sollen, so ist es nothwendig, daß sie nicht gestört werden. Je mehr Ruhe allen Fibern, Ner-

ven und Gefäßen alsdann gelassen wird: desto eher können sie die Materie der Krankheit, die sich in ihnen angehäuft hat, überwältigen und fortschaffen; oder desto schneller können sie, wenn sie blos abgespannt sind, ihren Ton wieder erlangen. Nichts aber befördert diese Ruhe mehr, nichts kömmt der wohlthätigen Wirksamkeit der Maschine zu ihrer Wiedergenesung mehr zu Hülfe, als Geduld, und Ruhe der Seele.

Jede Leidenschaft bringt ihre eigenen Bewegungen im Körper hervor; jede verändert auf eine andere Weise den Lauf des Blutes, die Absonderung aller Säfte, und die Wirksamkeit aller festen Theile. Und zwar sind diese Veränderungen bey unangenehmen Leidenschaften allemahl widernatürlich, und also dem Körper nachtheilig. Sie unterbrechen nicht nur, durch ihre zu unrechter Zeit eingemischte Wirksamkeit, den ruhigen Fortgang der mechanischen Bewegungen, die auf Erhaltung und Wohlbefinden der Maschine abzielen: sondern sie bringen auch ganz neue Bewegungen hervor, die den Symptomen von Krankheiten ähnlich sehn, und oft die Ursachen derselben werden.

Ungeduld demnach, sie äußre sich durch Mißmuth oder Zorn, durch Niedergeschlagenheit oder Aufbrausung, thut bey schon vorhandenen Krankheiten

einen noch weit gewissern Schaden. Geduld hingegen ist ein wahrer Balsam, der, indem er den Reitz des wunden Theils vermindert, der Natur die Heilung leichter macht. Jene erzeugt neuen Krankheitsstoff, indeß der alte weggeschafft werden soll, und bringt die schon unordentlich bewegten Räder der Maschine in neue Zerrüttung. Diese überläßt wenigstens den Körper ganz sich selbst und seinen natürlichen Heilungskräften; sie giebt ihm Zeit und Ruhe, sich zu erhohlen; und trägt selbst dazu bey, die Bewegungen in seinen Säften dem natürlichen und gesunden Zustande um etwas näher zu bringen.

Dieses sind nicht bloße Speculationen: sondern die Erfahrung bestätiget es, wenigstens bey kleinern Uebeln, welche die Natur überwältigen kann.

Von dieser Art ist das Uebel der Zahnschmerzen: — als Krankheit selten von Bedeutung, als Schmerz oft wütend, und fähig, die Geduld des Standhaftesten zu überwinden. Aber es versuche es der Mensch, welcher davon leidet, und bisher gewohnt gewesen ist, bey Anfällen desselben sich der Ungeduld, zu welcher es so sehr reitzt, zu überlassen, sie durch heftige, körperliche Bewegungen, durch stürmisches Umherlaufen, durch Geschrey oder unaufhörliches Seufzen zu äußern: er versuche es, sage ich, ob er so viel über sich erhalten könne, nur

eine kurze Zeit ruhig und stille zu sitzen, sich keinen Laut, keine Bewegung der Ungeduld zu erlauben. Er horche gleichsam seinem Schmerze zu, und vereinige alle Kräfte, die ganze Aufmerksamkeit seiner Seele auf die Empfindung desselben, mit dem Vorsatze, sie zu ertragen: und ich glaube, nach meiner Erfahrung, ihm versprechen zu können, daß der Schmerz, dem er nun nicht mehr mit Gewalt zu widerstehen sucht, einige Augenblicke zwar stärker wüten, aber in kurzem nachlassen, und eher aufhören wird, wenn er nicht aus unüberwindlichen Ursachen entsteht. Alle Krankheitsanfälle und schmerzhafte Symptomen, bey welchen die Nerven mit im Spiele sind, wo Krämpfe oder unnatürliche Erschlaffung und Anspannung die Ursachen des Uebels sind, stehen auf gewisse Weise in näherer Verbindung mit der Seele. Und so wie sie von der einen Seite oft den Verstand mehr verdunkeln, und die Freyheit mehr stören, als andre körperliche Uebel: so sind sie von der andern auch dem Einflusse des Geistes mehr unterworfen, werden durch die Ruhe desselben eher besänftigt, und geben der Standhaftigkeit des Menschen, wenn sie durch stilles Ausharren die natürliche Bemühung der Organe, sich wiederherzustellen, unterstützt, eher nach, als

die Krankheiten, welche in den festen Theilen oder in dem Blute ihren Sitz haben.

Doch die wohlthätige Heilkraft der Geduld schränkt sich nicht bloß auf Nervenübel ein. Aufmerksame Aerzte müssen es oft bemerkt haben, daß gelassene Kranken eher gesund werden, als ungeduldige; — daß bey einem und eben demselben Kranken die Paroxysmen nachlassen, oder sich verdoppeln, je nachdem die Ungeduld und Trostlosigkeit sich seines Gemüths bemeistert, oder Geduld und Ergebung in den Willen der Vorsehung dasselbe beruhigt. Sie wiederhohlen es ja oft bey den Krankenbetten, daß ihre Cur beschleunigt und weit sichrer seyn würde, wenn sie auf eine Zeitlang ihre Patienten in Maschinen verwandeln, und ihnen alles Denken, welches im Zustande des Leidens gemeiniglich auf Beunruhigung und Entkräftung hinausläuft, untersagen könnten. Nun, der geduldige Mann erfüllt einen Theil dieses Wunsches. Wenn auch der Fortgang seiner Ideen nicht ganz stille steht, so ist doch ihre Folge nicht so schnell, ihre Abwechselung nicht so stürmisch, als bey dem Ungeduldigen: und es entsteht also auch daraus nicht diejenige Erschöpfung, durch welche eigentlich die Wirksamkeit des Geistes dem kranken Körper schädlich wird. — Sein

Geist kann zwar seine Functionen nicht ganz aufgeben, um dem Körper die seinigen desto ungestörter vollbringen zu lassen: aber indem er seine Begierden nach Vergnügen, und seinen Widerwillen gegen den Schmerz, den Gesetzen seiner Natur und dem Willen ihres Urhebers unterwirft, kann er auch seinen Ideengang freyer, leichter, für den kranken Zustand der Maschine anpassender, und für deren Wiederherstellung unschädlicher machen.

Wenn die Geduld ein Hülfsmittel gegen Uebel des Körpers ist, die von den Vorstellungen und Neigungen der Seele am wenigsten abhängen, und ihren eignen Gesetzen folgen: so ist sie noch weit nützlicher bey Kummer und Betrübniß, — Krankheiten, welche die Seele unmittelbar angreifen, und aus der Natur derselben die ihrige herleiten; so ist sie es noch weit mehr bey denjenigen Unglücksfällen, welche das Vermögen, die Ehre, oder überhaupt das äußere Wohl des Menschen betreffen. — Jene Seelenkrankheiten haben gemeiniglich die unmäßige Schätzung eines verlornen Gutes, oder eines verfehlten Endzwecks zum Grunde. Die Cur geschieht durch Verbesserung der Einsicht durch eine Wahrnehmung des Irrthums, durch eine Absonderung des Täuschen-

den und des Wahren in den Gegenständen unſrer Wünſche und unſers Abſcheues. Aber um dieſe Cur zu bewirken, muß die Vernunft mit ihren Vorſtellungen gehört werden; wir müſſen eines ruhigen und unbefangenen Nachdenkens fähig, wir müſſen Meiſter über unſre Aufmerkſamkeit, und frey in der Direction derſelben ſeyn. Und dazu nun iſt die geduldige Ertragung dieſer unangenehmen Eindrücke der erſte Schritt. Gelaſſenheit und Stille muß vor der völligen Selbſtbeherrſchung und Gegenwart des Geiſtes, bey einem Betrübten oder Schwermüthigen, wie bey einem Zornigen, vorhergehn. Erſt muß das Gleichgewicht unter denjenigen Veränderungen der Seele hergeſtellt ſeyn, wobey ſie bloß leidend war: ehe ihre thätige Kraft, die Vernunft und die moraliſche Freyheit, ihre ungehinderte Wirkſamkeit äußern kann. Je mehr alſo der Menſch gewöhnt iſt, anfangs unter dem Uebel, das ihn überfällt, wie ein demüthiger Unterthan unter der ihm von ſeinem Obern aufgelegten Laſt, ſich nur zu beugen, ohne zu murren, und wie die Mexicanerin, nach Montaignes Erzählung, ihrem neugebornen Sohne geboth, — zu leiden und zu ſchweigen: deſto eher wird er ſich auch aus dieſer Unterdrückung wieder emporheben können. Die zerſtreueten Le-

bensgeister werden sich eher wieder sammeln, die verworrenen Ideen werden sich eher von selbst zu einer gewissen Deutlichkeit läutern: und durch beydes wird ein Gefühl von Kraft weit eher in den geschwächten Geist zurückkehren, wenn er nur nicht durch seine eigne, aber unordentlich und falsch gerichtete Activität, die Eindrücke von der Empfindung des Uebels vergrößert.

Da bey denjenigen Uebeln, welche in der äußern Lage des Menschen, in dem Zustande seines Eigenthums oder seiner Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft liegen, durch kluge Anstalten, durch Fleiß und Geschicklichkeit, weit mehr, als bey den persönlichen Uebeln, ausgerichtet werden kann; da sie innerhalb der eigentlichen Sphäre der menschlichen Thätigkeit sind, wo jeder Veränderungen zu seinem Vortheile machen kann: so muß auch, zur Abhelfung solcher Uebel, diejenige Tugend von noch größrer Wirksamkeit seyn, welche, (wie dies Geduld und Gelassenheit in allen Fällen thut), den Verstand zum Nachdenken aufgelegt erhält, den Menschen vor unbesonnenen Schritten sowohl, als vor einer völligen Trägheit bewahrt, und von seinen anderweitigen guten Eigenschaften — den Mitteln, sich den Menschen beliebt, und sie zu Werkzeugen seines bessern Glücks zu machen, — den

Schleyer wegzieht, in welchen sie der Unmuth und die üble Laune des Unglücklichen so oft hüllet.

Geduld ist die erste Grundlage zum Charakter des Helden. Um in Noth und Gefahr kluge Maßregeln zur Rettung zu nehmen; um sich aus mißlichen Umständen herauszuziehn, und von erlittenen Unglücksfällen die Folgen wieder gut zu machen: dazu ist eine verdoppelte Activität des Geistes nöthig. Aber auch zu der gewöhnlichen ist der Mensch unfähig, sobald er, mit der Größe seines Uebels allein beschäftigt, diejenige Kraft mit Klagen und Murren erschöpft, die er zum Handeln anwenden sollte.

Ein Umstand, der die Geduld bey jenen Ehre und Vermögen betreffenden Unglücksfällen, zu einer doppelt nothwendigen Tugend macht, ist, daß Gunst und Liebe der Menschen beynahe die einzigen Hülfsmittel sind, sich aus denselben zu retten, oder sie zu erleichtern, — und daß die Liebenswürdigkeit des Unglücklichen sehr von seiner Geduld und Gleichmüthigkeit abhängt, wenigstens durch Ungeduld und Murren gewiß gestört wird. In allen den Uebeln, die unmittelbar auf Zerstörung abzielen, und die mit einem sichtbaren und heftigen Schmerze verbunden sind, vergiebt man dem Leidenden auch eine an sich mißfallende Aeu-

ßerung seiner Empfindungen. Aber wenn der Mensch nur über den Mangel von Gütern und Vorzügen klagt; wenn er noch nicht an seiner Person leidet, sondern sich nur durch Vergleichung mit andern, durch Furcht und wegen der Ansprüche, die er zuvor hatte, und die ihm vereitelt worden sind, elend fühlt: dann findet er nicht eine so bereitwillige Theilnahme, daß ihm auch das Uebermaß seines Schmerzens und das Unschickliche in dessem Ausdrucke zu gut gehalten würde. — Klagen und Unwillen, selbst Niedergeschlagenheit, macht den Dürftigen, den Verlassenen und Hintangesetzten andern Menschen nur lästig. Dadurch verschließt er sich vielleicht den Weg zur Verbesserung seiner Umstände. Denn gerade deswegen fliehen die meisten den Unglücklichen, weil sie sich vor den Ausbrüchen seiner übeln Laune, oder vor dem Ansteckenden seiner Schwermuth fürchten: und wen man flieht, wie kann man dem beystehn? Durch nichts hingegen empfiehlt sich ein Nothleidender, ein Armer, ein vom Schicksale gekränkter Mann so sehr, als wenn er von seinem Unglücke wenig redet; wenn er selten klagt, oder mit Gelassenheit klagt; wenn er sogar eine gewisse Heiterkeit blicken läßt, und an den Freuden andrer Theil zu nehmen fähig bleibt.

Nicht nur schätzt man ihn deswegen höher, weil man in dieser frohen Stimmung des Gemüths einen gewissen Edelmuth entdeckt: sondern man hat ihn auch lieber um sich; man läßt sich eher mit ihm in Verbindung ein, weil man durch ihn in seinem Vergnügen weniger gestört wird. Alles aber, was dem Unglücklichen den Zutritt zu andern Menschen erleichtert, bahnt ihm auch die Wege zu einem günstigern Schicksale.

Wenn ein heiteres und fröhliches Angesicht immer ein liebenswürdiges Gesicht ist: so ist es bey dem Unglücklichen ein ehrwürdiges Gesicht. Gute Laune, und die Stimmung des Gemüths, Vergnügen zu geben und zu empfangen, macht ohne Zweifel eine der Eigenschaften des Menschen aus, die seines Gleichen, wenigstens die, welche mit ihm umgehn, am meisten schätzen, und die oft in ihren Augen die Stelle noch gründlicherer Verdienste und größerer Tugenden ersetzt. Bey dem großen Haufen aller Stände gilt Lustigkeit für Liebenswürdigkeit: ob sie gleich nur dann diesen Nahmen verdient, wenn sie aus gutem, menschenfreundlichen Herzen herstammt, und mit Verstande und Kenntnissen vergesellschaftet ist. Aber wenn diese gute Laune die Folge der Geduld und der Ueberwindung seiner selbst ist, wenn der Mensch sich den

frohen Muth selbst gegeben hat, indem er die finstern Ideen, welche ihm die Empfindung aufzwang, durch Ueberlegungen der Weisheit und der Pflicht zerstreute: dann muß auch der strengste Richter des menschlichen Werths diese Fröhlichkeit für das Kennzeichen eines edlen und achtungswürdigen Geistes erkennen.

Der Werth und der Nutzen der Geduld wird drittens noch dadurch sehr vermehrt, daß sie gleichsam ein Bestandtheil so vieler andern Tugenden ist; — daß sie auch dem glücklichen und gemeinnützig thätigen Manne, in vielen Augenblicken seines Lebens, und bey vielen seiner Geschäfte, nothwendig wird, wenn er seine Zufriedenheit oder seinen Fleiß ununterbrochen erhalten soll.

Bey sehr vielen Vorfällen und Lagen des Lebens, die an sich nicht unglücklich sind, kommen doch einzelne unangenehme Empfindungen vor: — bey vielen Unternehmungen, die im Ganzen gut von statten gehn und dem geschäftigen Manne die Erfüllung seiner Wünsche versprechen, treten doch einzelne Schwierigkeiten und Hindernisse ein, die ihm bald lange Weile, bald Verdruß und Kummer verursachen. — Wenn er in jenen Lagen sich vernünftig betragen und heiter bleiben, wenn er mit diesen Geschäften glücklich zu Stande kommen soll:

so muß er gelernt haben, Unannehmlichkeiten zu erdulden und unter Beschwerden auszuhalten. Selbst der Genuß des Vergnügens hat seine Augenblicke, wo Geduld nöthig ist. In der besten Gesellschaft giebt es Zwischenräume von Leere und langer Weile. Das wußte der Weltmann Chesterfield, der sein Leben in sehr guter Gesellschaft zugebracht hatte. Er, der sich bey der Erziehung seines Sohns nichts so sehr zum Zwecke setzte, als ihn zum vollkommensten Genusse der geselligen Freuden, unter den ausgewähltesten Menschen von Europa vorzubereiten, fand es nothwendig, ihm zu wiederhohlten Mahlen die Regel einzuschärfen, daß er lernen müsse, die lange Weile in der Gesellschaft mit gutem Anstande zu ertragen. So deutlich hatte ihn seine Erfahrung gelehrt, daß auch unsre Ergötzungen nur Abwechselungen von angenehmen und verdrießlichen Momenten sind; und daß, um in dem Genusse jener nicht gestört zu werden, die Vernunft uns in diesen zu Hülfe kommen müsse, diejenige Gemüthsheiterkeit zu erhalten, von welcher eben so wohl unsre Empfänglichkeit für das Vergnügen, als unsre Fähigkeit, andern Vergnügen zu machen, und ihnen liebenswürdig zu erscheinen, abhängt.

Würde es wohl dem Manne vom reichsten und thätigsten Genie möglich seyn, mit irgend einem Werke der Wissenschaft oder der Kunst zu Stande zu kommen, wenn er nicht bey denjenigen Theilen seiner Arbeit, die weniger angenehm sind, oder mehr Schwierigkeiten haben, mit Geduld auszuharren vermöchte? Jeder zu durchreisende Weg hat seine sandigen und nackten Stellen, die demohngeachtet nicht vorbeygegangen werden können, wenn man zum Ziele gelangen will. Jeder Gegenstand, er beschäftige die Imagination des Dichters, oder den Verstand des Philosophen, hat seine leeren, weniger an Ideen fruchtbaren Seiten, oder seine finstern und abschreckenden Tiefen, die den Fleiß des Forschers, und die Anstrengung des Nachbilders mehr ermüden und weniger belohnen. Demohngeachtet muß ihr Geist weder aus Ungeduld diese Theile überspringen, noch aus Unlust sie nachläßiger behandeln, wenn nicht ihre Werke Fragmente bleiben, oder Unvollkommenheiten und Mängel bekommen sollen, die auch den Glanz und die Wirksamkeit der mit Wohlgefallen ausgearbeiteten Theile schwächen. — Der Geschäftsmann findet sich in einem ähnlichen Falle, und hat vielleicht noch weit mehr der Geduld nöthig. Wie würde er seine Pflicht erfüllen können, wenn er nicht einförmige und verdrießliche

Geschäfte sowohl, als abwechselnde und angeneh=me, zu bearbeiten wüßte. — Ueberdies muß er, wie jeder Wohlthäter der Menschen, und der seine Arbeiten ihrem Dienste widmet, viel Geduld ge=gen diejenigen beweisen, mit denen er gemeinschaft=lich arbeitet, viel gegen diejenigen, denen er Gutes zu thun gedenkt.

Ueberhaupt da, nach den Gesetzen der Natur, kein Theil des menschlichen Lebens durchaus glück=lich, — keine lange Dauer seiner Zeit mit lauter ergötzenden Empfindungen angefüllt ist; da kei=ne seiner Unternehmungen, während ihres gan=zen Laufs, mit gleich schnellen Schritten zum Ziel eilt: so hat er allenthalben mehr oder weniger Ge=duld nöthig, um für seine Laufbahn in dieser Welt ausgerüstet zu seyn. Auf Ertragung oder Ueber=windung unangenehmer Gefühle muß, bey den mei=sten seiner Handlungen, ein Theil der Kraft aufge=wandt werden, welche zum Gelingen derselben nö=thig ist. Die Fertigkeit hierin ist eine Bedingung, ohne welche er wenige seiner Pflichten erfüllen, wenige Güter des Lebens genießen kann. Die Na=tur selbst zeigt mit dem langsamen Fortschritte ihrer Operationen von der Saat zu Ernte, was sie vom Menschen verlangt: nähmlich zu arbeiten auf Hoff=nung, und unter den Abwechselungen der Jahres=

zeiten und der Zufälle, die Frucht geduldig zu erwarten.

Wessen Geduld nun in der Schule großer Widerwärtigkeiten geübt worden: der ist gewiß eben deswegen, wenn nur seine Kräfte ungeschwächt geblieben sind, desto liebenswürdiger, zum Dienste der Gesellschaft desto brauchbarer, und zu allen Endzwecken des Lebens mehr vorbereitet.

Ehe ich zu den Hülfsmitteln fortgehe, welche die Geduld befördern, will ich noch etwas von den Verschiedenheiten hinzusetzen, welche dieselbe, nach der Beschaffenheit der zu ertragenden Uebel, annimmt: wodurch die Natur dieser Tugend überhaupt noch in ein helleres Licht gesetzt werden wird.

Es giebt eine Geduld für die lange Weile, eine andre für den körperlichen Schmerz. Die Affectionen des Herzens, bey welchen Geduld nöthig ist, sind entweder Betrübniß über verlorne Güter, oder Kummer über gefürchtete Uebel, oder Unwille über erlittenes Unrecht. Und von eben so vielen verschiedenen Schattirungen ist auch die Geduld, welche diese Leidenschaften besänftiget. Diese Unterschiede sind nicht bloß verschiedene Gesichtspuncte, unter welchen wir eine und dieselbe Tugend betrachten. Es sind wirklich in

der

der Natur abgesonderte und oft getrennte Charakterzüge. Die Erfahrung lehrt, daß die geduldigen Menschen sich wirklich in diese Classen abtheilen. Es giebt Personen, welche eine dieser Arten Geduld haben, und der andern ermangeln. Einige sind standhaft in Krankheiten, und können sogar heftige Schmerzen ertragen, ohne ihre Empfindunden laut werden zu lassen, — die doch außer Stand sind, auf etwas ruhig zu warten, die eine fehlgeschlagne Hoffnung außer sich setzt, die durch alles, was ihre Arbeiten verzögert, oder sie in der Verfolgung ihrer Absichten aufhält, sogleich ganz abgeschreckt und muthlos gemacht werden. Andre, die mehr zärtlichen Herzens sind, werden von Traurigkeit über den Tod geliebter Personen überwältigt, und zu unmännlichen Klagen gebracht, — indeß sie einen Verlust an ihrem Vermögen, oder Widerwärtigkeiten auf der Laufbahn ihres Glücks mit gesetztem Muthe ertragen. — Die Charaktere der Menschen unterscheiden sich vorzüglich durch die ungleichen Grade der Empfindlichkeit, die sie, in Absicht der verschiedenen Classen angenehmer und unangenehmer Gegenstände, haben. Die Vernunft und die Motive der Geduld finden also, bey gleichen Uebeln, in dem einen Menschen eine stärkere Empfindung zu überwinden, als bey dem

andern. Kein Wunder, daß sie nicht gleichviel bey beyden ausrichten.

Die erste Art der Geduld, die, welche die lange Weile erträgt, ist auf gewisse Weise die Grundlage, wenigstens ein Bestandtheil aller übrigen Arten. Denn das Uebel, welches in der Empfindung einer zu langsam fortfließenden Zeit liegt, — das Uebel eines leeren und unbeschäftigten Daseyns, — mischt sich in alle andere Uebel, und giebt ihnen oft den Stachel, der uns am tiefsten verwundet. Jeder Schmerz macht, wie die gemeinste Erfahrung lehrt, daß uns die Zeit lang vorkömmt. Der heftige Wunsch der Seele nach dem Ende desselben ist Ursache, daß sie die Augenblicke dahin gleichsam zählt, und also eine lebhaftere Vorstellung von der Dauer der Zeit bekömmt. Scheint es nicht oft einem halbwachenden Kranken unmöglich, daß noch nicht mehr Stunden der Nacht vorüber seyn sollten, als seine Wärter ihm angeben? — Um deswillen macht aber auch oft eine bloße Unpäßlichkeit, oder eine langsame Wiedergenesung den Menschen ungeduldiger, als eine heftige Krankheit in ihrer gefährlichsten Periode. Hier ist er mit seinem Schmerze, oder der Sorge für seine Erhaltung so beschäftigt, daß er an keine andre Sache denkt: dort fühlt er außer seinem kranken Körper, auch

noch den Mangel seiner gewohnten Beschäftigungen. Und dies vornähmlich reitzt zur Ungeduld.

Diejenigen Uebel, welche die Seele unmittelbar angreifen, wie Betrübniß und Kummer, beschäftigen zwar zugleich dieselbe, und verhindern also das Gefühl der langen Weile: aber nur in einzelnen Stunden und Tagen, — besonders in den nächsten nach den Vorfällen, welche Ursache unsers Leidens waren, — nicht in dem ganzen Zeitraume, in welchem die Folgen davon fortdauern. Beyde, die Lage des Betrübten und die des Bekümmerten, bringen es mit sich, daß sie viele Augenblicke haben, die sie nicht so gut auszufüllen wissen, als sie vordem gewohnt waren, oder als sie überhaupt wünschen. Der Verlust eines Freundes, eines geliebten Kindes oder Anverwandten wird uns nie empfindlicher, als in den Stunden, die wir ehemals mit ihnen zuzubringen pflegten, und die jetzt für uns einsam und langweilig sind. Jede Trennung von einer geliebten Person hat dies zur schmerzhaftesten Folge, daß dadurch eine Leere in unserm Leben entsteht, daß unsrer Thätigkeit ein Gegenstand und eine Veranlassung entzogen wird. Ja, so wie dies der edelste Genuß ist, den ein Mensch von dem andern haben kann, das uneigennützigste Band, welches Zweye zusammenknüpft, wenn sie entweder

ihre Ideen gegen einander austauschen, oder wechselseitig Empfindungen des Herzens durch Aeußerung der ihrigen erwecken, oder sich endlich in der Uebung und Anwendung ihrer Kräfte einander beystehn: so ist in der Betrübniß, welche der Tod oder die Entfernung geliebter Personen verursacht, nichts moralischer, nichts für die vortreflichsten Menschen so bitter, als diese ihrem Verstande entzogene Nahrung, die aus Mangel eines gleich empfindenden Wesens zu befürchtende Trockenheit und Kälte des Herzens, diese ihnen drohende Erschlaffung ihrer Geistesthätigkeit; lauter Uebel, welche, mehr oder weniger, auf das unangenehme Gefühl der langen Weile hinauslaufen, und wenn man sie nicht genauer untersucht, unter diesem allgemeinen Nahmen zusammengefaßt werden. Gewiß hat also die Geduld, welche jene Betrübniß mäßigen soll, mit diesem Gefühle zu kämpfen. Seine eigne verminderte Activität ertragen lernen, ist der erste Schritt, jeden andern großen Verlust, der mehr auf den Geist als Körper Bezug hat, mit Standhaftigkeit auszuhalten.

Auf gleiche Weise macht Kummer und Sorge lange Weile. Wenn das Gegenwärtige unangenehm ist, so erwartet man die Zukunft mit Verlangen. Dem Wartenden aber dünkt immer die Zeit

lang. — Ueberdies ist in solchen Zuständen das Gemüth gemeiniglich nur mit einer oder mit wenigen Ideen beschäftigt, und entbehrt derjenigen Abwechselung und Lebhaftigkeit in seinen Gedanken und Empfindungen, welche eigentlich zeitverkürzend und der langen Weile entgegengesetzt ist. Für den Kummerhaften nehmen alle Gegenstände eine schwarze Farbe an. Dadurch verlieren sie aber zugleich ihre Mannigfaltigkeit, werden einförmig und langweilig.

Warten zu können ist also eine wesentliche Eigenschaft jedes Geduldigen. Aber es giebt auch Fälle genug, wo das Warten allein schon die Geduld üben und prüfen kann.

Die Gemüthsstimmung dessen, der geduldig warten soll, besteht entweder in der Gelassenheit, oder Beherrschung derjenigen Begierde, welche Ursache ist, daß wir mit unsern Gedanken einer gewissen Zukunft entgegeneilen; — oder sie setzt die Fähigkeit voraus, sich in der Zwischenzeit mit andern Gegenständen, oder mit sich selbst beschäftigen zu können. Man wartet deswegen so ungern, weil man gemeiniglich etwas erwartet, dessen langes Ausbleiben uns verdrießlich fällt: und weil man, mit der Idee dieses nahen Ziels beschäftigt, unvermögend ist, neue Endzwecke sich vorzusetzen, oder

auch andre Ideen in sich zu erwecken. Und wenn es Menschen giebt, welche die Kunst, geduldig zu warten, besser verstehen, als andre: so sind es entweder solche, welche ruhigere Wünsche und gelassenere Begierden haben, und denen also an dem schnellen Vorbeyeilen der Zeit weniger gelegen ist; oder solche, die gelernt haben, auch die kleinen Ueberreste und Abgänglinge der Zeit zu nutzen, indem sie sich sogleich zu neuen Beschäftigungen wenden, oder in Ermangelung alles andern ihren eignen Gedanken ein freyes Spiel geben. Auch das hoc age, — die Regel, mit seiner ganzen Seele da zu seyn, wo man mit seinem Körper ist, ist vortrefflich fürs Ertragen, so wie für das Vollbringen der Dinge.

Ueberhaupt ist derjenige Mensch zur Geduld am fähigsten, der in sich selbst eine Quelle der Zufriedenheit und des Vergnügens hat, welche unabhängig von den Dingen und Menschen ist, die ihn umgeben. Alles, was Uebel und Unglück heißt, entzieht ihm unfehlbar den Beytrag eines Theils dieser letzten zu seiner Glückseligkeit. — Ganz leer von allen angenehmen Empfindungen bleiben, keine einzige seiner Begierden befriedigen, keine seiner Kräfte beschäftigen können, und doch diesen Zustand mit Gemüthsruhe und ohne Murren ertragen: — das ist über die Kräfte des Menschen. Also um die

Geduld, die nur ein minderer Grad von Zufriedenheit, so wie diese ein schwächeres Vergnügen ist, dem Menschen möglich zu machen, muß etwas Gutes, und das er mit Wohlgefallen empfinden könne, ihm für jeden traurigen oder verdrießlichen Zustand, der ihm bevorsteht, gesichert bleiben. Und was ist ihm wohl unter allen Gütern, die er besitzt, so gesichert, was kann es seyn, als er selbst; sein Verstand, und noch mehr sein Herz, d. h. seine Tugend? Dies ist das letzte, aber auch das einzige Bollwerk, bis zu welchem kein Feind dringen, oder welches nicht eher von dem Uebel oder dem Schmerz, die ihn angreifen, bezwungen werden kann, bis er selbst zerstört ist, und mit dem Bewußtseyn auch die Möglichkeit verliert, unglücklich zu seyn. — Reichthum und Ehre hängen am losesten mit uns zusammen. Und wenn auch bey denjenigen, denen das Glück beydes in einem größern Maße zugeworfen hat, ungewöhnliche Zufälle oder ungewöhnliche Thorheiten dazu nöthig sind, sie des Besitzes dieser Güter zu berauben: so sind doch die gewöhnlichen Abwechselungen des menschlichen Lebens hinlänglich, ihnen den Genuß der Vergnügungen, welche von jenen Gütern abhängen, entweder unmöglich oder unschmackhaft zu machen. Der Mensch verliere nun dieselben, oder er verliere ihren Gebrauch: so bleibt ihm von

den äußern Gütern hauptsächlich die Freundschaft und das häusliche Glück übrig: und dann ein gesunder Körper und ein des Denkens und Empfindens fähiger Geist. Mit jenen umgeben und mit diesen ausgerüstet, kann er dem Verluste des Uebrigen leicht trotzen. Ein gesunder Mensch, der Fähigkeiten hat, und den Willen, etwas Gutes zu thun, erwirbt sich leicht sein Auskommen, und gelangt vielleicht zu Reichthum und Ehre: und der vertraute Umgang mit Wenigen kann die Augenblicke der Erholung zwischen seinen Arbeiten ausfüllen. Aber auch auf diesem enger und mehr verschanzten Platze ist er noch lange nicht vor den Angriffen des Schicksals sicher. Seine Freunde und Verwandten können sterben; einige entfernen sich vielleicht von ihm, oder verlassen ihn gänzlich. Seinen Körper peiniget der Schmerz, verunstalten Wunden, und entnerven langwierige Krankheiten. — Dies ist ein nahe an den Geist dringendes Uebel. Ist in diesem wenig von natürlichen und eingesammelten Schätzen; fehlt es an Kraft zu denken, oder an der Cultur, welche dieser Kraft Beschäftigungen anweist und dieselbe erleichtert: so ist der arme, verlassene und kranke Mensch, selbst in dem Intervalle des gemilderten Schmerzens, nahe an dieser völligen Leerheit der Seele, welcher die Ungeduld auf

dem Fuße nachfolgt. Hingegen der Kranke, ohne Vermögen und ohne Freunde, der ein denkender und ein mit guten Kenntnissen und guten Principien bereicherter Mann ist, behält, so lange sein körperliches Uebel und seine äußern Unglücksfälle seinen Verstand nicht schwächen, einen Trost und eine Unterhaltung, welche andern Menschen verborgen ist. Kein Wunder, wenn er Einsamkeit und Trübsale, die jenen unerträglich scheinen, geduldig aushält, weil er eine Welt, die er betrachten kann, in sich selbst trägt, hier Endzwecke findet, die er noch immer zu verfolgen, und Arbeiten, die er auszurichten vermag, nachdem alle seine übrigen Absichten gestört, und seine Geschäfte unterbrochen worden sind. Aber auch diese Schärfe des Verstandes, die den denkenden unglücklichen Mann unterhält und tröstet, kann durch den langen Druck des Leidens, oder durch die größre Zerrüttung seiner Maschine abgestumpft werden. Von seinem Witze, seinem Scharfsinne, seinem Gedächtnisse kann er noch durch äußre und nicht verschuldete Zufälle viel verlieren, und doch fortfahren zu leben.

Dieser Theil seines Selbst ist vor dem Unglücke nicht ganz gedeckt. — Und verliert er den, indeß Noth und Krankheit fortdauern, dann würde Geduld durchaus unmöglich, und die Verzweiflung,

welche diesen elenden Zustand abkürzt, erlaubt seyn, wenn nicht die Moralität des Menschen, der Wille Gutes zu thun, die der Pflicht und dem Gesetze der Vernunft unterworfene Neigung, noch einen, sogar von allen Verstandsbeschäftigungen unabhängigen Genuß seiner selbst gäbe. Dieser, weil er dem Tugendhaften allein, aber auch diesem gewiß eigen ist, erhebt ihn auch über die Zufälle seines Lebens mehr, als den Gelehrten seine Wissenschaft, und den geistreichen Kopf sein Genie erhebt. Wäre dann zuletzt auch dieses nicht mehr möglich, vernünftig zu denken, und nach den Vorschriften der Vernunft sich zu betragen: dann wäre der Mensch zerstört; dann hörte er entweder auf zu leben, oder wäre ein Thier geworden. In dem erstern Zustande hätte er auch aufgehört zu leiden. In dem letztern, dem Zustande des Wahnwitzes, müssen wir ihn ganz seinem Schöpfer übergeben, da er aus dem Kreise der Dinge, die wir kennen, herausgetreten ist.

Ich komme von dieser Digression zu der zweyten Hauptart der Geduld zurück. Der körperliche Schmerz weiset dieser Tugend, so zu sagen, ihr eigenthümliches Gebieth an. Hier zeigt sie sich ganz rein in ihrem passiven Charakter. Bey Krankheiten kann der Geist mit aller seiner

Einsicht und Thätigkeit nur wenig thun, die Umstände zu ändern. Alles was ihm übrig bleibt, ist, — stille zu seyn und zu hoffen. Um deswillen gebührt auch der Ruhm des Geduldigen im vorzüglichsten Grade demjenigen, der unter den fürchterlichen Zufällen der sich zerstörenden Maschine, doch eine gewisse Freyheit und Ruhe des Geistes in sich zu erhalten weiß. Es läßt sich das Unterscheidende in der Geduld des Kranken eben deswegen weniger genau beschreiben, weil sie bloß leidend ist. Alles, wodurch wir gewisse Zustände der Seele bezeichnen können, sind die Gedanken, die während derselben die Seele beschäftigen. Hier aber ist gleichsam ein Stillestand alles Denkens erforderlich. Ich rede hier noch nicht von den Betrachtungen, die zur Geduld aufmuntern: diese gehören zum folgenden Artikel. Sie müssen allerdings von Zeit zu Zeit die Kraft des Duldenden unterstützen: aber sie können und dürfen nie einen großen Theil seiner Zeit anfüllen. Zu vieles, zu angestrengtes Denken, selbst tröstlicher Wahrheiten, ermüdet den Kranken, und macht ihn oft in der Folge ungeduldiger, als er zuvor war. Die Tröster und Ermuntrer, welche darauf nicht Rücksicht nehmen, stiften am Krankenbette mehr Schaden, als Nutzen. — Wer das ver-

steht, zuweilen eine Zeitlang gar nicht zu denken, und den gegenwärtigen Empfindungen Raum zu geben, ohne sich um die Ursachen oder Folgen, um das Vergangene oder Zukünftige zu bekümmern: der ist ohne Zweifel der beste Kranke, sowohl für den Arzt, der ihn heilen will, als für den Freund oder Diener, der ihn warten soll.

Drittens. So wie die Betrübniß über den Verlust geliebter Personen, weil sie aus Zärtlichkeit des Herzens entsteht, unter allen unangenehmen Empfindungen die edelste ist: so hat auch diejenige Art der Geduld, welche solche Empfindungen mäßigt oder verbirgt, ohne sie zu unterdrücken, einen eigenthümlich sanften und einnehmenden Charakter. Wen rührt nicht das freundliche Lächeln eines von Thränen umwölkten Auges? — Wen nicht die mit wehmüthiger Rührung vermischte Heiterkeit eines Mannes, den der Tod eines Freundes verwundet hat, und der doch an den Gesprächen und Freuden der noch lebenden Freunde, die ihn umgeben, Theil nehmen will? Welchen angenehmen Eindruck macht nicht eine zärtliche Mutter, die von ihrem verstorbnen Kinde mit innigster Liebe, aber doch mit Ruhe und Gelassenheit, redet; — eine Wittwe,

die ihren Mann wahrhaft, aber doch ohne Ungestüm betrauert?

Diese Gelassenheit entsteht entweder aus der Zartheit des Herzens und der Empfindungen selbst: oder sie ist ganz Werk der Vernunft, der Religion und der Ergebung in den göttlichen Willen. Es ist gewiß, daß diejenigen, welche am innigsten lieben, und deren Anhänglichkeit an andre am meisten Sache des Herzens ist, die stillste Betrübniß äußern, wenn diese Geliebten ihnen entrissen werden. Ungestüme Traurigkeit, murrende Klagen sind gemeiniglich die Folgen anderer Leidenschaften, welche den Schein der Liebe annahmen, oder sich mit ihr vermischten. Der Ehrgeitz und Eigennutz, wenn sie durch den Tod eines Menschen eine Stütze ihrer Hoffnungen, oder einen Gehülfen in der Ausführung ihrer Entwürfe verlieren, schreyen viel lauter, als die wahre Zärtlichkeit.

Was die religiösen Empfindungen betrifft, so ist es natürlich, daß sie sich bey dem Tode unsrer Freunde leicht mit den wehmüthigen vermischen, und also zur Mäßigung derselben dienen. Jene große Veränderung in dem Daseyn und Schicksale der Menschen, welche die Ursache unsers Verlustes, und der Gegenstand unsrer Klagen ist, führt

uns geradezu auf den Urheber unsers Daseyns und den Herrn unsrer Schicksale. Und unser Gemüth, welches in einem einzelnen, uns sehr interessanten Falle, an das Unsichtbare und Geistige im Menschen zu denken genöthigt wird, erinnert sich, lebhafter und mit mehr Theilnehmung, an die Wahrheiten, welche uns von dem Unsichtbaren überhaupt zuvor schon bekannt waren.

Viertens. Die Leiden derjenigen Art, von welchen ich bisher geredet habe, sind vorübergehend. Kummer und Sorgen hingegen können ein ganzes Leben einnehmen. Wenige Menschen sind immer krank; keiner hat zu allen Zeiten den Tod eines Vaters, eines Kindes, oder eines Gatten zu beweinen: aber viele können ihr ganzes Leben hindurch arm, in der Niedrigkeit, in der Sklaverey bleiben; viele können zu mühseligen Arbeiten, welche geringe Belohnung haben, und ihnen doch keine beständige Sicherheit ihres Unterhalts gewähren, auf immer verurtheilt seyn. Wenn die Geduld bey jenen Leiden ein einfacher Actus, eine Anstrengung des Geistes ist: so muß sie bey diesen ein fortwährender Zustand desselben, eine Abhärtung der Natur seyn. Glücklicher Weise stumpfen Dürftigkeit und schwere Arbeit, wenn der Mensch von Jugend auf dazu gewöhnt

ist, die Empfindungen desselben ab, so wie sie seine Haut härter und weniger verwundbar machen. Aber doch giebt es noch große Unterschiede in der Art, wie arme und bloß für ihr Brod mit Kummer arbeitende Menschen ihr Schicksal ertragen. **Fleiß** und **Religion** sind die vornehmsten Stützen ihrer Geduld.

Keine vergnügtern Handwerksleute, Tagelöhner, Bauern, als die fleißigen, so arm sie auch seyn mögen! Sie vergessen ihrer Sorgen über ihrer Arbeit. Ihr Gemüth ist überdies mit einer angenehmen Idee erfüllt, mit einer, wenn auch nur geringen, Hoffnung zu einer Verbesserung ihres Zustandes; — mit der Aussicht auf irgend einen nahen oder entfernten Gewinn. Endlich kömmt auch das Vergnügen der Selbstzufriedenheit hinzu. Sie können sich selbst das Zeugniß geben, daß sie ihre Pflicht gethan haben, und daß ihre Armuth, wenn sie fortdauert, unverschuldet ist. — Von der Religion und deren Einfluß auf die Ertragung der Leiden, werde ich weiter unten in allgemeinern Beziehungen auf die Menschen überhaupt reden.

Es ist noch eine fünfte Art der Geduld zu betrachten übrig: das ist die, welche Beleidigungen erträgt; — oder welche überhaupt der mit

Unwillen und Zorn gemischten Unlust entgegenstrebt.

Es ist eine sichere Beobachtung, daß das Gemüth doppelt angegriffen wird, wenn das, was dem Menschen unangenehmes widerfährt, ihm zugleich unrecht scheint; — wenn er zugleich die Sache selbst auf eine widrige Weise empfindet, und den Urheber derselben für seinen Beleidiger hält. Daher ist auch der Nahme der Ungeduld denjenigen Aufwallungen des Zorns eigenthümlich gewidmet worden, die aus den kleinern und alltäglichen, von andern Menschen uns widerfahrenden Unannehmlichkeiten entstehn.

Alles Unangenehme, was uns durch Handlungen der Menschen verursacht wird, macht, weil sie frey handelnde Wesen sind, diesen doppelten Eindruck: 1) wir sind mißvergnügt über die Wirkung, und 2) wir sind unwillig über den Urheber. Je mehr Pflichten, nach unsrer Meinung, der andre gegen uns hatte; — oder je mehr Recht wir vor ihm voraus haben: desto mehr Schuld messen wir ihm bey; — und desto ungehaltener werden wir, wenn er uns zuwider handelt. Daher lassen wir jene Ungeduld, welche die Aeußerung eines aufgebrachten Gemüths ist, am meisten gegen diejenigen aus, welche unter

uns

uns sind, oder in der vertraulichsten Verbindung mit uns stehn. Daher sind die stolzesten Leute gemeiniglich zugleich die hitzigsten, weil sie sich so leicht vorzügliche Rechte auf andrer Dienstfertigkeit zuschreiben.

Was überhaupt der Zorn bey größern Beleidigungen ist, das ist die ungeduldige Hitze, von der ich hier rede, bey kleinen: nur mit folgendem Unterschiede. Beym zornigen Charakter liegt eine gewisse Stärke des Temperaments zum Grunde; — er wird nur durch seltne und große Veranlassungen gereitzt; — er äußert sich auch da, wo Gefahr zu befürchten ist. Er spannt alsdann alle Kräfte der Seele zum Widerstande oder zur Rache. Jene Ungeduld hingegen kann mit Schwäche und Muthlosigkeit beysammen seyn; sie wird durch Kleinigkeiten erregt, und kömmt daher öfter wieder. Sie entsteht vornehmlich, wenn wir durch andrer Schuld in kleine Verlegenheiten gebracht werden; — wenn wir warten müssen; — wenn uns die Hülfe, die wir von andern nöthig haben, und auf die wir rechnen, nicht geleistet wird. Diese Ungeduld läßt sich nur gegen Personen aus, die wir nicht zu fürchten haben. — Sie ist endlich nicht von anhaltender Wirksamkeit, sondern giebt leicht nach, und entsagt ihren Forderungen eben so

schnell, als sie schnell aufgebrauset war und ihre Ansprüche übertrieben hatte. Sie ist eine Art von Trotz, auf welche Verzagtheit folgt, wenn das Uebel größer oder die Ursache des Verdrusses wichtiger wird.

Die Geduld, welche diese Hitze mäßiget, nimmt ihren Ursprung in mehrern vereinigten Tugenden, — und sie bekömmt verschiedne Gestalten, je nachdem die eine oder die andere dieser Tugenden mehr Antheil an ihr hat. Bald zeigt sie sich als Menschenliebe, welche gegen andrer Fehler nachsichtig ist, und ihnen gern verzeiht; bald hat sie mehr den Charakter der Standhaftigkeit, welche kleine Unannehmlichkeiten erträgt, ohne daß das Gemüth sein richtiges Gleichgewicht verliere. Das eine Mahl kann sie aus einer gewissen Großmuth entstehn, die es für niedrig hält, kleine Beleidigungen zu ahnden, oder auch nur es merken zu lassen, daß man sie schmerzlich empfunden habe: das andere Mahl ist sie vielleicht eine Folge der Klugheit und Geistesgegenwart, die sich in Verlegenheiten geschwind zu helfen, und ihre Partey zu ergreifen weis, wenn andere nicht erfüllt haben, was man von ihnen erwartete. Niemand wird leicht über Uebel ungeduldig, denen er abzuhelfen im Stande ist. Der Gesunde, der Kraftvolle, der Ueberlegte, der Entschlossene, ist selten ein gegen seine Bedienten auf-

fahrender Herr, ein mürrischer Ehemann und Hausvater oder ein verdrießlicher Reisegefährte. Aber wenn eine natürliche Geistes- und Körperschwäche, oder wenn Kränklichkeit und Alter den Menschen unentschlossener oder unbehülflicher, unfähiger sich selbst zu rathen, und abhängiger von andern machen: dann wird er auch eben dadurch zum Unwillen gegen sie aufgelegter, empfindet jeden Mangel der Aufmerksamkeit von ihrer Seite mit mehr Verdruß, und ahndet ihn mit größerer Strenge. Der sich selbst am meisten genugsame Mensch ist auch zugleich der duldsamste und nachsichtsvollste gegen seine Nebenmenschen.

Ich wende mich zu den Ursachen und Hülfsmitteln der Geduld. Einige derselben sind ein Geschenk der Natur; andre sind das Werk des Menschen selbst und geben ihm ein Verdienst. Es giebt natürliche Anlagen des Körpers und Geistes, welche die Ertragung der Uebel leichter machen, weil sie die schmerzliche Empfindung derselben vermindern. Es giebt aber auch Beförderungsmittel der Geduld, die in der vorsätzlichen Aufmerksamkeit auf gewisse Wahrheiten liegen, oder aus freyen

Entschlüssen unsers Willens und aus unsrer moralischen Aufführung entstehn.

1. Was den ersten Punct betrifft: so ist es eine unläugbare Erfahrung, daß, bloß um des verschiedenen körperlichen Baues willen, der eine Mensch mehr Schmerzen, und diese leichter ertragen kann, als der andere. Nicht nur wird der eine Körper durch Unordnungen, welche in ihm vorhanden sind, oder durch nachtheilige und verletzende Eindrücke, welche äußre Dinge auf ihn machen, zeitiger zerstört, und also zeitiger zerrüttet, als der andre; sondern der eine wird auch, wenn das zerstörende Uebel in beyden gleiche Fortschritte gemacht hat, durch diese Zerrüttung stärker afficirt, als der andre, d. h. auf diejenige eigenthümliche Art verändert, welche in der Seele Unlust erregt.

Da es in unsrer Maschine einen bestimmten Theil giebt, von welchem die Empfindungen abhängen, — ich meine das Nervensystem: — so wird es hauptsächlich auf das Gewebe seiner Gefäße, und auf die Beschaffenheit der in ihnen umlaufenden Säfte ankommen, ob die in andern Theilen des Körpers vorgehenden Veränderungen mehr oder weniger Eindruck auf die Seele machen sollen. Die Knochen, die Blutgefäße, die Muskeln können vielleicht in dem einen Menschen eben so sehr beschädigt seyn,

als in dem andern, ohne daß die Nerven des ersten von dieser Verletzung eben so stark bewegt werden, und also eben so lebhafte Vorstellungen davon zum Gehirn und zu dem Sitze der Empfindung bringen, als die Nerven des zweyten. Da wir aber diesen empfindsamen Theil des menschlichen Körpers am wenigsten kennen: so sind wir auch nicht im Stande, die Eigenheiten anzugeben, welche ihm zukommen müssen, wenn er das Gefühl in der Seele selbst schärfer oder stumpfer machen soll. So viel wissen wir nur, daß es nicht auf die Zartheit oder die Stärke in dem Baue der übrigen Glieder ankömmt, ob die Nerven eines Menschen mehr oder weniger empfindlich seyn sollen. Vielmehr scheint es nach der Erfahrung, daß auch hier die äußersten Grenzen sich begegnen. Es giebt Leute, die hart sind, und viel ertragen können, weil ihre Fibern stark und fest sind, und den Eindrücken widerstehn. Es giebt andre, denen eben ihr schwächerer Bau bey schmerzhaften Veränderungen ihres Körpers zu statten kömmt, indem ihre weichen und nachgebenden Fibern dem Stoße oder Drucke ausweichen können, durch welche steifere und widerstehende zerrissen werden. So sagt man, daß das weibliche Geschlecht mehr Schmerzen aushalten könne, als das männliche: wie ihm dann auch seine Bestim-

mung einige zu ertragen auflegt, die unser Geschlecht nicht kennt. Alles das ist nichts weniger als ausgemacht, oder leidet doch große Ausnahmen. Da wir keinen Maßstab der Schmerzen haben, um das, was der eine Mensch leidet, mit dem, was der andre unter gleichen Umständen empfindet, zu vergleichen; — da wir, wenn wir den einen Menschen geduldiger sehn, als den andern, nie genau wissen können, ob er dies mehr seiner glücklichen Constitution oder seiner Standhaftigkeit zu danken habe: so bleibt für uns immer der Antheil, welchen körperliche Ursachen an der Geduld eines Menschen haben, im Dunkeln. Nur das ist gewiß, daß es solche Ursachen giebt, — und daß, wenn der natürliche Bau gesund und fest ist, eine frühzeitige Abhärtung den Menschen gegen viele Uebel unempfindlich macht, welche den weichlich Erzognen niederwerfen. Die neuere Erziehung hat in diesem Puncte sehr wesentliche Vorzüge vor der alten, und es ist nur zu wünschen, daß sie nicht bis zu dem andern Extrem ausschweifen möge. Die Reichen und Großen haben hierein, welches sie selten thun, das erste Beyspiel geben. Ihre Kinder werden jetzt beynahe bey einfacherer Kost auferzogen, der Witterung aller Art mehr ausgesetzt, und zu der Ertragung mehrerer Unannehmlichkeiten gewöhnt, als

die Kinder aus dem Mittelstande. Unstreitig bereitet eine solche Erziehung den Menschen auf die Zufälle vor, die ihm im Leben bevorstehn, und macht, daß unter Umständen, wo andre schon ihre ganze Standhaftigkeit aufbiethen müssen, er noch gar nicht leidet.

2) Unter den Anlagen der Seele, welche der Geduld gleichsam vorarbeiten, ist die erste eine gewisse natürliche Fröhlichkeit, und die damit verbundene Neigung, das Beste zu hoffen. Es giebt Menschen, es giebt ganze Nationen, welche die Natur in diesem Puncte vor andern begünstigt hat. Der natürliche Zustand derselben ist Freude. Wenn sie nur ohne Schmerzen und von großen Widerwärtigkeiten frey sind, giebt ihr Geist allen Gegenständen die Farbe des Anmuthigen und Vergnügenden, ohne daß er immer nöthig hätte, von ihnen erst Vergnügen empfangen zu haben. Gemeiniglich ist diese Stimmung des Gemüths mit dem Hange, das Lächerliche aufzusuchen, mit Scherz und Witz verbunden. Andre Vergnügungen müssen wir von den Umständen erwarten; das Vergnügen eines guten Einfalls können wir uns selbst verschaffen, wenn wir nur den Scharfblick, der die Contraste und Aehnlichkeiten der Dinge beobachtet, mit der gu-

ten Laune vereinigt besitzen, welche sie unter fröhliche oder komische Gesichtspuncte zu bringen weiß.

Es sey nun, daß das Blut in den Adern solcher Leute leichter fließe, oder daß ihre Seele unter allen Umständen angenehmer Vorstellungen empfänglicher sey: so viel ist gewiß, daß sie sich auch durch Widerwärtigkeiten weniger niederschlagen lassen; daß sie sich eher wieder zu ermuntern wissen, wenn sie ja zuweilen in Trübsinn gerathen; und daß sie selbst in Krankheiten, wenn diese nur nicht allzuheftig sind, durch Zwischenräume muntrer Laune aufrecht erhalten werden. — Zu Beschäftigungen des Verstandes gehört Anstrengung. Diese ist selten dem Menschen alsdann möglich, wenn der Körper siech und das Gemüth kummerhaft ist. Der Witz hingegen erfordert weniger Aufwand von Kraft. Ein lustiger Einfall wird bey einem Menschen, der sonst dergleichen zu haben fähig war, auch noch unter Schmerzen nnd im Unglück auflodern und ihn ermuntern können: indeß der ernste Philosoph von der Meditation, die in glücklichern Tagen sein vornehmstes Stärkungsmittel, so wie seine Freude war, verlassen wird. Wie viel hat unserm großen Friedrich diese fröhliche Gemüthsstimmung, dieser sein Hang, das Lächerliche aufzusuchen, und der Witz, der es glücklich trifft, zur leichtern Ertragung seiner

großen Arbeiten und Unglücksfälle geholfen! Wie viel war er, außer seinem gründlichen Verstande, welcher die Hülfsmittel gegen die Uebel aufsuchte, auch seiner poetischen Einbildungskraft, und besonders seinem Talent zum Komischen schuldig, welche die Empfindung des Uebels bey ihm verringerten. Indem er aus seinem eignen Fond Vorstellungen und Bilder, die ihn vergnügten, hervorzuziehn wußte, schwächte er den Eindruck des äußern Unangenehmen; und erhielt eben dadurch diese Freyheit des Geistes und diese Helligkeit seiner Ideen, die, wenn sie unter großen Gefahren aushält, dem Charakter des Helden zur Grundlage dient.

Dazu kömmt, daß von den meisten der Uebel, die uns qäulen, die Furcht eine gute Hälfte ausmacht. Wenn wir immer das Gegenwärtige, welches wir empfinden, von dem Künftigen, welches wir besorgen, in unsern Vorstellungen absondern könnten: so würden nur wenige Leiden übrig bleiben, die unerträglich wären. Aber so ängstigt uns das mögliche Schlimmerwerden noch weit mehr, als uns dasjenige wehe thut, was wirklich schlimm ist. Diese Angst vergiftet nicht nur unser Blut und unsre Säfte von neuem, sondern giebt auch dem Gemüthe denjenigen besondern

Hang zur Ungeduld, der aus der unruhigen Erwartung der Zukunft, und aus dem Gefühle der zögernden Zeit entsteht.

Hier nun kömmt dem Menschen, diejenige Gemüthsanlage, die mit der Fröhlichkeit verbunden zu seyn pflegt, die Aufgelegtheit, zu hoffen, was er wünscht, sehr zu Hülfe. Indeß der Schwermüthige die Anstalten, die er selbst vorkehrt, immer hinterdrein mißbilligt, und von den Zufällen das Widrigste erwartet, schmeichelt sich jener Frohlaunige mit dem besten Erfolge seiner eignen Entwürfe, und rechnet noch ganz sicher auf manches günstige Ungefähr. Es reuet ihn weniger, was er gethan hat; — er ist weniger bedenklich über das, was er thun will; und es ängstiget ihn weniger, was unvorhergesehene Umstände aus ihm machen könnten. So erträgt er, in Erwartung einer bessern Zukunft, manches Uebel geduldig, und sogar mit Heiterkeit, welches groß genug ist, einen Menschen, der die Hoffnung aufgegeben hätte, über den Haufen zu werfen.

Doch um dieses Stärkmittel der Geduld für die Zeiten des Unglüs in Bereitschaft zu haben, wird erfordert, daß man nicht immer unglücklich gewesen sey. Die Hoffnung des Menschen kann nicht durch die Beschaffenheit seines Gemüths allein un-

terhalten werden, wenn nicht auch viele glückliche Erfahrungen ihn in der guten Meinung, die er von seinem Schicksale hat, befestigen. Deswegen können einzelne große Widerwärtigkeiten, in dem Laufe eines sonst glücklichen Lebens, weit leichter ertragen werden, als weit kleinere, aber ununterbrochene Leiden, die dasselbe ganz anfüllen. Zu jenen bringt man den Muth, die gute Laune und die Hoffnungen mit, die man in bessern Tagen gesammelt hat: bey diesen erlischt nach und nach der Muth der Seele, und es schleicht sich in sie eine finstre Vorstellung von unserm gesammten Zustande ein, die sich auch über die Zukunft ausbreitet. Das Andenken und das Beispiel Friedrichs biethet sich allenthalben von selbst dar, wo von Ueberwindung großer Schwierigkeiten im menschlichen Leben, und von den Hülfsmitteln dazu die Rede ist. — Er war einer dieser glücklichen Menschen, denen alle Dinge rosenfarben erscheinen. — Aber wie oft hat er nicht zuvor sich von dem vollen Glanze des Glücks, gelungner Unternehmungen, und erfochtner Siege umgeben gesehen? Indessen sind doch der Menschen nur wenige, die nicht Zeiträume in ihrem Leben hätten, wo die Begebenheiten mit ihren Wünschen übereinkämen, und denen also ihr Schicksal nicht die Gelegenheit gäbe, die Dinge so-

wohl von der fröhlichen als von der traurigen Seite zu betrachten. Bringen sie also nur das heitre Auge ins Leben mit, welches bey den lichten Flecken zu verweilen und über die Schatten hinwegzueilen geneigt ist: so wird es ihnen auch an Erfahrungen nicht ganz fehlen, die im Unglück ihre Hoffnung stärken, und sie durch Erwartung besserer Zeiten geduldig machen können.

Eine zweyte natürliche Anlage zur Geduld ist eine gewisse Sanftmuth und Stille des Geistes. Ich meine nicht diejenige, die als Pflicht gefordert werden kann, und aus der Reflexion entsteht, — (von dieser werde ich hernach reden); sondern die, welche entweder aus einer mindern Thätigkeit des Geistes, oder aus der Schwäche, und einem gewissen Gleichgewichte der Leidenschaften herkömmt. Einige Menschen sind geboren zu handeln, und Veränderungen in der Welt hervorzubringen: sie haben größere Kräfte, und sind ungeduldig sie zu äußern. Sie sind immer auf etwas gespannt, das sie erreichen oder ausführen wollen: jeder Augenblick der Unthätigkeit scheint ihnen schon ein Unglück zu seyn. Solche Menschen werden freylich durch Widerwärtigkeit und Krankheit doppelt verwundet. Ihre ganze Natur empört sich und arbeitet dem ihre Kraft aufhaltenden Drucke entgegen. Können sie

ihn überwinden, so sind sie als Sieger doppelt glücklich. Ist er aber zu stark für den Widerstand, so leiden sie auch auf eine qualvollere Weise.

Andre Menschen hingegen scheinen mehr von der Natur dazu geschaffen, leidentlich die Veränderungen zu erwarten, welche der Lauf der Dinge in ihnen hervorbringt, als selbst in der Welt viel zu verändern, — das Leben zu genießen, wenn es gut geht *), und es zu ertragen, wenn sich die Um-

*) Die sogenannten bons vivans, die Menschen, welche, vom Glück begünstigt, bloß ihrem Vergnügen nachgehn, und im Genusse den Zweck ihres Lebens suchen, sind nicht gerade die Ungeduldigsten in Zeiten des Unglücks. Die Ehrgeitzigen, die Unternehmenden sind es weit mehr, die, welche mit großen Entwürfen schwanger gehn, und nur durch den guten Fortgang in der Ausführung derselben glücklich seyn können. Jene sind gewohnt, ihren Blick an das Gegenwärtige zu heften, und concentriren, in Augenblicken des Schmerzens, wie in denen der Lust, ihre Aufmerksamkeit auf die bloße Empfindung: — ein Umstand, wodurch der erste in der That erleichtert wird. Diese leben vornehmlich in der Zukunft, und vergrößern ihre Empfindung des Uebels durch tausend verdrießliche Voraussetzungen. Jenen wird durch Krankheit und Unglück ihr Vergnügen entzogen, aber es wird ihnen ihre Genußfähigkeit auf künftig nicht geraubt. Diese sehen mit ihren gestörten Entwürfen auch die Hoffnung künftiger Glückseligkeit vernichtet.

stände verschlimmern. Sie wirken und handeln nur gerade so viel, als ihre gegenwärtige Lage erfordert oder erlaubt, — und machen keine weitaussehende Entwürfe. Wird diese Wirksamkeit durch Krankheit und Unglücksfälle unterbrochen; so erschlafft in ihnen auch die Begierde, thätig zu seyn. Sie fühlen nur das wirkliche Uebel, nicht die Hindernisse, die es ihren Absichten entgegensetzt; sie leiden nur durch den Schmerz, aber wenig durch die lange Weile, und haben also noch immer Augenblicke der Erhohlung Das Unglück hält immer den Menschen gefangen. Jener unruhig Thätige will fort, reibt sich also an seinen Fesseln, und verletzt sich desto mehr. Dieser, der Ruhe gewohnte, ergiebt sich leichter in sein Schicksal, und macht sich die Bande erträglich, eben weil er nicht mit solcher Heftigkeit arbeitet, sie zu zerreissen.

So wie es eine grössere oder geringere, mehr oder weniger unruhige Thätigkeit des Geistes und der Denkkraft giebt: so giebt es ähnliche Unterschiede in der Thätigkeit des Herzens. Der eine Mensch liebt oder haßt, will oder verwirft, wünscht oder fürchtet stärker, als der andre. Obgleich die Lebhaftigkeit der Leidenschaften mit der Energie der Geisteskräfte verbunden zu seyn pflegt, so stehen doch beyde nicht in einem nothwendigen

Verhältnisse mit einander. Es giebt sehr geistvolle Männer von ruhigem Temperamente, und sehr leidenschaftliche Menschen mit mittelmäßigen Fähigkeiten. In Absicht der Geduld aber, der Beziehung, von welcher ich hier rede, sind beyde Eigenschaften von ungefähr gleichem Gehalt und Einflusse.

Jeder Mensch, der von einer Leidenschaft beherrscht wird, ist, in Absicht der Gegenstände derselben, ungeduldig. Diejenigen Uebel, welche die oben bemerkten beyden Arten unangenehmer Empfindungen, Betrübniß, — und Kummer mit Verdruß verbunden, erregt werden, sind im Grunde nichts anders, als fortwährende Hindernisse, welche der Befriedigung gewisser Neigungen im Wege stehn, — oder Beraubungen, durch welche ihnen ihre gewohnte Nahrung entzogen wird. Für den, der kein zärtliches Herz hätte, würde der Tod der am genauesten mit ihm verbundnen Person kein Unglück seyn. Ohne Ehrgeitz würde Verachtung und Herabsetzung nicht schmerzen. Und wer, frey von den Begierden der Sinnlichkeit und Eitelkeit, mit der bloßen Nothdurft des Lebens genug hätte, würde den Verlust des Reichthums weniger bedauern. So wie jene Leidenschaften zunehmen, so wächst die Empfindlichkeit gegen die Uebel, wel-

che ihnen die Gegenstände ihrer Befriedigung entziehn.

Das was man ein leidenschaftliches Gemüth nennt, ist von dem Gemüthe, worin eine gewisse Leidenschaft herrscht, noch unterschieden. Jenes ist in Absicht weit mehrerer Gegenstände, aber in einem geringern Grade, unruhig und ungeduldig: dieses ist eines weit größern Ungestüms, aber nur bey wenigen Gegenständen, fähig. Da das erstere in einer größern Reitzbarkeit des Empfindungsvermögens seinen Grund hat: so ist es auch überhaupt zu größern Abwechselungen des Zustandes und zu schnellern Uebergängen von einem äußersten zum andern aufgelegt. Es ist bey kleinen Veränderungen der äußern Umstände bald trotzig, bald verzagt, — stolz oder niedergeschlagen, — vor Freuden, oder vor Verdruß außer sich. Gemeiniglich steht die Ungeduld des Menschen, bey Widerwärtigkeiten, im Verhältnisse mit der Unmäßigkeit seiner Lust und seiner Selbsterhebung, in glücklichen Umständen.

Diesem allen entgegengesetzt ist der ruhige Charakter, — sich selbst immer mehr gleich — und eben deswegen, auch bey unangenehmen Zuständen, von der Zufriedenheit, dem Mittelpuncte des Gleichgewichts in der Seele, nicht so weit entfernt.

fernt. Bey Uebeln, die seine äußre Lage, sein Eigenthum und seine Ehre betreffen, empfindet er das Bitterste derselben, die Kränkung der gedemüthigten Eigenliebe, weniger. Und wenn das Leiden seine Person angreift: so ist die Ruhe und Gleichgültigkeit, zu der er gewöhnt ist, schon derjenigen Fassung, welche die Geduld erfordert, ähnlicher, und sie hervorzubringen geschickter.

Ich habe schon gesagt, daß niemand geduldig leiden kann, der nicht geduldig zu warten versteht. Einem kalten und etwas phlegmatischen Temperamente aber wird das Warten leichter. In der That sieht man oft stille, zurückhaltende, und sogar blöde scheinende Menschen, bey Krankheiten und in schweren Unfällen muthig werden, und einen Charakter der Standhaftigkeit annehmen, indeß Männer, die im übrigen Leben die kraftvollsten und unerschrockensten schienen, dann sich unruhiger oder zaghafter, als gewöhnliche Menschen beweisen. Es scheint, die verborgene, schlafende Kraft der erstern wird durch den heftigen Reitz erweckt: die schon überspannte Kraft der andern durch noch größre Aufforderungen ertödtet.

3. Ich komme endlich zu denjenigen Beförderungsmitteln der Geduld, die vom Menschen selbst abhängen. Sie liegen entweder in seiner Aufführ-

rung und sind Folgen seiner freyen Handlungen und Uebungen: oder sie liegen in seinen Betrachtungen, und sind Folgen seines Nachdenkens.

Zuerst ist nichts, was die Geduld im Leiden so sehr befördert, als das Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens. Alle Uebel sind Werkzeuge der Zerstörung, nagen am Leben des Menschen, und führen, wenn sie ihre größte Höhe erreicht haben, zum Tode. Wenigstens versetzen sie alle das Gemüth in einen Zustand, welcher der Empfindung der untergehenden Natur ähnlich ist. Dasjenige also, was bey Annäherung des Todes, was im Alter und in Krankheiten zur Geduld nützlich ist, und die Heiterkeit des Gemüths befördert: das trägt auch gewiß das Seinige bey, alle andere Leiden des Lebens zu lindern. Nun ist aber in jenen Zuständen nichts so kräftig, das Gemüth bey einer gewissen Ruhe zu erhalten, als wenn man von Vorwürfen, die man sich selbst zu machen hat, frey ist, — auf sein vergangenes Leben als auf einen mit nützlichen oder doch unschuldigen Handlungen angefüllten Zeitraum zurücksehen kann, — und von seinem Gewissen, so wie von seinen Zeitgenossen, das Zeugniß eines unsträflichen Lebens erhält. Die Geduld, die aus dieser Quelle entspringt, oder auch nur mit dieser Ueberzeugung verbunden ist, hat ih-

ten eigenthümlichen Charakter: sie ist die lieblichste und ehrwürdigste von allen Arten der Geduld. Wie einnehmend ist, zum Beyspiel, der Anblick eines heitern Greises, der, trotz der Gebrechen, der Schwäche und der Beschwerden hoher Jahre, durch seine Zufriedenheit mit der Art, wie er die vergangene Zeit angewandt, und mit dem Gebrauche, den er von seinen jetzt verlornen Kräften gemacht hat, in einem frohen Selbstgenusse erhalten wird.

Es ist zwar wahr, daß ein Unterschied ist zwischen Uebeln, die, wie das Alter und die Schwäche, in bloßen Entbehrungen bestehn, und zwischen solchen, die positiven Schmerz verursachen. Ueberhaupt können Vorstellungen des Verstandes und moralische Empfindungen bey jenen mehr, als bey diesen, ausrichten. Dort darf nur das mangelnde Vergnügen durch ein anderes ersetzt werden, — und diesen Ersatz können einem verständigen und guten Menschen seine eigenen Tugenden verschaffen. So hat also auch das gute Gewissen, und der Rückblick auf eine mit Ehre vollendete Laufbahn, nicht gleiche Gewalt, dem auf seinem Krankenlager gequälten Greise seine Schmerzen zu lindern, als dem auf seinem Lehnstuhl angefesselten, schmerzlose, aber freudenleere Stunden mit angenehmen Em-

pfindungen und Ideen auszufüllen. Indeß ist doch der Einfluß, wie der Ruhe des Gemüths überhaupt, so insbesondere derjenigen, die aus dem Bewußtseyn, seine Pflichten erfüllt, oder doch nach der Tugend gestrebt zu haben, entsteht, — auf die Erleichterung aller Arten von Uebel, und selbst des körperlichen Schmerzes unstreitig und sehr begreiflich.

Zuerst ist, wie ich schon gesagt habe, eine schon zuvor bey guten Tagen in der Seele herrschende Ruhe und Gleichmüthigkeit, eine nothwendige Bedingung, ohne welche es sehr schwer wird, die Leiden, wenn solche eintreten, geduldig zu ertragen. Vorwürfe aber, die man sich selbst macht, bestürmen das Gemüth sehr, und machen es zu allen Arten von Leidenschaften fähig. Selbstzufriedenheit hingegen ist ein Balsam, welcher lindert und stärkt, und die Seele weniger verwundbar macht. Man gebe nur Acht, wie leicht der mit sich Unzufriedne auch gegen andre in Zorn geräth; wie sanftmüthig hingegen, auch gegen Beleidigungen, derjenige ist, welcher eben durch vollbrachte rühmliche Thaten oder Arbeiten in seinen eignen Augen erhoben wird. Was bey den Kränkungen, welche Menschen uns anthun, der Zorn ist, das ist bey den Schlägen des Schicksals die Ungeduld. Auch diese letztern setzen

das Gemüth in größre oder kleinere Unruhe, nach dem Maße als es zuvor schon zerrüttet, oder in Ruhe war. Nichts aber kann diesen Ruhestand des Gemüths auf eine dauerhaftere Weise bestimmen, als Vorstellungen, welche sich auf das eigne Selbst des Menschen beziehn, die ihm also immer beywohnen, oder sich bey der kleinsten Veranlassung erneuern.

Dazu kömmt, daß fast so oft, als unangenehme Empfindungen in der Seele sind, sich die Empfindung der Reue mit einmischt, sie noch bittrer zu machen. Selten überfällt den Menschen eine Krankheit, selten widerfährt ihm ein großer Verlust, oder ereignet sich ein Sterbefall der Seinigen, ohne daß er sich eine Menge Möglichkeiten vorstellt, wie er bey anders genommenen Maßregeln, bey einer veränderten Aufführung, dem Uebel hätte vorbeugen, und den Verlust vermeiden können. Dies ist oft Täuschung. Es kann sehr ungerecht seyn, sich Vorwürfe zu machen, daß man nicht nach Einsichten gehandelt hat, die man erst nach dem Erfolge und durch denselben erlangen konnte. Aber so viel sieht man doch daraus, daß es dem menschlichen Gemüthe natürlich ist, bey Empfindungen der Unlust an seine vergangenen Handlungen zu denken, — das Vernünftige und Pflichtmäßige dersel-

ßen zu untersuchen, und in der Zufriedenheit mit seinem Verhalten Trost, oder in der Mißbilligung desselben neue Qualen zu finden. Dieser rückwärts auf die vergangene Zeit gerichtete Blick des Leidenden erstreckt sich oft viel weiter, als auf die unmittelbaren Ursachen des Uebels. Die Fehler, durch welche man sich dieses zugezogen hat, bringen ältere Vergehungen ins Andenken, wodurch vielleicht jene Fehler sind vorbereitet worden. So wird nach und nach das ganze Leben vor den Richterstuhl gezogen. Je mehr diese Untersuchungen ins Allgemeine gehen, und über einen je größern Zeitraum des Lebens sie sich ausbreiten: desto verworrener werden die daraus hervorgehenden Anklagen gegen uns selbst: — und je verworrener Vorstellungen sind, desto mehr beunruhigen sie das Gemüth. Dies ist eine Quelle des Mißmuths, die sich oft, von dem Menschen selbst unbemerkt, mit der Empfindung seines gegenwärtigen Ungemachs vermischt, und den Ausdrücken seines Schmerzens den Charakter des Unwillens und der Unzufriedenheit giebt, wodurch sie eigentlich den Nahmen der Ungeduld verdienen. — Ein sehr empfindlicher Stachel ist also dem Schmerze und dem Unglück benommen, wenn sie von der Reue und dem Unwillen über uns selbst getrennt

werden können. — Schon das ist ein großer Trost, wenn man sich von der Schuld, das Uebel sich selbst zugezogen zu haben, frey sprechen kann. Sogar ist es für den, der Geduld zu üben sich vorsetzt, oft eine nothwendige Regel, daß er begangne Fehler, deren traurige Wirkungen er fühlt, zu vergessen suche, damit er nicht, von dem Verdrusse über dieselben außer Fassung gebracht, neue Fehler begehe, und das gegenwärtige Uebel durch leidenschaftliche Ausbrüche einer unzeitigen Reue vergrößere. *) Aber wenn nun dem leidenden Menschen aus der vergangenen Zeit, an die er fast so unvermeidlich erinnert wird, anstatt Vorwürfe, angenehme Bil-

*) Es giebt eine Pflicht, mit sich selbst Geduld zu haben, die unter gewissen Umständen eben so groß und heilig ist, als die Pflicht der Selbstkenntniß und der Reue, von welcher die theologische Moral fast aller Secten so viel geredet hat. Der leidenschaftliche Verdruß über begangene Thorheiten ist nicht der beste Weg, weiser zu werden. Eine ruhige Betrachtung derselben und die Erforschung ihrer Ursachen ist freylich nöthig, wenn man in den Stand gesetzt werden soll, für die Zukunft bessere Maßregeln zu nehmen. Aber diese ist nur alsdann möglich, wenn der Mensch über die Folgen seiner Fehltritte wenigstens bis zu einer gewissen Gelassenheit beruhigt ist.

der von Unschuld und Tugend, als dem herrschenden Charakter seiner Aufführung, entgegenkommen; — wenn er durch keine großen Vergehnungen erschreckt, — und durch manche Beweise seiner innern Vollkommenheit erfreut wird: welche Grundlage ist dies nicht zu einer sanften und harmlosen Disposition des Gemüths, die hinwiederum eine eben so natürliche Ursache der Geduld ist, als Unwille und Zorn wesentliche Theile oder Veranlassungen der Ungeduld sind.

Ein zweytes, und das unmittelbarste Hülfsmittel der Geduld, in so fern sie eine moralische Tugend ist, ist die freywillige Uebung, — der Vorsatz, — der Gedanke von Pflicht. Alles, dessen ich bisher erwähnt habe, kann nur als Beförderungsmittel der Geduld angesehen werden: das eigentliche Principium, woraus sie entsteht, muß, wenn sie Tugend seyn soll, der feste Wille seyn, die Geduld als eine moralische Pflicht auszuüben.

Woraus auch der Begriff von Pflicht ursprünglich entstanden seyn mag: — es sey daraus, daß man eine gewisse Art zu handeln für gemeinnützig, oder daß man sie für edel und der Würde des Menschen anständig erkannt hat: immer ist es gewiß, daß jener Begriff, und die Ue-

berzeugung, daß etwas Pflicht sey, auf jeden vernünftigen Mann, und auf den vortrefflichsten am meisten, Einfluß habe. Bey der Geduld sind beyde gedachte Verhältnisse sehr sichtbar. Sie ist die einzige Eigenschaft, die den Leidenden der Gesellschaft, in der er lebt, noch liebenswürdig macht, und ihm dagegen ihre Hülfe sichert. Sie ist auf der andern Seite der untrügliche Beweis einer moralischen Stärke und Erhabenheit des Geistes, da sie den größten Widerstand, welchem Vernunft und Freyheit ausgesetzt ist, überwindet. Die Wirksamkeit der erstern kann nicht bestehn, wo die Vorstellungen verworren und undeutlich sind, — wo das Nachdenken geschwächt und die Aufmerksamkeit zerstreut ist: die Ausübung der letztern findet, unter der Mannigfaltigkeit und Heftigkeit streitender Begierden, nicht Statt. Das Uebel und der Schmerz aber verdunkeln die Ideen, und setzen die Begierden in Aufruhr; — sie hindern das Freywillige, sowohl in der Richtung der Aufmerksamkeit, als in der Lenkung der Neigungen und Handlungen. Die Geduld demnach, die zur Zeit der Schmerzen auf die Heiterkeit des Kopfs und auf die Ruhe des Herzens losarbeitet, erhält dem Menschen den Gebrauch dieser seiner beyden edelsten Principien, worauf seine mo-

ralische Würde beruht, wenn irgend etwas fähig ist, sie ihm zu sichern. Sie gehört also gewiß unter die Eigenschaften, die vermöge ihrer innern Vortrefflichkeit gut, und zugleich durch ihre Wirkungen nützlich sind. Da diese Betrachtungen allgemein sind, und sich auf das Ganze der menschlichen Natur beziehen: so entstehet daraus ein Gesetz, das dem Menschen gebiethet: du mußt geduldig seyn. „Die ganze Einrichtung der „Welt," sagt der vernünftige Mann zu sich selbst, — „ist so gemacht, mein Körper ist so gebaut, der „Einfluß der Elemente ist von der Beschaffenheit, „die Verfassungen der Gesellschaft, in welcher, und „die Leidenschaften der Menschen, unter denen ich „lebe, sind von solcher Art und von solchen Folgen „für meinen Zustand, daß es unmöglich ist, mein „ganzes Leben ohne Schmerz, ohne Krankheiten, „ohne Verdruß und ohne Unfälle zuzubringen. Ich „muß also für diese Zeiten meines Daseyns, wo so „natürliche, und so gewiß vorherzusehende Zustände „eintreten werden, eben so gut Vorkehrungen tref„fen, als für jede andre Periode desselben. Ich „muß, als ein weiser Mann, eben sowohl darauf „denken, wie ich mich auf einem Krankenlager bey „einem Verluste meines Vermögens, bey einer „Kränkung meiner Ehre, bey dem Absterben eines

„Freundes, bey einer Fehlschlagung meiner Absich„ten schicklich betragen werde, als ich darauf den„ken muß, wie ich meine Amtsgeschäfte gut ver„walten, mein Haus vernünftig regieren, und der „Gesellschaft im Umgange gefallen soll. In jene „Umstände komme ich eben so gewiß, als in diese: „Ja es ist sogar ungewisser, welche Gelegenheiten „zum Handeln und Thätigseyn, als welche „Anlässe zum Leiden mir bevorstehn. Ich kann mit „mehr Sicherheit voraussehn, daß ich in dem gan„zen Laufe meines Lebens zuweilen krank seyn, — „Verdruß oder Betrübniß haben werde, als „daß ich als Richter, als Arzt, als Lehrer, oder „auch nur Hausvater und geselliger Freund werde „beschäftigt seyn können. Warum sollte Pflicht und „Tugend nur allein den activen Theil des menschli„chen Lebens sich gleichsam zugeeignet haben, und „dem passiven, der eben so beträchtlich ist, fremd „seyn? Warum sollte sich Vollkommenheit des „Menschen nicht in diesem eben so wohl, als in je„nem, zeigen können?"

Aber welches ist das schickliche Betragen im Leiden? Und was muß der Mensch thun, um sich zu einem solchen Betragen geschickt zu machen?

Daß die Geduld dieses schickliche Betragen sey; — daß die vorsätzliche Verminderung der innern Un-

ruhe der Seele bey äußern unangenehmen Eindrücken, — und die dadurch bewirkte Mäßigung oder Zurückhaltung der Ausbrüche des Schmerzes, die Verpflichtung des Leidenden ausmache: das muß dem denkenden Manne sogleich einleuchten. Es ist das einzige Zweckmäßige, es sey, daß man die Linderung des Uebels selbst zu diesem Zwecke annimmt, oder daß man ihn in die Beobachtung derjenigen Pflichten gegen andre setzt, welche noch in dem Zustande des Leidens möglich sind.

Erstlich. Alle Gedanken und Handlungen des Gemüths, die zur Ungeduld gehören, sie mögen in Murren oder in Klagen ausbrechen, sie mögen Unwillen oder Angst und Niedergeschlagenheit anzeigen, helfen dem Uebel in unsrer Welt so wenig ab, als bey vernünftigen Aeltern dem unartigen Kinde sein Geschrey hilft. Wo sie also nicht unvermeidlich sind, da sind sie allemal unvernünftig. Umgekehrt lindert, wie ich schon gesagt habe, jede Ruhe, die man seinem Körper oder seinem Geiste zu geben weiß, den Schmerz, und macht, wenn Heilmittel zu finden sind, diese kräftiger: oder beschleunigt, wenn die Natur allein helfen muß, ihre wohlthätigen Bestrebungen. In Unglücksfällen, zu deren Abhelfung das Nachdenken des Unglücklichen selbst die Mittel ausfindig machen, sein eigner

Fleiß sie anwenden muß, verfinstert die Ungeduld den Verstand, und schwächt alle Geisteskräfte, so wie hingegen Gelassenheit und Ruhe des Gemüths dem Menschen den freyen Gebrauch seiner Naturgaben und Geschicklichkeiten erlaubt. —

Zweytens, wenn der Leidende ein Glied einer größern oder kleinern Gesellschaft bleibt: so ist der erste Grund aller Pflichten, die er gegen sie auszuüben hat, dieser, daß er Liebe gegen sie in seinem Herzen unterhalte, und Liebe gegen sie erweise. Nun aber kann die Liebe in einem Herzen nicht Platz finden, in welchem die Ungeduld wohnt. Diese beyden Empfindungen stehen einander entgegen. Die Liebe ist ein Wohlgefallen an einem Gegenstande: die Ungeduld ist ein heftiger Abscheu. Wo das Böse so innig empfunden wird, ist die Fähigkeit, das Gute wahrzunehmen, nicht mehr vorhanden. Alles nimmt die Farbe des herrschenden Affects an. Ungeduld aber hat die Farbe und den Charakter des Zorns, — des Feindes aller Liebe. Daher ist auch der Ungeduldige immer zugleich unfreundlich. Er beträgt sich gegen die Umstehenden gemeiniglich so, als wenn sie Urheber seines Uebels wären, oder doch nicht genug thäten, ihn davon zu befreyen. — Dazu kömmt, daß bey der Verwirrung des Ge-

müths, in welche die Ungeduld versetzt, alles Theilnehmen an andrer Menschen Angelegenheiten, Freuden und Betrübniß wegfällt. Diese Theilnehmung aber ist durchaus nothwendig, wenn ein Mensch die Pflichten der Geselligkeit ausüben, und seinen Nebenmenschen nützlich oder angenehm werden soll.

Was muß man aber lernen, was muß man thun, um sich zu diesem, in Zeiten des Leidens allein schicklichen, — und also pflichtmäßigen Betragen fähig zu machen?

Die erste Vorbereitung dazu ist ohne Zweifel die öftere Erinnerung und die lebhafte Einprägung jener Vorstellungen und Gründe selbst, welche die Verbindlichkeit zur Geduld erweisen. Je mehr man davon überzeugt ist, daß es zum Charakter eines edlen und guten Mannes eben so sehr gehöre, das Böse, wenn es unvermeidlich ist, zu ertragen, als es zu hintertreiben, wenn man kann, und das Gute, wo sich Gelegenheit dazu findet, zu befördern; — für je unverbrüchlicher man die Vorschrift der Vernunft und Natur erkennt, sich der Klagen, die nichts helfen, und des Murrens, welches eine Undankbarkeit gegen die empfangnen größern Wohlthaten in sich schließt, zu enthalten, und seine noch übrigen Kräfte, die man durch Ungeduld vollends

verzehren würde, auf die Abwendung des Uebels zu richten: desto mehr wird man in sich selbst Stärke und Muth zum Kampf gegen das Uebel finden. Es ist unglaublich, wie viel durch Vorstellungen, selbst gegen körperliche Eindrücke, ausgerichtet werden kann, wenn sie der Seele sehr geläufig und tief eingeprägt sind.

Diese Ueberzeugung von der Pflichtmäßigkeit der Geduld führt zweytens natürlicher Weise auf Uebungen derselben. Diese Uebungen bestehn in öftern freywilligen Proben der Geduld, die man bey den kleinern und alltäglichen Unannehmlichkeiten des menschlichen Lebens, der Geschäfte und des Umgangs ablegt. Wer die Geduld wirklich für eine schätzbare, und so unentbehrliche Eigenschaft hält, daß er nicht glaubt, ohne sie, mit Ehren und gutem Anstande, bis ans Ende seiner Laufbahn gelangen zu können: der wird ohne Zweifel schon heute jeden, auch den kleinsten Anlaß ergreifen, sie zu beweisen. Er wird sich die so schwer zu ertragende lange Weile des Wartens dadurch erleichtern, daß er sich sagt, dies sey die erste und am häufigsten wiederkommende Lection der Geduld; und er habe, wenn er sie mit guter Laune aushalte, mehr dadurch gewonnen, als er durch den Verlust der Zeit einbüße. Er wird, wenn er einen ganzen Abend im Spiel schlechte

Charten bekömmt, sich das gewöhnliche Klagen nicht erlauben. Er wird kleine körperliche Schmerzen stillschweigend ertragen, ohne den Anwesenden etwas merken zu lassen. Er wird bey einem Geschäfte, das ihm verdrießlich zu werden anfängt, oder bey einem Gespräche, das ihn ermüdet, aushalten, bloß um das Aushalten zu lernen. Kurz, er wird sich nicht gleich aus jeder unangenehmen Lage, auch wenn er es könnte, herauszureißen suchen, — sondern oft durch das Bewußtseyn, etwas schweres überwunden, und sich standhaft bewiesen zu haben, für den Mangel des Vergnügens, dem er entsagte, oder für wirklich verdrießliche Empfindungen, die er ertrug, sich schadlos gehalten glauben.

Ich komme zu dem letzten, und in der That wichtigsten Hülfsmittel der Geduld, das mit dem vorhergehenden, — der Ueberzeugung von ihrer Pflichtmäßigkeit — aufs genauste zusammenhängt. Dieses Hülfsmittel ist die religiöse Tugend, die Ergebung in den göttlichen Willen, die aus dem Glauben an Gott, und aus der Hoffnung einer bessern Zukunft entsteht.

Wenn uns die Einrichtung der Natur etwas gebiethet, so ist dieses Geboth bloß Zwang, so lange wir die Natur als leblos betrachten, oder

bey

bey den Mittelursachen stehen bleiben. Aber wenn ein geistiges und noch dazu ein wohlthätiges und weises Wesen jene Einrichtung gemacht hat: so ist die darin für uns liegende Regel ein moralisches Gesetz: sie ist die Leitung eines höhern Führers, — der Rath eines einsichtsvollern Freundes. Die Pflicht ihr zu gehorchen wird größer, und die Belohnung gewisser.

Der, welcher sagt, es ist ein Gott, sagt zugleich, die Welt hat einen Zweck, und dieser Zweck ist die Glückseligkeit der empfindenden Geschöpfe. *) Dem Dinge, welches nichts empfindet, ist alles gleichgültig. Bey ihm findet also keine Absicht Statt. Es ist daher nicht Eigenliebe, sondern es ist Vernunft und Wahrheit, daß wir in uns und in den uns ähnlichen Wesen, — das heißt, in denen, die sich ihrer bewußt sind, und von andern Dingen Vorstellungen haben, — den Endzweck der Schöpfung finden. Unlust und Leiden ist an und für sich diesem Endzwecke zuwider. Wir sehen auch, daß alle ursprünglichen und regelmäßigen Einrichtungen der Natur auf Wohlseyn abzielen, und Wohlseyn hervorbringen. Der ganz

*) Man sehe die Anmerkung am Ende dieser Abhandlung.

natürlich gebaute Körper eines Menschen ist zugleich der gesunde, starke und behende Körper. In der Seele selbst ist der natürliche Zustand eben so viel, als der Zustand der Heiterkeit und der Freude. In dem Laufe der materiellen Natur, sind die großen, — aufs allgemeine und immerfort wirkenden Kräfte, wie z. B. die Bewegung der Gestirne, die Abwechselungen der Jahreszeiten, u. s. w. Ursachen des Lebens und des Vergnügens. Alle die Naturveränderungen hingegen, welche Tod, Untergang und Schmerz in der thierischen Schöpfung verursachen, als Erdbeben, Ungewitter und Stürme, sind local, zufällig, veränderlich, nach Zeit und Ort eingeschränkt, und scheinen gewissermaßen Abweichungen von der Natur, Ausnahmen von der Regel zu seyn.

Von dem Begriffe Gott kann also die Vorstellung nicht getrennt werden, daß die ganze Natur unaufhörlich zu unserm Wohl arbeite. Wenn wir nun aber doch Unlust und Schmerz antreffen: so müssen sie mit der Freude und der Glückseligkeit, auf irgend eine, wenn auch für uns noch so verborgene Art, zusammenhängen.

Das Gute und Böse in der Welt nach Erfahrungen zu berechnen, ist für uns unmöglich. Aber wenn wir einen Gott glauben: so ist das Resultat davon a priori schon ausgemacht; — das

Gute muß das Böse weit übertreffen; — es sey nun, daß das Gute vorangehe, das Böse begleite, oder auf dasselbe und aus demselben folge. Die beyden ersten Ideen können dazu dienen, unser Gemüth vor zu finstern Darstellungen der gegenwärtigen Welt und unsrer Schicksale in derselben zu bewahren: aber nur die letzte kann uns positiven Trost im Unglücke gewähren.

Auf die Zukunft ist der Blick des Unglücklichen vornehmlich gerichtet. Die Erinnerung, daß er glücklich gewesen sey, kann ihm die Ungerechtigkeit seiner übertriebnen Klagen beweisen: aber nur die Wahrscheinlichkeit, daß ihm Glückseligkeit noch bevorstehe, kann das Gemüth desselben wirklich erheitern. Diese Wahrscheinlichkeit kann in besondern Fällen gegründet seyn auf die Natur des Uebels, auf die Beyspiele ehemaliger Errettungen, auf die erprobte Wirksamkeit der Hülfsmittel, auf das Gefühl unsrer eignen Geisteskräfte, endlich auf unser fröhliches Temperament. Wo diese Stutzen statt finden: da hält sich der Mensch natürlicher Weise an sie zuerst, weil sie der Sinnlichkeit näher liegen. Aber wie viele Uebel im Leben giebt es, wo ihn alle diese Gründe der Hoffnung verlassen! Unheilbare Krankheiten, ein immerwährend siecher Körper, angeerbte Armuth und Niedrigkeit, —

am meisten Armuth mit Krankheit verbunden, — kurz alle Uebel, die das Leben selbst angreifen, oder sich über das ganze Leben erstrecken, erlauben keine solche fröhlichen Voraussehungen, die auf Erfahrungen gegründet wären. Hier kann die Wahrscheinlichkeit einer noch bevorstehenden bessern Zukunft nur aus Principien der Vernunft hergeleitet werden. Nur die allgemeinen Gesetze und Ordnungen, die sich auch über unser Leben hinaus erstrecken, können uns trösten, wenn innerhalb der Gränzen desselben keine Verbesserung unsrer Umstände zu erwarten ist. Aber von dem Einflusse dieser in Ewigkeit fortwirkenden Naturgesetze auf uns, — von ihrer Beziehung auf unser Wohl und Weh, haben wir ohne Religion gar keine Versicherung. Vielmehr ist alsdann, wenn die Elemente und deren mechanisch wirkende Kräfte, die einzigen, oder die uursprünglichen Principien aller Erfolge in der Welt sind, — da wir diesen Elementen und diesen Kräften ganz gleichgültig sind, — nichts anders zu erwarten, als daß zu allen Zeiten ihre nachtheiligen und verderblichen Einflüsse auf uns, den wohlthätigen und nützlichen wenigstens gleich seyn werden. Oder vielmehr die Natur der Dinge belehrt uns alsdann über die Zukunft gar nicht: und wir können auf nichts in derselben rechnen, als auf das, was wir

aus der Aehnlichkeit der bisherigen Fälle zu erwarten gewohnt worden sind. Wenn aber Verstand und Güte, wenn intellectuelle und geistige Kräfte, ähnlich denen, deren Natur und Richtung wir aus uns selbst kennen, sich in die Anordnung des Weltganzen mischen; wenn sie sogar die ersten und vornehmsten Ursachen seines Baues und seiner Revolutionen sind: dann ist es möglich, auch etwas von einer Zukunft zu wissen, die wir niemals erfahren haben, — und dieses Etwas ist tröstlich. In der Natur solcher Kräfte liegt zugleich die Bestimmung des Ziels, auf welches alle ihre Wirksamkeit gerichtet ist. Dieses Ziel ist die Glückseligkeit aller Wesen, die einer Glückseligkeit fähig sind, und also auch der unsrigen. Wenn es möglich ist, daß wir nach dem Tode noch leben und Gutes genießen können: so ist es in einer Welt, die von einem Gott regiert wird, zu erwarten, daß wir leben und Gutes genießen werden.

Hier kömmt nun die zweyte Lehre der Religion, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, der von dem Daseyn Gottes zu Hülfe. Es ist hier nicht der Ort, die Beweise derselben auszuführen. Ich will nur des einzigen Punctes erwähnen, daß die Existenz Gottes die Unsterblichkeit unsrer Seele wahrscheinlich macht, so wie jene ge-

wiß schwankend wird, wenn diese aufgegeben worden ist. Ist ein ewiges lebendiges, denkendes, und nach Vernunft handelndes Wesen vorhanden: so ist Leben, Denken und vernunftmäßige Thätigkeit, eines ewigen Daseyns oder einer immerwährenden Fortdauer fähig; — so sind diese Kräfte etwas selbstständiges und für sich bestehendes, und nicht vorübergehende Formen und Zufälligkeiten andrer Substanzen. Umgekehrt, wenn es gewiß wäre, daß Leben und Geist im Menschen, an welchem wir allein diese Gegenstände durch Erfahrung kennen, an den Bau und die Gestalt unsers Körpers geknüpft sey, und mit demselben zerstört werde, so würde alle Analogie wegfallen, nach welcher wir es wagen, ein lebendiges und geistiges Wesen, ohne menschliche Form und von ewiger Dauer, anzunehmen.

Daß nun diese beyden großen Grundlehren, wenn sie durch Ueberzeugung in der Seele befestigt, und durch das öftere Andenken an dieselben ihr geläufig geworden sind, sehr viel über sie vermögen, sie in Gefahren herzhafter und im Leiden standhafter zu machen: das beweisen die unzählichen Beyspiele von Menschen, die durch Religion in den Stand gesetzt worden sind, Dinge zu ertragen und Unternehmungen auszuführen, welche die Kräfte der Natur

in ihrem gewöhnlichen Zustande zu übertreffen schienen. In jeder Religion liegen jene Sätze zum Grunde. Und in welche Form sie auch durch das Dogma oder die Gebräuche einer jeden eingekleidet seyn, — mit welchen Zusätzen von Aberglauben und Philosophie sie auch vermischt seyn mögen: so sind sie es doch eigentlich, welche dem übrigen System den lebendigen Geist einhauchen, durch den es fähig wird, auf das menschliche Gemüth so stark zu wirken. Gehorsam und Unterwerfung, oder Furcht und Hoffnung, — das müssen immer die Triebfedern seyn, wodurch irgend eine Religion den menschlichen Geist spornen, oder die Fesseln, wodurch sie die Leidenschaft bändigen soll. Jene Unterwerfung und jener Gehorsam gründen sich auf den Gedanken von einem Schöpfer und Herrn der Welt, der zugleich der unsrige ist. Diese Hoffnung oder diese Furcht gründen sich auf den Gedanken von einem künftigen Zustande, worin Gutes und Böses uns bloß nach dem Willen jenes unsers Herrn zu Theil werden wird.

In der That, welche Geschichten zeigen uns wohl mehr Beyspiele von übermenschlicher Kühnheit in Gefahren, und übermenschlicher Geduld unter Martern, als die Geschichten der Enthusiasten in allen Religionen? Was konnten die

ersten Christen nicht alles erdulden? Und was konnten die ersten Nachfolger Muhammeds nicht alles durchsetzen? Aber auch in Zeiten und unter Menschen, wo die Religion mehr die Beschäftigung des ruhigen Verstandes, als der Einbildungskraft und der Leidenschaften ist: findet man nicht immer, daß, — wenigstens bey dem zahlreichern, niedrigen Theile der Menschen, bey denen nicht Stolz oder Ehrgeitz die Stelle von Principien ersetzen können, — die frömmsten Menschen auch zugleich die geduldigsten sind; daß die Religion es ist, welche bey unerwarteten Unglücksfällen vor Verzweiflung bewahrt, bey langwierigen Uebeln aufrecht erhält, und besonders im Tode Muth einflößt? Und wenn sich endlich zuweilen in der Seele eines Weisen diese Principien der Religion, geläutert von den Schlacken des Aberglaubens und der Schwärmerey, mit allen Vorzügen der intellectuellen und moralischen Bildung, und mit dem Selbstvertrauen der Unschuld und der Gemeinnützigkeit vereinigen: welche augenscheinlichen Vortheile hat ein solcher nicht im Kampfe mit dem Unglücke, vor allen, die gleiche natürliche und erworbene Waffen gegen dasselbe, aber nicht die Schutzwehr eines vernünftigen Glaubens haben: und welches noch weit

edlere Schauspiel giebt nicht sein Sieg über das Uebel! In dieser auf Liebe und Vertrauen gegen eine unsichtbare Weisheit und moralische Güte gegründeten Gemüthsruhe, in der mit Andacht verbundnen Geduld, liegt eine Erhabenheit, welche die Standhaftigkeit des bloß über die sittliche Welt speculirenden Philosophen, oder des durch bloße Uebung abgehärteten Mannes nicht hat.

Wenn diese Erfahrungen zweydeutig wären: so würde uns die Natur der Religion und des menschlichen Geistes belehren, daß die Sache so seyn müßte. Durch zwey Betrachtungen stärkt die Religion den Muth und die Geduld des Gottesverehrers. Erstlich, indem sie ihm die stärkste Vermuthung giebt, daß in dem Uebel selbst eine Ursache des Guten liege, — daß auf das Elend Glückseligkeit folgen, und diese überwiegend groß seyn werde. Zweytens, indem sie ihm die Ergebung in den göttlichen Willen als eine Hauptpflicht und als die edelste Eigenschaft des menschlichen Geistes vorstellt.

Der größte Wunsch des Leidenden ist zwar, gerade von dem Uebel, dessen Schmerz er fühlt, befreyet zu werden. Die Hoffnung, die ihn am meisten ermuntert, ist ohne Zweifel die, zu derjenigen Glückseligkeit wiederhergestellt zu werden, die

er kennt, die er schon genossen hat, und deren Verlust seinen jetzigen Zustand traurig macht. Der Kranke will gesund, der Arme will wohlhabend seyn. Jeder will leben und in dieser Welt gute Tage sehen. — Diesen Wunsch kann die Religion nicht befriedigen: diese Hoffnung kann sie nicht gewähren; — um desto weniger, je aufgeklärter sie ist. *) Indeß wenn eines Menschen einzelne und aufzuzählende Wünsche alle befrie-

*) Die unerleuchtete Frömmigkeit glaubt in der Religion Mittel zu finden, bestimmte Güter dieses Lebens zu erhalten, oder bestimmte Uebel abzuwenden: aber mit der Reinigung der Grundsätze der Religion fallen diese Hoffnungen hinweg. Man ist der Schwärmerey nahe, wenn man, bey seinem Gebete, die Erhörung des particulären Wunsches, den man Gott vorgetragen hat, erwartet: und man ist schon in den Stricken des Aberglaubens, wenn man eine äußere Religionshandlung, z. E. den Genuß des h. Abendmahls, in der Absicht vornimmt, einen solchen Wunsch zu erhalten. Die Erfahrung belehrt den vernünftigen Gottesverehrer von der Eitelkeit dieser Erwartungen, und sein fortgesetztes Nachdenken überzeugt ihn, daß er auch keine Gründe hatte, dergleichen Ansprüche zu machen. Aber allerdings liegt in dieser aufgehobenen Beziehung der wahren Religion auf bestimmte Güter und Uebel dieses Lebens, die Ursache, warum sie bey gemeinen Menschen kälter ist und weniger wirkt, als die falschen, unreinen, mit Aberglauben und

dig sind, oder ihm die Hoffnung zu allen abgeschnitten ist: so bleibt ihm doch noch das Verlangen nach höherer Glückseligkeit überhaupt übrig. Auch ohne die Hoffnung dieses oder jenes besondern Gutes, kann ihn noch die Verbesserung seines Zustandes im Allgemeinen trösten. Und dieser in der menschlichen Natur ebenfalls liegende Wunsch kann nur auf Gott gerichtet seyn: nur Gott kann dieser zwar unbestimmten aber nie versiegenden Hoffnung Nahrung geben.

Wenn der Gedanke von unendlicher Macht mit gleicher Weisheit und Güte in Einem Wesen verbunden; — wenn der Gedanke von der Beziehung dieses Wesens auf uns, als ersten Urhebers unsers Daseyns, und Anordners unsrer Schicksale, in der Seele lebhaft wird: so kann es nicht fehlen, sie muß bloß durch ihn besänftigt werden, wenn sie aufgebracht, und erheitert werden, wenn sie niedergeschlagen ist. Es ist eben so, als wenn sich ihr ein Freund näherte, aber einer, dessen Uebergewicht an Verstand und Vermögen Ehrfurcht, mit Folgsamkeit verbunden, auflegte, indeß sein unbegränz-

---

Schwärmerey vermischten Religionen, die sich anmaßen, den Menschen unmittelbar und auf seine Weise glücklich zu machen.

tes Wohlwollen das höchste Zutrauen einflößt. Es ist ungewiß, ob dieser hohe Freund gerade dem Uebel, welches uns drückt, werde abhelfen können und wollen. Aber das ist unstreitig, daß er uns gern glücklich und froh sehen möchte; — daß er von Anbeginn der Welt dazu alle Anstalten gemacht hat; — und daß er, um seine Absicht zu erreichen, alle Kräfte der Natur in seinen Händen hat. — Der Begriff Gott vereiniget alles Gute, was in der Natur ist, unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspuncte. Es sind nicht zerstreute Zufälligkeiten, sondern es ist ein allgemeiner zusammenhängender Plan, durch welchen uns und allen Menschen Leben und Glückseligkeit zu Theil wird. Alles Gute fließt aus einer gemeinschaftlichen Quelle, dem Verstande und Willen dieses Wesens, aus. In der Glückseligkeit, als dem letzten Ziele, vereinigen sich alle Operationen der Natur. Dieses giebt der ganzen Welt eine höhere Würde, und zugleich ein fröhlicheres Ansehn: eine Empfindung, wodurch auch unsre Leiden, wenn sie uns nicht ganz betäuben, erträglicher werden.

Außer dem vermehrten Trost aber giebt die Religion noch eine vermehrte Verpflichtung, geduldig zu seyn. Ich habe oben gesagt, daß die Pflichtmäßigkeit der Geduld daraus erhellt, weil sie das ein-

zige schickliche Betragen beym Leiden ist. Aber wenn kann wohl der vernünftige Mann diese Schicklichkeit mit vollerer Ueberzeugung einsehn; — wenn kann er die Geduld für eine zu seiner Natur so passende Tugend, und die Ungeduld für eine ihm so übelstehende Leidenschaft erkennen, als wenn er selbst, mit seinen Schicksalen, unter der Direction der höchsten Güte und Weisheit zu stehen glaubt; und wenn er in der Zukunft eine glückliche Auflösung der Schwierigkeiten erwartet, von denen er hier beängstiget wird.

Alle Pflichten, die wir aus der Religion herleiten, sind darauf gegründet, daß wir wollen sollen, was Gott will. Nun will aber Gott nach den Begriffen, die wir uns von ihm machen, zweyerley. Er will erstlich diese Einrichtung der Welt, die wir sehen. — Denn sonst würde eine andre vorhanden seyn: — oder wir müßten ihm keinen Einfluß auf dieselbe zuschreiben, wodurch der Begriff der Gottheit vernichtet würde. Er will zweytens das Wohl empfindender und denkender Wesen. Dies lehren uns die für sie so wohlthätigen Einrichtungen der Natur: und dies lehrt uns die Natur eines vollkommenen Geistes. Wenn unser Wille also mit dem göttlichen übereinstimmen soll: so müssen wir mit der Welt, die er gemacht hat, zufrieden seyn;

und wir müssen den Menschen, welchen er wohl will, Gutes thun. Zufriedenheit und Gemeinnützigkeit, — das sind nach meiner Meynung die beyden Hauptbestandtheile, welche, so wie den guten moralischen Charakter überhaupt, so insbesondere den religiösen ausmachen. Jenes ist die leidende, dieses die thätige Tugend. Jene nimmt alles, was dem Menschen durch die Wirkung äußerer Ursachen widerfährt, so auf, wie sie es aufnehmen muß, da es von der Urquelle alles Guten, dem einsichtsvollsten und besten Wesen, herkommt. Diese wirkt in allem, wo der Mensch frey handelt, so wie er wirken muß, wenn die Geschöpfe seines Willens und seiner Kraft mit der göttlichen Schöpfung in Harmonie seyn, und wenn seine Absichten sich mit den Absichten der höchsten Güte vereinigen sollen.

Zufriedenheit aber mit den Einrichtungen der Welt, mitten im Zustande des Leidens: das ist Geduld; — und die höchste edelste Geduld, weil sie auf die weitesten Aussichten und die erhabensten Betrachtungen über die Natur und ihren Urheber gegründet ist. Sie ist auch die sicherste und aushaltendste, weil sie in einer Disposition des Gemuths besteht, die sich auf alle Zustände des Lebens bezieht, und in allen geübt werden kann. Der, welcher

sich gewöhnt hat, sich selbst, sein Leben, und alle Vorfälle desselben immer als einen Theil derjenigen Welt, die das gute Werk eines guten Gottes ist, zu betrachten, in dessen Gemüth wird überhaupt eine größere Gleichmüthigkeit herrschen. Seine Fröhlichkeit bey glücklichen Umständen wird nicht übermüthig seyn: denn die religiöse, dankbare Freude ist ernsthaft und bescheiden. Sein Schmerz bey widrigen Zufällen wird ihn, so lange er ihn nicht völlig übermannt, nicht ungeberdig und unwillig machen: denn die Ehrfurcht vor seinem Schöpfer macht ihn demüthig und stille. — Und kann es wohl eine höhere Vollkommenheit des Menschen geben, als diese, wenn er bey allen abwechselnden Zuständen seines Lebens sich fest an das Gute hält, — es zu befördern sucht, so lange er seine Kräfte brauchen kann, — und es in Gott, der Urquelle desselben, aufsucht, sobald er, ohne selbst wirken zu können, sich den Veränderungen, die in ihm vorgehn, leidentlich überlassen muß.

Ich schließe diese Abhandlung mit einer Betrachtung, welche die Tugend, von der ich rede, in ihrer allgemeinsten Beziehung, und also unter

dem Gesichtspuncte ansieht, von welchem ihr aufs ganze Leben sich weit verbreitender Einfluß, ihr Zusammenhang mit unsrer gesammten Vollkommenheit, und folglich ihre Würde und ihr Nutzen am besten erkannt werden. Dadurch werden, glaube ich, alle aus speciellen Erfahrungen des menschlichen Lebens geschöpften Gründe und Erklärungen noch ein neues Licht und ihre volle Bestätigung erhalten.

In allen Operationen der Seele, deren wir uns bewußt sind, wobey also unsre Glückseligkeit interessirt ist, läßt sich ein leidender und ein thätiger Theil unterscheiden. Jener geht vor diesem vorher, und scheint nothwendig, ihn zu erwecken. Dies ist die Geschichte unsers Denkens, dies ist die unsrer Begierden und unsrer Handlungen: dies ist die unsers ganzen Lebens. Zuerst geschehen die Eindrücke der Dinge auf uns: und dann wirken wir auf sie zurück. Unsre Kraft, sich selbst überlassen, scheint todt zu seyn, und erwacht erst, wenn sie von etwas äußerm gereitzt wird. So ist schon in den Wahrnehmungen der Sinne, der Grundlage aller Kenntniß und alles Nachdenkens, der äußre Stoß, den Licht, und Luft, und Salze auf unsre Organe, und durch diese auf unser Ich, das empfindende Wesen, thun, — und dann die dadurch erweckte Aufmerksamkeit des Geistes, die das Wahrnehmen dieser

Bewe-

Bewegung hervorbringt, klar zu unterscheiden. — Schon daraus, daß jede der höhern Verstandeskräfte nur den Stoff bearbeitet, welchen die sinnlichen Wahrnehmungen liefern, ist es klar, daß auch ihre Activität nicht ohne vorhergegangene leidentliche Affectionen anfing, daß sie nur eine Zurückwirkung gegen vorher empfangne Veränderungen äußern. Aber es wird bey der speciellen Betrachtung der Sphäre und der Functionen einer jeden dieser Fähigkeiten noch sichtbarer. Die Erinnerungskraft muß aufgefordert werden, durch die Aehnlichkeit oder Verwandtschaft der gegenwärtigen Eindrücke mit den Ideen, die ins Gedächtniß zurückkommen sollen. Der Witz und der Scharfsinn müssen durch die Neuheit und den Glanz der Gegenstände, oder durch witzige und scharfsinnige Ideen andrer Menschen hervorgelockt werden, wenn sie aus schlafenden Fähigkeiten zu Kräften werden sollen, die etwas hervorbringen; und sie müssen jedesmahl aufs neue durch dieselben Mittel gereitzt werden, wenn sie, — auch schon zu wirklichen Talenten ausgebildet, — sich lebhaft äußern sollen. Der nachdenkende Verstand selbst, obgleich in seinen Operationen unser Ich am meisten von dem Seinigen hinzuthut, wendet seine Aufmerksamkeit doch nur dahin, wohin eine vorhergegangene leb-

haftere Empfindung sie gezogen hatte. Bey den Begierden und beym Willen ist die Vermischung von Leiden und Handeln, die in unsrer ganzen Natur bemerkt wird, noch sichtbarer. Das Vergnügen kitzelt vorher, und der Schmerz sticht oder brennt früher, ehe wir dem Gegenstande des ersten zueilen, und uns von den Ursachen des andern zurückziehn. — So ist es auf allen Stufen der Begierde, bis zu dem letzten und gleichsam reifsten und vollkommensten Resultate derselben, einer freyen Handlung. Innere Reitze, durch Einwirkung äußerer Gegenstände veranlaßt, sind es, welche unsre Thätigkeit erwecken. Folgt die Thätigkeit auf den Reitz augenblicklich und unmittelbar: so ist die Begierde sinnlich. Wirkt aber dieser Reitz zuerst auf das Nachdenken, und durch eine Reihe von Ideen auf den Willen: so wird sie mehr und mehr vernünftig. Ob es ein Ziel gebe, wo diese unsre zuerst durch Leiden erweckte Thätigkeit zuletzt die Oberhand behält, und nun in ihre Wirkungen nichts mehr von dem Beytrage äußrer Ursachen einmischt, wodurch sie anfangs bestimmt wurde: ist noch nicht ausgemacht. Gewiß ist es, daß die Sittlichkeit und die Tugend sich diesem Ziele nähert, und daß in ihr die Wirksamkeit des vernünftigen Geistes am freyesten und unabhängigsten erscheint.

Aber um von diesen allgemeinen Betrachtungen auf die besondere der Tugend, von der ich handle, zurück zu kommen, so ist ein Resultat jener Betrachtungen zu bemerken. Wenn zu allen unsern Thätigkeiten vorhergehende leidentliche Eindrücke gehören, und, nach der Natur unsrer Seele, jede Action eine Mischung von erlittenen Veränderungen und hervorgebrachten Wirkungen ist: so wird in der gehörigen Proportion zwischen dem Leiden und Thun, zwischen der Stärke der Eindrücke, die auf uns geschehn, und der Kraft, welche wir haben, entgegen zu wirken, zwischen der Heftigkeit der Reitze, die unsre Talente und Begierden aufwecken sollen, und zwischen der Stärke und dem Umfange unsrer Vernunft, der vornehmste Grund unsrer Vervollkommnung, und zugleich das Maß der Glückseligkeit liegen, deren wir genießen. In der That finden wir den Menschen unvollkommen und unglücklich, wo dieses Gleichgewicht auf die eine oder auf die andre Weise gestört wird.

Sind der Gegenstände, die auf ihn durch sinnliche Bilder, oder durch Vergnügen und Schmerz wirken, zu wenig; oder wirken sie nicht lebhaft und unterscheidend genug, um einen nach der Natur des Menschen überhaupt, oder nach seiner individuellen Natur, hinlänglichen Reitz hervorzubringen: so ent-

schlummert der Mensch in Unthätigkeit und Trägheit; er bleibt ein halbes Automat. Und da er den Genuß seiner selbst nur durch Handlungen hat, wie er auch nur durch diese seinen Zustand verbessern kann: so bleibt er alsdann sowohl an Werth und Würde, als an Genuß und Vergnügen, hinter seines Gleichen zurück. — Eben um dieser Ursache willen gehört auch das eigentliche Leiden, Noth und Unglück zu den Erziehungsmitteln des Menschen, und zu den Vorbereitungen seiner Größe und seiner Glückseligkeit. Die dicke materielle Rinde des groben sinnlichen Menschen, muß auch grobe und empfindliche Stöße leiden, wenn sie durchdrungen werden soll um dem innern Strahle der Vernunft und der Moralität eine Oeffnung zu verschaffen, wodurch die äußern Gegenstände mit ihm in Verbindung treten. Die tägliche Noth, welche dem Menschen das immer wiederkehrende Bedürfniß von Hunger und Durst machte, war das erste, was ihn zum Aufmerken auf die ihn umgebende Natur brachte, und ihn in Bewegung setzte, einen Zweck durch Mittel zu erreichen. Aber die weit größre Noth, welche die Unfruchtbarkeit der Erde, die Rauhigkeit der Jahrszeiten, die Naturrevolutionen, endlich die Wildheit und Grausamkeit andrer Menschen ihm verursachten: diese erweckten seine

Vernunft noch weit kräftiger. Sie waren es allein, welche ihn dahin brachten, den ersten großen Schritt zur Vervollkommnung aller Seelenkräfte zu thun, und in eine bürgerliche Gesellschaft zu treten. Auf jeder Stufe der bürgerlichen Cultur verfolgen den Menschen neue Unglücksfälle, — Empörungen und Kriege: und aus jedem zieht er immer neue Vortheile, indem er in Aufsuchung der Waffen und Hülfsmittel gegen die Uebel, auf Dinge aufmerksam wird, die ihm zuvor gleichgültig waren, und sich um Fertigkeiten bewirbt, die, in Zeiten der Sicherheit und Ruhe, seiner Trägheit viel zu viel Aufopferungen gekostet hätten.

Auf der andern Seite, wenn die Einwirkung der Dinge von außen zu stark ist für die Kraft, welche dadurch soll ins Spiel gebracht werden: so ist Ohnmacht und Unthätigkeit dieser letztern die Folge. Das Active im Menschen erliegt unter den leidentlichen Veränderungen seines Wesens, wenn solche zu vielfach oder zu gewaltsam sind; und der Geist wird unfähig zu handeln, wenn er zu viel und zu stark empfindet. — Dies ist sogar den Gesetzen des organischen Körpers gemäß. Ein mäßiger Reitz belebt die Muskelfiber, ein zu heftiger ertödtet ihre natürliche Beweglichkeit. Aber noch weit sichtbarer ist es bey allen Actionen, mit denen Vor-

stellungen vergesellschaftet sind, und die also dem Geiste, wenigstens zum Theile, angehören. Licht gehört nothwendig zum Sehen, aber ein zu blendender Glanz macht blind und verhindert es. Ohne bewegte Luft hören wir nichts: ein zu heftiger Schall betäubt. So wecken Empfindungen und Leidenschaften das Nachdenken: aber die ungestümen und zu sehr angreifenden verdunkeln den Verstand, und bringen den Ideengang zum Stillestand.

Insbesondre gilt nun dies von denjenigen leidentlichen Veränderungen, die Schmerz verursachen, weil sie an sich der Natur nicht gemäß sind. — Wenn Noth und Gefahr den Muth eines Mannes stählt, seine Geisteskraft erhöht und seine Tugenden in ihr rechtes Spiel bringt: so ist es nur eine solche Noth, welche er zu ertragen oder zu überwinden vermag, bey welcher er noch Aussichten und Hoffnungen behält, und die mit Zwischenräumen des Vergnügens, oder doch der Ruhe und der Schmerzlosigkeit abwechseln. Allerdings wachsen Nationen mitten unter Feinden, Kriegen und Verwüstungen zur Cultur und zur Macht empor: aber andre sind auch durch die Uebermacht des sie verfolgenden Schicksals, durch zu oft wiederhohlte, von der Natur oder den Menschen angerichtete Verwüstungen,

dumm, elend und thierisch geworden. — Wenn gewisse, und nur wenige Völker des Erdbodens, durch die ganze Reihe möglicher Fortschritte, bis zu einer vollkommnern Gesetzgebung, bis zu einer feinern Sittlichkeit, bis zu den Wissenschaften und schönen Künsten, der spätesten Frucht des menschlichen Geistes, durchgedrungen sind: so liegt die Begünstigung des Schicksals, welche ihnen diese Vorzüge zu eigen gemacht hat, gewiß in dieser gleichen und weisern Austheilung von Unglücksfällen und Successen, von Niederlagen und Siegen, von widrigen Natur- und politischen Begebenheiten, die sie nöthigten, zu Abtreibung des Uebels, oder zu Wiederherstellung des Schadens, allen ihren Verstand und ihren Fleiß aufzubiethen, und von unerwartet günstigen Ereignissen, welche diesen Fleiß belohnten, indem sie zugleich den sinkenden Muth wieder belebten. In dieser Schule wurden die Griechen erzogen. Auf diesem Wege gelangten die Römer zu ihrer Größe. Um nur eines Umstandes unter den vielen zu erwähnen, auf welche dieser Gesichtspunct leitet: alle die kriegerischen Nationen, welche plötzliche und große Eroberungen, ohne großen Widerstand zu finden, gemacht, und alle ihre Nachbarn vor sich hingestreckt haben, wie die Mongolen unter Dschinkischan und Timur, sind durch ihre Successe

weder viel glücklicher noch viel klüger geworden. Aber die Römer, die mit gleichen Rivalen zu kämpfen hatten, und langsam, unter vielen ausgehaltenen Stürmen und erlittenen Niederlagen, emporstiegen, wurden wirklich durch ihre Siege größer und edler: d. h. sie lernten durch den Krieg, dieses ihnen so gut gelingende, aber doch sehr mühsame und oft schmerzhafte Handwerk, Weisheit, die auch im Frieden angewendet werden konnte, und erlangten Tugend, deren Werth und Wirkung sich weiter, als auf die Ueberwindung der Feinde, erstreckte.

Ist nun das Leiden dem Menschen nöthig, um seine vernünftige Thätigkeit, das wahre menschliche Leben, und die Quelle aller seiner Vorzüge und künftigen Genüsse, zu erwecken; ist es aber auch nothwendig, daß die Passion mit der Action in Verhältniß stehe, wenn nicht das, was Reitz und Hülfsmittel seyn sollte, Ursache der Unterdrückung und der Vernichtung werden soll: so fragt sichs nun, wofern der Mensch selbst etwas über sich vermag, die Eindrücke der Dinge auf sich zu modificiren: was ist, in Absicht dieses leidentlichen Theils seiner Veränderungen, seine Pflicht, und was ist seine Tugend? Der Mensch, der immer erst afficirt werden muß, ehe er seine Spontaneität äußern

kann; der oft schmerzhaft afficirt werden muß, wenn in seine freye Handlungen eine gewisse Energie kommen soll; der aber unter den ihn aufgedrückten Modificationen, das Eigenthümliche seines Wesens und seine Vollkommenheit verliert, wenn das Gefühl, und besonders das unangenehme Gefühl, in seiner Seele die Oberhand über die deutlichen Ideen bekömmt: — welche Anlage hat sich ein solcher Mensch, in Beziehung auf die Dinge, welche starke Eindrücke auf ihn machen, und besonders auf die, welche er Uebel und Unglücksfälle nennt, weil ihr Eindruck gewaltsam und also ihm unangenehm ist, zu wünschen? Und auf welches Ziel muß er wohl hinarbeiten, wenn er vorsätzlich der Natur zu Hülfe kommen will? Mich dünkt, diese Tugend, die wir hier suchen, diese dem Menschen zu wünschende Anlage des Charakters, dieses ihm vorzusteckende Ziel ist durch kein Wort der Sprache so nahe auszudrücken, als durch den Nahmen der Tugend, von der wir hier reden, Gelassenheit und Geduld. Der gewöhnliche Sinn dieser Wörter ist eingeschränkter: aber die Natur der Sache verträgt und verlangt sogar eine weitere Ausdehnung. Es kömmt nämlich alles darauf an, dem Uebermaße in den passiven Veränderungen zu wehren, dem ersten Stoße der auf uns

wirkenden Dinge das Erschütternde zu benehmen, der uns niederwirft, anstatt daß wir bloß in Bewegung gesetzt werden sollten, — und in allen Fällen, wo wir stark afficirt werden, unsre eigne freye Thätigkeit aufrecht zu erhalten. Dies ist eben so sehr beym Vergnügen, als bey der Unlust, — bey der Bewunderung, wie beym Schrecken, bey dem Glanze lebhafter Sensationen, als bey dem Ungestüme der Leidenschaften und Begierden, nöthig. — Allenthalben, wo in unserm Erkenntniß- oder Begehrungsvermögen durch fremde Kraft etwas gewirkt wird: da muß diese Wirkung mäßig und der uns möglichen Reaction angemessen seyn oder sie muß freywillig von uns gemildert werden, wenn nicht der Stoff, der uns dadurch zum Denken und Handeln geliefert wird, ungenützt bleiben, und selbst uns schädlich werden soll. — Die Regel, welche uns dieses befiehlt, ist von dem ersten Moment an, da die Menschen sich mit der sittlichen Vollkommenheit abgaben, und auf Mittel zu Erreichung derselben dachten, anerkannt, und schon in den ältesten Sinnsprüchen der Weisen auf mannichfaltige Art ausgedruckt worden. Das *μηδὲν ἄγαν*, das ne quid nimis, das nil admirari, — dies alles bezieht sich auf diesen einen Punkt; seine Freyheit unter den Einwirkungen der Objecte,

welche Begierden erwecken, und die Klarheit seiner Verstandesbegriffe unter den Sensationen der Dinge, welche die Sinne und die Einbildungskraft lebhaft füllen, zu erhalten. Gelassen und stark in allen diesen Fällen seyn, ist eine Gabe der Natur: sich gelassen machen, ist das Bestreben des Weisen und Tugendhaften. Und zwar da es ein doppeltes Mittel giebt, von einem Stoße weniger zu leiden: entweder ihm eine harte Oberfläche entgegensetzen, an der er sich bricht, — oder eine nachgebende, an welcher er abgleitet: so ist das Unerschütterliche des Geistes, das aus seiner Stärke entsteht, von derjenigen Ruhe, die aus der Gelassenheit, und gewissermaßen aus dem Nachgeben entspringt, zu unterscheiden. Beyde Eigenschaften sind wünschenswürdig: und die erste bringt vielleicht noch mehr Großes hervor; sie zeigt wenigstens eine edlere und kraftvollere Natur an. Aber sie ist auch dafür fast ganz das Werk der Natur. Was der Mensch selbst durch freyen Willen und durch Uebung am ersten thun kann, um sich von dem sinnlichen Eindrucke der auf ihn einstürmenden Dinge nicht überwältigen und beherrschen zu lassen, ist, daß er ihnen weicht und sich in seine Schranken zurückzieht; — daß er sich mit seinen Gedanken an

ein noch höheres Wesen wendet, als das ist, welches ihn jetzt blendet, oder erschüttert; — mit einem Worte, daß er sich an die Maßregeln derjenigen Tugend hält, wovon hier die Rede ist, und die Betrachtungen oft erneuert, welche bey ihr zum Grunde liegen. So ist es z. B. gewiß das beste Mittel, die Vorstellungen von dem, was uns bewundernswürdig vorkömmt, ein wenig zu verkleinern, und die Hoffnungen und Besorgnisse, in Absicht reitzender oder schreckender Gegenstände, um etwas herabzustimmen, wenn wir mit der Idee des Universums und seines Urhebers bekannt, — und die einzelnen Dinge und Vorfälle, die uns im Leben aufstoßen, gegen den Zusammenhang aller Dinge und aller unsrer Schicksale, und gegen die Verbindung aller unsrer Zwecke zu halten und darnach zu messen gewohnt sind.

Die Geduld in der Noth ist eine Unterart jener allgemeinen Mäßigung der Empfindungen, von der ich rede. Sie ist gewiß die Grundlage aller Tugenden, die sich in dem Zustande des Leidens ausüben lassen. Denn da alle auf der Besonnenheit beruhn, und den freyen Gebrauch der Vernunft voraussetzen: so ist ihre erste Bedingung, daß, durch die Heftigkeit des Uebels, die Besonnenheit nicht geraubt, und die Vernunft in

ihren Functinen nicht gestört worden sey. Und diese Wirkung des Uebels zu verhüten, muß die Empfindung desselben gemäßigt seyn. Die verdrießlichen und traurigen Bilder, die durch die Association unwillkührlich sich zu der Empfindung gesellen, und am meisten beytragen, das Gemüth zu benebeln oder es niederzudrücken, müssen beyseite geschafft und durch vorsätzlich erweckte fröhlichere verdrängt werden. Das innere unruhige und zwecklose Entgegenstreben, das die unangenehme Empfindung, welche dadurch weggeschafft werden sollte, nur verstärkt, muß unterdrückt werden. Dies alles umfasset die Tugend des Geduldigen. Er schränkt sich gleichsam bloß darauf ein, zu leiden: — das zu empfinden, was er als leidentlichen Eindruck nicht vermeiden kann. Aber er entfernt mit größtem Fleiße alle Einbildungen, alle Ideen, die nur mechanisch, vermittelst des Körpers und der Organisation, oder nur durch Aehnlichkeit mit der Empfindung zusammenhängen. So macht er Raum für andre Ideen, die freyer und geistiger, aus der eignen Kraft seiner Vernunft entstehn, und mit den Endzwecken derselben zusammenhängen. Indem er den krampfhaften Zuckungen wehrt, in die sein Begehrungsvermögen durch den Reitz versetzt wird, verschafft er den bessern Triebfe-

dern, die auf den Willen des Gesunden und Vernünftigen wirken, ihren gewohnten Einfluß wieder. Mit einem Worte, der Geduldige sucht den natürlichen Zustand des Gemüths, den das Uebel gestört hat, so weit es ihm möglich ist, wieder herzustellen. Die Bemühung darnach ist ohne Zweifel das, was die Vernunft dem Leidednen am deutlichsten befiehlt: und das Gelingen derselben ist augenscheinlich das, was den Leidenden am glücklichsten macht, so lange das Uebel selbst nicht gehoben werden kann.

Anmerkung zu Seite 81. *)

Ich glaube nicht, daß ich Ursache habe, mich, in dieser ganz praktischen Materie, in den theoretischen Streit, ob moralische Vollkommenheit, oder ob Glückseligkeit der letzte Zweck der Schöpfung sey, einzulassen. Diejenigen, welche das erste behaupten, getrauen sich doch nicht, die Glückseligkeit von der Tugend auf ewig abzusondern. Sie wollen zwar, daß die Beobachtung des moralischen Gesetzes, ganz ohne Rücksicht auf Glückseligkeit, der einzige Endzweck für den Menschen sey, daß sie als der einzige Endzweck des Schöpfers angesehen werde. Aber sie betrachten demohnerachtet die Tugend unter dem Gesichtspuncte, daß sie dem vernünftigen Wesen, welches sich dadurch unterscheidet, die Würdigkeit verleihe, glückselig zu werden. Sie sind sogar einig, daß der Tugendhafte, bey seinem uneigennützigen Gehorsam gegen das Sittengesetz, jenen Gesichtspunct nie aus den Augen verlieren könne noch dürfe. Nicht dürfe, sage ich, weil er sonst den Uebergang in die unsichtbare Welt, den zur Ueberzeugung vom Daseyn Gottes und von der Unsterblichkeit, gänzlich verlöre, die doch, nach der Theorie dieser Philosophen selbst, durchaus nothwendig ist, dem moralischen System Halt und Festigkeit zu geben. Der Tugendhafte strebt also, diesen Principien zufolge, unaufhörlich darnach, der Glückseligkeit würdig, aber

— in so fern er wahrhaft tugendhaft ist, — nie darnach, glückselig zu seyn. Er denkt sich zwar seine Folgsamkeit gegen das Sittengesetz immer in der Beziehung auf das Wohlseyn, mit welchem sie eine natürliche, in der Vernunft gegründete Verbindung hat: aber er schließt doch dieses Wohlseyn gänzlich von seinen Endzwecken aus, wenn er jene Folgsamkeit wirklich beweißt. — Ich für mein Theil gestehe, daß ich diese Theilung der Ideen mit meinem Kopfe sehr wohl begreife, daß ich aber diese Theilung der Wünsche und Bestrebungen in meinem Herzen nicht finde; — daß es mir sogar unbegreiflich ist, wie irgend ein Mensch sich bewußt werden kann, sein Verlangen, der Glückseligkeit würdig zu seyn, von dem Verlangen nach Glückseligkeit selbst, rein abgesondert, — und also die Pflicht ganz uneigennützig ausgeübt zu haben. Solche feine Unterschiede der Ideen verdunkeln sich schon im Nachdenken über particuläre Gegenstände. Aber sie verliehren sich gänzlich, wenn es aufs Handeln ankömmt, — wenn sie auf Begierden und Absichten angewandt werden sollen. Je einfacher, schneller, und von klaren Vorstellungen entblößter der Schritt ist, durch den wir von der Betrachtung der Motive zum wirklichen Handeln übergehn: destoweniger ist es möglich, das bestimmte Gewicht, welches jedes Motiv hinzugethan hat, den Schritt so und nicht anders zu leiten, genau und sicher zu erkennen. Von einer andern Seite biethen sich mir noch einige hiervon verschiedne Betrachtungen an, welche mich hindern, mit der Vorstellungsart der Kantischen Philosophen völlig übereinzustimmen, ob ich gleich glaube, daß sich bey vollständiger Entwickelung unsrer Vorstellungen in ihrem Wesentlichen

eine

eine weit geringere Verschiedenheit, als in ihrer Bezeichnung, finden würde.

Mich dünkt, das Erste und Allgemeinste, welches sich finden muß, wo man einen Zweck, und eine Willensbestimmung nach Zwecken annehmen soll, ist: daß das Wesen, in welches der Zweck gesetzt wird, überhaupt das Vermögen habe, seiner Zustände gewahr zu werden; daß es zweytens den Zustand, welcher als Zweck angesehen werden soll, oder einen ähnlichen, einmal wahrgenommen habe; und daß es drittens diesem Zustande, als es ihn wahrnahm, einen Vorzug gab, oder ihn lieber hatte.

Die Sprache hat, leider, nicht Ausdrücke genug für so allgemeine Begriffe: und man muß sich der Wörter, die schon bestimmteren und concreteren Empfindungen und Begierden gewidmet sind, bedienen, um diese Uranfänge aller Empfindungen und Begierden zu bezeichnen; — eine Sache, woraus eben in diesem Theile der Metaphysik so viel Mißdeutung entsteht.

Gesetzt aber auch, daß in der wirklichen Reihe der Veränderungen der lebendigen und selbstthätigen Wesen, das Empfinden gegenwärtiger Zustände, vor dem Bestreben nach einem gewissen künftigen Zustande, nicht vorhergehen dürfte: — (eine Sache, worüber es hier nicht der Ort ist abzusprechen,) so würde doch gewiß, in der Ordnung der Begriffe, das Wahrnehmen und Unterscheiden der Zustände, — wodurch dem einen vor dem andern ein Vorzug gegeben wird, — vor der Wahl eines unter denselben, und also vor der Voraus-bestimmung eines gewissen Endzwecks vorhergehn müssen. Ein Zustand aber, den ein, mit dem Bewußtseyn seiner selbst und seiner Zustände begabtes Wesen dann, wenn dieser Zustand gegenwärtig ist und von ihm wahrgenommen wird, andern Arten zu Seyn vorziehet, ist ein guter Zu-

stand. Und eine Reihe solcher guten Zustände, ist der allgemeinste Begriff, den das Wort Glückseligkeit ausdrücket.

Dieser Begriff geht also vor dem eines Zwecks, und eines Bestrebens nach diesem Zwecke, bey jenem Wesen voraus, und liegt bey dessen Bestreben zum Grunde. Er ist also auch früher und ursprünglicher im Verstande, als der Begriff von moralischen Zwecken. — In der Succession unsrer Ideen ist demnach der Fortschritt von Glückseligkeit zur Tugend weit natürlicher, als der umgekehrte, nach welchem der Begriff von Tugend uns erst auf den von Glückseligkeit führen soll. Ein Gesetz setzt Motive, Motive aber setzen einen vorher wahrgenommenen Unterschied eines schlechtern Zustandes von einem bessern voraus. Dieser wahrgenommene Unterschied ist das Element des Begriffs Glückseligkeit, der sich, nach und nach, durch die Menge solcher Wahrnehmungen erweitert, und durch ihre Mannichfaltigkeit modificirt. Aus der Glückseligkeit, im allgemeinsten Sinne des Worts, entspringen die Motive zu jedem Bestreben, — also auch zur Befolgung des moralischen Gesetzes. Ich muß erst überhaupt wissen, daß etwas gut ist, ehe ich fragen kann, ob die Erfüllung moralischer Pflichten unter die Rubrik des Guten gehöre; der Mensch muß eine Triebfeder haben, die ihn in Bewegung setzt, ehe man ihm ein Ziel vorstecken kann, wohin diese Bewegung gerichtet seyn soll.

Ich schließe hieraus, 1) daß es erlaubt ist, von der Glückseligkeit, als dem einzig denkbaren Zwecke der Dinge, zu reden, weil nämlich ein Zustand, der einem des Bewußtseyns und der Wahrnehmung unfähigen Wesen zugehört, — einer, der zwar in einem seiner selbst bewußtseyenden Wesen existirt, aber nie von ihm wirklich wahrgenommen worden; oder endlich der,

als er in einem solchen Wesen gegenwärtig war und von ihm wahrgenommen wurde, keinen solchen Eindruck machte, daß er von diesem Wesen andern Zuständen vorgezogen wurde, — weil, sage ich, ein Zustand dieser Art, unmöglich, unter irgend einem Gesichtspuncte, als Zweck angesehen werden kann. Ein Zustand aber, der von dem Wesen, welchem er zugehört, wahrgenommen, und, vermöge des Eigenthümlichen in diesem Bewußtseyn, andern Zuständen vorgezogen wird, ist, nach meinen Begriffen, der Grundstoff der Glückseligkeit.

Ich schließe 2) daß nicht bloß die denkenden, sondern alle empfindenden, und, ihre Zustände als gut oder böse unterscheidende, Wesen fähig und würdig sind, von einem vernünftigen und moralisch handelnden Urheber irgend eines Werks, und also auch von dem Werkmeister oder Schöpfer der Welt, als Zwecke angenommen zu werden. So wie ich, von der einen Seite, in dem Leb- und Empfindungslosen, an sich betrachtet, nichts entdecke, was gut oder schlecht, schön oder häßlich, vollkommen oder unvollkommen genannt, und durch irgend einen Ausdruck des Vorzugs oder der Herabsetzung bezeichnet zu werden verdiente; — so wie ich einzusehen glaube, daß alle Epithete dieser Art, welche wir einzelnen Dingen aus der Körperwelt, oder der ganzen leblosen Natur beylegen, ihnen bloß in der Beziehung zukommen, welche sie auf die lebendigen, der Vorstellung und des Bewußtseyns fähigen Wesen haben, (es sey, insofern sie zur Erhaltung oder Zerstöhrung derselben beytragen, oder insofern sie auf die Sinne, den Verstand, oder die Einbildungskraft derselben, der Natur dieser Kräfte gemäß, oder ihr entgegengesetzt, wirken): so dünkt mich, von der andern Seite, daß das ganze Reich der lebendigen und empfindenden Wesen ohne Unterschied, — ihre Vorstellungen mögen sich zu einem höhern oder mindern Grade der Deutlichkeit erho-

ben, — ihre Triebe sich zu einer mehr oder weniger vollkommnen Moralität entwickelt haben, — das eigenthümliche Gebieth jener Ideen, des Guten und Bösen, ausmache. Wo ein Wesen ist, das den einen seiner Zustände mit Wohlgefallen, den andern mit Widerwillen ansieht: da sind auch andere vernünftige Wesen, welche dieses bemerken, berechtigt, jenen Zustand und seine Ursachen als gut zu betrachten, diesen, nebst dem, was ihn hervorbringt, unter die Classe des Bösen zu rechnen; — ja, da sind sie verpflichtet, die Beförderung jenes Guten, die Verhütung oder Verminderung dieses Bösen, unter ihre Endzwecke aufzunehmen. Und mit dieser Theorie, die aus den ersten Urbegriffen des Guten und des Zwecks hergeleitet ist, stimmen auch die gemeinen Begriffe, und die natürlichen Empfindungen guter Menschen zusammen, die, da sie sich gewisse Pflichten gegen die Thiere auflegen, da sie an den Schicksalen derselben einen, dem Mitleiden und der geselligen Freude ähnlichen, Antheil nehmen, bezeigen, daß sie dieselben und ihr Wohl und Weh von ihren Endzwecken nicht ausschließen, und daß sie das Daseyn und das Wohlseyn der Thiere mit zu dem System von Glückseligkeit rechnen, nach welchem sie auch über den Endzweck der Welt urtheilen.

Die Erörterung dieser Begriffe würde hier am unrechten Orte stehn, wenn nicht eine in die Augen fallende Abweichung des Ausdrucks von den Ausdrücken der neuesten, und jetzt mit vielem Recht allgemein geschätzten Philosophie, ohne hinzugesetzte Rechtfertigung desselben, dem Verfasser den Vorwurf zuziehn könnte, als wenn er die neuern Fortschritte in dieser Wissenschaft vernachläßiget hätte, — einen Vorwurf, der bey den Verehrern derselben, auch den Wahren und Brauchbaren, was er möchte gesagt haben, ihre Aufmerksamkeit entziehen könnte.

II.

Ueber die Moden.

In jeder enger verbundnen Gesellschaft entsteht unter den Gliedern derselben, außer der Gleichförmigkeit, welche die Natur hervorgebracht hat, oder die von der Aehnlichkeit ihrer Lage, von dem Gemeinschaftlichen ihres Gesichts- und ihres Wirkungskreises herkömmt, auch noch eine neue, durch Nachahmung. Diese Nachahmung ist zum Theil unwillkührlich. Personen, die täglich mit einander umgehn, nähern sich einander unvermerkt. Jeder verliert gewisse Eigenheiten, und nimmt einige Eigenschaften andrer an. So vereinigen sich alle zuletzt in gewissen mittlern und gemischten Charakterzügen, wodurch eben die Sitten dieser Gesellschaft bestimmt werden. Eine andre Art der Nachahmung ist absichtlich. Viele bemühn sich, Einem, den sie für vortrefflich halten, ähnlich zu werden, weil sie dadurch ihren eignen Werth zu erhöhen hoffen.

Dasjenige, was in jeder Gesellschaft, so wie bey jedem Menschen, die Wahl bestimmt, wo unter mehrern Dingen zu wählen ist, — oder was sie zu Aenderungen bewegt, wenn sie alte Einrichtungen

mit neuen vertauschen, ist entweder das Gute oder das Schöne. Die Begriffe vom Guten und Bösen werden, in dem gesellschaftlichen Zustande der Menschen, bestimmt durch die Gesetze und durch das Gewissen: die Begriffe vom Schönen und Häßlichen, durch den Geschmack und durch die Mode.

Wie es nähmlich in Absicht dessen, was gut, und also Pflicht ist, kleinere Gegenstände giebt, die durch Gesetze im Allgemeinen nicht entschieden werden können: so giebt es deren auch in Absicht des Schönen und des Anständigen; — Dinge von einer geringern oder einer flüchtigern und wandelbarern Natur, die nach der Empfindung, selbst der am besten organisirten und am feinsten unterscheidenden Menschen, nicht immer gleichförmig beurtheilt werden. Jene Pflichten also und diese Schönheiten ändern nach Zeit, Ort und Umständen ab. Sie bleiben beyde eigentlich der Beurtheilung eines jeden Individuums in jedem besondern Falle überlassen: sie werden aber doch unter Menschen, die an einem Orte, und in mannichfaltigen Verbindungen leben, durch gewisse gemeinschaftliche Regeln angeordnet. Von diesen sind die, welche sich auf die Pflichten beziehn, unter dem Namen der Sitten bekannt: die, welche über Schmuck und Anstand gebieten,

machen den Gegenstand meiner Betrachtung, die Mode, aus.

Und hier trennen sich diese beyden bisher verglichnen Sachen. Die Sitten sind keiner Veränderungen fähig, als solcher, durch welche sie besser oder schlimmer werden. Alles übrige, was sonst noch bey Handlungen, welche Pflichten, wenn auch nur kleinere Pflichten sind, unbestimmt ist, und also veränderlich seyn kann, bezieht sich so ganz auf die besondern Umstände einzelner Personen: daß es nie in der ganzen Gesellschaft merkliche und gemeinschaftliche Abwechselungen veranlassen kann. Die Mode hingegen kann sich in einem weiten Kreise von Abwechselungen umherbewegen, ohne von ihrem Ziele sich merklich zu verirren, und ohne der Vollkommenheit viel näher zu kommen. Die Begriffe vom Schönen in Nebensachen, können sich unter einer so großen und so genau verbundnen Anzahl von Menschen, als die Bürger eines Staats sind, oft verändern, und doch so, daß zu jeder Zeit der größre Theil derselben in gemeinschaftlichen Puncten übereinstimmt.

Dem zu Folge können wir die Mode so erklären, daß sie die zu jeder Zeit herrschende Meinung von dem Schönen und Anständigen in kleinern Sachen ist, in Sachen, die weder durch Anwen-

dung der Regeln des Geschmacks noch der Zweckmäßigkeit, mit völliger Uebereinstimmung, regulirt werden können.

Schon diese Erklärung zeigt, daß das Gebieth der Mode keine ganz bestimmte Gränze habe. Nachdem die Menschen mehr oder weniger Sachen unter die Kleinigkeiten rechnen; nachdem ihr Geschmack durch Naturanlagen, oder durch Bildung und Kunst mehr oder weniger fixirt ist; nachdem sie mehr auf die Nutzbarkeit und den Gebrauch der Sachen, oder mehr auf die Annehmlichkeit derselben sehn; nachdem sie überhaupt mehr oder weniger Trieb zu Veränderungen haben, oder mehr oder weniger Vergnügen an Neuheit finden: nachdem werden bey ihnen mehr oder weniger Gegenstände, ohne feste Regeln, und daher der Herrschaft der Mode überlassen bleiben.

Daß es Moden unter den Menschen giebt, ist eine Folge ihrer geselligen Natur. Sie wollen einander gleichförmig seyn: weil sie mit einander verbunden seyn wollen. Jede in die Augen fallende Unähnlichkeit in Kleidung, Wohnung und Lebensart, ist ein Abstand, der die Zuneigung verhindert, und der vertraulichen Mittheilung der Ideen im Wege steht. — Wenn Menschen einander einmal so nahe sind, daß sie mit einander

gemeinschaftlich handeln, oder sich in Gesellschaft mit einander vergnügen: so ist es eben so wohl eine natürliche Folge ihrer Gesinnungen gegen einander, als eine unwillkührliche Wirkung ihres Beysammenseyns, daß sie einander ähnlich zu werden streben. Und diese Gleichförmigkeit, wenn sie in einer Gesellschaft einmal erreicht ist, wird für jedes neue Glied, das in dieselbe aufgenommen werden, oder in ihr mit Ehren und Vergnügen auftreten will, eine Regel.

Daher hat es Moden unter den Menschen gegeben, so lange Menschen existiren. Es giebt deren unter den Wilden. Die Einschnitte, die sie sich in die Haut machen, und die Farben, mit welchen sie sie einreiben, sind in jeder Völkerschaft, und oft in vielen Völkerschaften auf einem großen Erdstriche, gleichförmig. Wie viele und wie bestimmte Moden in den Verzierungen ihrer Personen und Häuser sowohl, als in den Ausdrücken ihrer Höflichkeit finden wir nicht bey den Homerischen Helden! So wie sich die Stände von einander absondern, und sich die große bürgerliche Gesellschaft, gleichsam in mehrere kleine trennt, die nur als Corpora mit einander verbunden bleiben, ohne daß die Individuen, woraus sie bestehn, sich wechselsweise sehr nahe kämen: so

trennen und vervielfältigen sich auch die Moden. Ja sie werden eben so gut Mittel der Absonderung, als der Vereinigung. Der gemeinschaftliche Ehrgeitz Vieler sucht sich eben so sehr durch ein ähnliches Aeußeres von denen, die unter ihnen sind, zu unterscheiden, als die Zuneigung und Vertraulichkeit derer, die sich einander für gleich halten, sie bewegt, alle Unterschiede so viel, als möglich, zu vermeiden.

Doch dieser aus der Geselligkeit entspringende Trieb der Menschen, sich einander ähnlich zu machen, ist nur ein Principium des Willens, dem zu Folge sie nach Gleichförmigkeit in den sichtbaren Formen, welche sie sich selbst und ihren Handlungen, — oder welche sie den zu ihnen gehörigen und ihren Bedürfnissen dienenden Dingen geben, verlangen. Aber wo nimmt ihr Verstand oder ihr Instinct die Regel her, nach welcher er diese Aehnlichkeit jedesmahl bestimmt? Hier kömmt nun von der einen Seite der Nachahmungstrieb, von der andern die Ungleichheit, welche die Natur unter den Menschen gemacht hat, dem geselligen Triebe zu Hülfe. Der erste ist hinlänglich, eine schon eingeführte und angenommene Mode fortzupflanzen: aber er ist nicht genug, sie hervorzubringen. Der Nachahmungstrieb Vieler muß

nähmlich ein gemeinschaftliches Centrum bekommen.
Es muß also Einer, oder es müssen Wenige seyn,
welche die Augen Vieler auf sich ziehn, und von
ihnen als Muster angesehn werden. Dies würde
nicht seyn, wenn die Natur eine vollkommene und
absolute Gleichheit unter den Menschen gemacht
hätte, oder wenn sich dieselbe in der errichteten Gesellschaft erhalten könnte. Aber, weil vom Anfange des menschlichen Geschlechts an, Schönheit,
Grösse, Stärke, Muth und Verstand einen Menschen vor dem andern, und einige wenige unter einer
großen Menge auszeichneten; — und weil, vom Anfange der bürgerlichen Gesellschaft an, Reichthum
und Macht auf gleiche Weise einzelne Individuen
unterschied: so entstanden durch beydes im menschlichen Geschlechte gewisse Höhen, auf welche alle
ihre Blicke richteten. Die Begierde, die jeder hat,
selbst vortrefflich zu seyn, und über andre hervorzuragen, reitzt die meisten, diejenigen nachzuahmen,
die sie schon in dem Besitze eines solchen Vorzugs
sehn. Daher sind der Moden weit mehrere, und ihre
Abwechselung sowohl, als ihre Herrschaft während
ihrer Dauer, ist größer in einer Gesellschaft, in der
eine regelmäßige Unterordnung der Stände durch
die Verfassung eingeführt ist, als in einer, wo dieser Unterschied gar nicht vorhanden ist oder weniger

beobachtet wird. Die Monarchie ist der Sitz und die Quelle der Moden: besonders eine gemäßigte Monarchie, in welcher die Stände durch allmählige Gradationen emporsteigen. — Denn ein einzelner, alle Unterthanen in gleicher Niedrigkeit haltender Despot, wie es die orientalischen sind, ist von der Menge zu sehr entfernt, ist zu unsichtbar, und zu fürchterlich, um der Gegenstand der Nachahmung zu werden. Aber wenn der Stufen viele sind; jeder Mensch gewisse andre über sich hat, welche ihm nahe genug sind, um von ihm beobachtet zu werden, und doch noch ehrwürdig genug, um ihn zur Nacheiferung ihrer Größe, und zur Annahme ihrer Gewohnheiten zu reitzen: so wird der Nachahmungstrieb bey allen unaufhörlich erweckt; und er wird, von Stufe zu Stufe, unmerklich auf einen gemeinschaftlichen Punct hingezogen.

Aber zum Wesen der Mode, gehört nicht bloß die Einstimmung Vieler in denselben Gewohnheiten oder in der Wahl derselben Sachen, zu einer und derselben Zeit, sondern auch die Veränderlichkeit dieser Gewohnheiten und dieser Wahl in der Folge derselben. Und wodurch werden diese Veränderungen veranlaßt, nach welchen Gesetzen werden sie bestimmt?

Die Veränderlichkeit in allem, was zur Mode gehört, entsteht aus dem Triebe nach Beschäftigung, und aus der Thätigkeit des Geistes, — aus dem Geschmacke am Schönen und dem Urtheile über dasselbe, — und endlich aus der National-Industrie. Sie ist bei jedem Volke größer oder kleiner, nachdem diese Ursachen bey ihm in einem höhern oder mindern Grade vorhanden sind.

1. Träge, kalte, ernsthafte Menschen, die nur wenige Ideen, eingeschränkte Kenntnisse, einfache und starke Leidenschaften, und wenig Betriebsamkeit haben, — die sich nach der Arbeit bloß durch Ruhe erholen, — die wenig Zeitvertreibe kennen, und nach keiner Unterhaltung verlangen, wenn ihr Bedürfniß befriedigt ist, sind deswegen in allen ihren Einrichtungen weniger veränderlich, weil sie wenig über dieselben nachdenken, und weil ihnen das Alltagliche und Gewohnte keine lange Weile macht. Sie sind es noch weniger bey den Gewohnheiten, die ihre Bequemlichkeiten und ihre alltägliche Lebensart betreffen, weil hier jede Neuerung sie aus der Ruhe stört, die sie über alles schätzen, und weil sie die Mühe scheuen, die es immer anfangs kostet, eine neue Gewohnheit anzunehmen, oder sich in eine unbekannte Form eines Dinges, dessen man bedarf, zu schicken. — Eine Nation hingegen, welche Witz

und Erfindungskraft hat, welche mit vielerley Kenntnissen aller Art ausgerüstet, und nach neuen Bildern für ihre Imagination, oder nach neuen Ideen für ihren Verstand begierig ist; — eine Nation, die in der Bewegung, im Gespräch, im Spiel, kurz in Unterhaltung des Geistes, oder in Beschäftigung des Körpers und der Sinne ihr einziges Vergnügen, und in Stunden der Muße ihre Erholung findet: eine solche Nation wird auch Kleider, Hausrath, besonders alles, was zum Schmucke und zum Zeitvertreibe gehört, alles, was im gesellschaftlichen Umgange andern zur Schau ausgestellt wird, oder ihnen Vergnügen verschaffen soll, oft ändern. Sie scheut die lange Weile mehr, als die Mühe: und erträgt die Unbequemlichkeit des Ungewohnten gern, wenn sie nur durch eine lebhaftere Sensation, dergleichen das Neue immer erregt, schadlos gehalten wird, oder hoffen kann, eine solche bei andern zu erregen.

2. Wenn wir am Schönen Geschmack finden, und die Formen der Dinge auf uns einen Eindruck machen, dessen wir uns bewußt sind, und in dessen Feinheit oder Richtigkeit wir eine Ehre setzen; so ist es eine natürliche Folge, daß wir über diese Formen nachdenken, und unsern Geschmack zu einem Gegenstande der verständigen Beurtheilung und des Räsonnements

nements machen. Sobald man aber über das Schöne und Häßliche in Dingen, die keiner absoluten Regel der Schönheit fähig sind, räsonnirt, und diese Beurtheilung oft erneuert: so entstehen vielerley Aussichten; so zeigen sich mannigfaltige Gesichtspuncte. Und durch diese wird die Vorstellung vom Schönen, anstatt fixirt zu werden, wie man von einem anhaltendern Studium erwarten sollte, schwankend. Das, was uns unter der Idee der eleganten Einfalt gefiel, macht in unsrer Neigung und in unsern Begierden dem Platz, was durch Pracht die Sinne an sich zieht. Bald ist es die Vergleichung mit den Formen des Alterthums, oder einer fremden geschätzten Nation, — bald ist es die größre Zweckmäßigkeit der Sache, welche uns an unserm Hausgeräthe und unsern Werkzeugen einnimmt, und unsre Wahl bestimmt. Zu der einen Zeit ist unsre Aufmerksamkeit auf das Natürliche und Ungezwungne gerichtet; — und dann übertreiben wir es oft, in unserm Anzuge, wie in unserm Betragen, bis zum Nachläßigen und Rohen: — zu einer andern auf das Schöne, welches in der Regelmäßigkeit und in der Proportion liegt; und dann verfolgen wir diese oft bis zum Steifen und Gezwungnen. Alles dieses geschieht nur, weil wir mit

Bewußtseyn daran arbeiten, uns und unsre Sachen zu verschönern. Es ist uns sehr viel daran gelegen, die gefälligen Formen in den Dingen zu finden. Wir durchsuchen deswegen alle Bestandtheile und Verhältnisse der Schönheit: und niemals völlig, oder doch nicht lange befriedigt, wenden wir uns von der einen Form zu der andern, um zu versuchen, ob wir nicht unser Ideal durch irgend eine erreichen können. — Nicht so unruhig und veränderlich sind diejenigen Nationen in ihrem Geschmacke, die überhaupt gegen das Schöne gleichgültiger, und besonders in ihrem Wohlgefallen an demselben nie so weit gekommen sind, daß sie die Theorie davon untersucht hätten. Je weniger man das, was da ist, beurtheilt: desto ruhiger bleibt man dabey. Wo aber alles kritisirt, da verändert und stört auch alles den gegenwärtigen Zustand der Dinge.

3) Wenn die Arbeiten der Menschen sich getheilt haben; und mit der Verfertigung und Gestaltung der Dinge, die zu unsern mannichfaltigen Bedürfnissen gehören, sich eigne Künste und Lebensarten beschäftigen, die die Quelle des Erwerbs für eben so viele Bürgerclassen geworden sind: so kömmt das Interesse dieser, der Eitelkeit der übrigen Classen zu Hülfe, die Veränderlich-

keit der Moden zu beschleunigen. Der erstern genauere Bekanntschaft und immerwährende Beschäftigung mit demjenigen Stücke des Luxus oder der Bedürfnisse, welches sie hervorbringen, erhöht ihre Erfindsamkeit, — entweder noch neue Endzwecke und neue Bequemlichkeiten zu entdecken, für welche es eingerichtet und aptirt werden, oder bloß neue Formen zu erdenken, durch welche es gefallen und Aufmerksamkeit erwecken könnte. Zugleich hängt der Unterhalt und der Wohlstand dieser Classen von der Menge der Arbeiten ab, welche sie liefern: und es ist ihnen also daran gelegen, daß die Producte derselben öfter von ihren Kunden erneuert werden, als es, bloß ihrer Abnutzung wegen, nöthig wäre. Hierzu aber kann kein andres Motif reitzen, als wenn diese neuen Producte von den alten verschieden sind, und irgend einen Vortheil oder eine Annehmlichkeit versprechen, welche die vorigen nicht darbothen. Je mehr also der Handwerks- und Künstler-Arbeiten, die man zusammen mit dem Nahmen der Industrie belegt, in einer Nation vorhanden sind; je mehr die, welche diese Arbeiten verrichten, ihr Gewerbe als Kunst betreiben; je mehr Genie sie zu Erfindungen haben, und mit je mehr Geschicklichkeit sie neue Entwürfe ausführen; desto unaufhörlicher

wird bey dieser Nation gearbeitet; die Formen aller Dinge, welche zur Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe und Equipage gehören, es sey zu verbessern, es sey bloß zu vervielfältigen. Und bey diesem Bestreben der arbeitenden Classen, immer neue Modelle für das Modische zu fabriciren, kann es nicht fehlen, daß nicht auch die Neigung der genießenden, neue Moden anzunehmen, und durch dieselben zu glänzen, unterhalten werde.

Die genannten drey Ursachen liegen in Umständen, welche dem ganzen Körper einer Nation zugehören. — Man kann noch eine vierte hinzusetzen, die nur auf den höhern oder glücklichern Theil wirkt, aber eben deswegen auf die allgemeine Veränderlichkeit der Nationalmoden von großem Einfluß ist, weil alle beträchtliche Neuerungen eben bey jener Classe den Ursprung nehmen, und von da zu den übrigen herabsteigen. Diese Ursache ist die Begierde der Reichen, ihren Reichthum, und der Vornehmen, ihren Rang äußerlich zu zeigen. Denn da die Niedrigern sich durch Nachahmung immer an sie herandrängen, und sie durch Stolz bewogen werden, sich immer wieder von denen, die unter ihnen sind, zu entfernen: so wird bey ihnen die allen Menschen natürliche Begierde nach dem Neuen durch Eitelkeit und Hochmuth geschärft. Das Schöne und

das Zweckmäßige selbst verliert seinen Werth in ihren Augen, sobald sie sich nicht mehr in dem ausschließenden Besitze desselben sehn; und Veränderungen, die sich nicht von Seiten ihrer Nützlichkeit oder ihrer Eleganz empfehlen, können ihnen schon deswegen willkommen seyn, weil das Neue, wenigstens eine Zeitlang, nicht das Allgemeine ist.

Wie sehr die Denkungsart und der Charakter der Reichen auf die Abwechselung der Moden Einfluß habe, kann man auch daraus sehn, daß fast in jeder Nation der Gang der Abwechselungen dieser ist, daß immer theurere Moden auf wohlfeilere folgen. Dies kann zum Theil daher kommen, daß, indem die Kunst mehr an den Dingen vervollkommnet, die Arbeit des Künstlers zugleich länger und schwerer wird, und also auch sein Lohn größer seyn muß. Aber das ist nicht die einzige Ursache jenes Factums. Da der Reiche der erste und beste Kunde des industriösen Mannes und des Erfinders neuer Moden ist, so muß dieser letztre auf die Neigung desselben bey seinen Arbeiten und Erfindungen vorzüglich Rücksicht nehmen. Aber er weiß, daß schon die bloße Kostbarkeit einer Waare ihr einen größern Werth in den Augen der Reichen giebt. Er sieht, daß diese so vieles um und an sich haben, was ganz unnütz

ist, bloß weil es Geld kostet, und andern zeigt, wie viel sie Geld aufwenden können. Er schließt also, daß sie sich noch viel lieber gefallen lassen werden, daß das, was nützlich ist, durch außerwesentliche Zierrathen, durch Seltenheit des Materials, oder durch Künstlichkeit der Fabrication, kostbar werde, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, ihren guten Geschmack und ihren Reichthum zugleich sehen zu lassen.

Vielleicht ist dies eine der schädlichsten Eigenheiten der Moden, weil dadurch der Luxus und die Nachahmungssucht den ärmern Classen zum Verderben gereicht. Da es die Reichsten sind, welche den Gang der Moden reguliren, und doch diese Moden, wenn sie einmahl herrschend geworden sind, auch unter die weniger wohlhabenden Classen kommen: so werden diese durch die Begierde, mit ihrem Zeitalter fortzugehn, zu immer größerm und größerm Aufwande bewogen, und oft zu Anstrengungen über ihr Vermögen verleitet, die sie zuletzt in Armuth stürzen.

So viel von den Ursachen der Veränderlichkeit in den Moden, und von den Graden derselben. Aber in der Art und Weise, wie diese Veränderun-

gen geschehn, zeigen sich ebenfalls gewisse Gesetze, deren Entwickelung nicht unnütz ist, weil sie die Natur des Menschen, und den Einfluß des gesellschaftlichen Zustandes auf ihn schildert.

Der Ursprung neuer Moden kömmt immer von der Nation her, welche, außer dem erfinderischen Genie, oder einer von dem Gewöhnlichen gern abgehenden Phantasie, auch noch dasjenige Ansehn oder die Gunst unter den übrigen Völkern besitzt, wodurch das von ihr Erfundne diesen zur Nachahmung empfohlen wird.

Mit der Anzahl der auf dem politischen Schauplatze glänzenden, oder in der Cultur fortgeschrittnen Nationen, und mit der Verbindung dieser Nationen unter sich, wird das Reich der Moden erweitert. So lange jedes Volk ein von andern Völkern ganz abgesonderter Körper war, von dem, was bey diesen vorgieng, wenig erfuhr, über das, was sie hervorbrachten oder thaten, nicht urtheilte; so lange jedes auf die Erfindungen und auf die Sitten eingeschränkt war, die es aus sich selbst geschöpft hatte: so lange waren alle Bedürfnisse noch einfach, die Industrie eingeschränkt; und neue Veränderungen des Ueblichen waren schwer und selten. — Wenn unter rohen und unaufgeklärten Völkern ein einziges sich der Kunst und der Wissenschaft näherte, und

nach Schönheit, in seinen Producten und in den Befriedigungsmitteln seiner Bedürfnisse, strebte: so ward dieses, durch seinen Charakter und seine Lage, gemeiniglich auf einen einzigen Weg geleitet, der es zu einem bestimmten Ziele führte. Oder wenn auch, mit der Länge der Zeit, dieser Charakter und diese Lage selbst einige Aenderungen litt, die auf die Producte des Kunstfleißes und auf die Gewohnheiten der Nation Einfluß hatten; oder wenn einzelne große Genies unter ihr auftraten, deren Erfindungen neue Ideenreihen veranlaßten, und den Grund zu Abänderungen in der Lebensart und in der Gestalt der den Menschen angehörigen äußern Dinge legten: so war doch der Fortgang vom Aeltern zum Neuern langsam, und die Revolutionen des Ueblichen folgten nur in langen Perioden auf einander. Jenes war der Fall in den Zeiten allgemeiner Barbarey; dieses, im griechischen Alterthume. — Wenn aber, (so wie die gegenwärtige Lage der Dinge in Europa ist), auf einem Erdstriche von mittlerm Umfange eine Anzahl von Völkern neben einander wohnt, wovon jedes auf Sittlichkeit und Geschmack Anspruch macht, jedes die Verschönerung der äußern Dinge sucht, und nach Beförderung des Kunstfleißes strebt; — wenn diese Nationen mit einander in beständigem Verkehr sind, und

die eine in kurzem alles zu sehen und zu hören bekömmt, was in der andern Aufmerksamkeit erweckendes producirt oder gethan worden ist: dann ist, mit dem schnellern Umlaufe der Erfindungen, auch die Thüre zu Neuerungen bey allen geöffnet. Jeder Winkel dieses Welttheils liefert seinen Beytrag zu der allgemeinen Masse neuer Erfindungen, neuer Bequemlichkeiten, neuer Werkzeuge, neuer Zierrathen und neuer Moden. Es ist eine beständige Wirkung und Zurückwirkung, ein Wettstreit der Industrie zwischen allen Europäischen Völkerschaften. Jede empfängt die aus den Werkstätten der Fremden kommende Waaren, und giebt die ihrigen dafür zurück. Kein Wunder, daß, so wie der Luxus sich zu gleicher Zeit so vieler Dinge bemächtigt hat, und Putz und Bequemlichkeiten unsrer Reichen und Großen aus so vielen Ländern und Naturreichen zusammengesucht werden, eben dieser Luxus auch in einem Reichthume von Abwechselungen schwelgt, und sich, durch eben so mannichfaltige Ideen und Einfälle der Fleißigen und Erfindsamen aus allen Gegenden Europens, immer neu und glänzend erhält.

Aber so wie die größre Anzahl der Völker, die sich einander ihre Producte, ihre Erfindungen und ihre Gewohnheiten mittheilen, die Abwechselungen der Mode beschleuniget: so ist es hinwiederum, wenn

in dieser Veränderlichkeit auch eine Regel und eine Gleichförmigkeit, wenigstens für kurze Zeiträume, Platz finden soll, nothwendig, daß unter diesen wetteifernden und mit einander correspondirenden Völkern, Eines, in den Hülfsquellen und Talenten der Industrie einen Vorzug vor den übrigen, oder durch sein Ansehn, es sey das Ansehn des Vorurtheils oder der verdienten Achtung, einen Einfluß über sie habe.

In Sachen der Mode wird diesen Vorzug und dieses Ansehn nicht diejenige Nation erhalten, die den andern bloß an Fleiß, an Genie zu Erfindungen, an Geschicklichkeit in der Ausarbeitung überlegen ist: sondern die, welche eine fröhliche und veränderliche Phantasie mit einem feinen Gefühl des Anständigen verbindet; die, reich an Combinationen eines leichten Witzes, sehr gesellig, und besonders schnell und fruchtbar in Einfällen ist. So war die Französische Nation bis auf unsre Zeit. Auch hatte sie sich der Herrschaft der Moden in Europa ohne allen Widerspruch bemächtigt. Was die Revolution und die Freyheit aus ihr machen wird, und wie sich der Ernst eines bis auf seine Fischweiber mit Politik und Regierung, mit Krieg, Frieden und Bündnissen beschäftigten Volks, mit dem anmuthigen und gefälligen Leichtsinne vertragen wird,

welcher die Gesetzgeber für den Putz und die Moden in Europa unterscheiden muß: das wird die künftige Zeit lehren.

Doch, vorzügliche Geschicklichkeit, die Gabe, in diesem Gebiethe der Kleinigkeiten das Schöne in allen seinen Abarten zu fühlen, es selbst bis auf die Extreme, wo es in Abentheuerliche übergeht, zu verfolgen, und es durch Arbeit der Hände rein und vollkommen darzustellen, — diese Geschicklichkeit allein sichert einer Nation noch nicht die Herrschaft in den Gegenständen der Mode und des Luxus, wenn nicht noch durch größere Vorzüge, oder einen wesentlicheren Einfluß, diese Nation die Augen der andern auf sich gezogen, oder sie sich gewissermaßen unterwürfig gemacht hat. Das hatte die Französische Nation durch ihre Politik, ihre Siege, und durch die Cultur der Wissenschaften gethan: und eben die Ursachen, welche ihre Sprache allgemein machten, haben auch dazu beygetragen, ihre Kleidung, ihre Nippen und ihre Höflichkeitsbezeugungen durch ganz Europa auszubreiten.

Vielleicht ist es in dem Fortgange der Dinge nothwendig, daß diese Herrschaft einer Nation über die übrigen wegfalle. Aber alsdann wird höchst wahrscheinlich die Herrschaft der Mode selbst abnehmen. Ihre Blüthe dauert in der That nur so lange,

als die Begierde nach Schmuck, Eleganz und Artigkeit zwar allgemein, die Zahl derer aber, die zu Mustern dienen können, noch klein ist. Zu gewissen Zeiten sahen alle modische Leute aus allen Ländern nach Paris, nach London, oder nach irgend einem solchen fixen und gemeinschaftlichen Puncte hin, von wo aus sie die Bestimmung ihrer schwankenden Wahl erwarteten. Und indem die einen erfanden und vorschrieben, die andern sich aufs Nachahmen und Befolgen einschränkten, ward aus dem, was an dem Orte seines Ursprungs nur ein glücklicher Einfall eines guten Kopfs, die augenblickliche Laune einer angesehnen Person, oder die Ausschweifung eines Phantasten war, an fremden Oertern und in entfernten Ländern Gesetz und Regel, weil diese nur unter dem Stempel ausländischer Billigung und Empfehlung das Neue, welches ihnen dargebothen ward, für schön erkannten. Aber wenn nun die Zeit kömmt, — und sie ist vielleicht nicht mehr fern, — wo jede Nation auf Künstler-Genie und Geschmack Anspruch macht, wo jede in ihrem Schooße Arbeiter erzeugt, die ihren Werken die Achtung ihrer Mitbürger, trotz deren eingewurzelten Vorliebe für das Ausländische, zu erwerben wissen: dann wird jede, auch in dem, was schön und galant heißt, Erfinderin zu seyn anfan-

gen. Wenigstens werden sich die Muster der Nachahmung vervielfältigen, und die Möglichkeit der Auswahl unter mehrern, wird die Europäischen Moden von dem Zwange befreyen, von welchem sie bis jetzt eingeengt wurden. — Schon sehen wir seit geraumer Zeit die Englischen und Französischen Sitten sowohl, als ihr Costume, mit einander, bey der galanten Welt der übrigen Nationen wetteifern. Der Deutsche Kunstfleiß und der Deutsche Geschmack treten schon als Rivale von jenen auf: und bald wird der Fortgang der allgemeinen Cultur die Nationen in diesem Puncte wieder dahin bringen, von wo sie zur Zeit der ersten Rohigkeit ausgegangen waren, daß jede sich freyer ihrem Naturell und ihrem Genie überläßt; — daß eine von der andern, in dem Außerwesentlichen ihrer Sitten und Kleidungen, sich mehr unterscheidet, indeß alle, durch eine gleich richtige Beurtheilung des Schönen und Anständigen, in der Hauptsache einander näher kommen.

Das, was ich jetzt von Nationen ausgeführt habe, ist auch von Individuen wahr. So lange wenige in einer Nation eignen Geschmack haben, und diese einen entschiedenen Vorzug, oder ein anerkanntes Ansehn in den Angelegenheiten des Schmuckes und des guten Anstandes besitzen: so

richten sich Viele sklavisch nach diesen wenigen, die Sitten werden pedantisch einförmig, die Moden mit einer knechtischen Genauigkeit nachgemacht. — Insbesondre, wenn der Mittelstand in einem Staate, in Erziehung und feiner Geistesbildung, hinter dem höhern zurück ist, ohne daß deshalb seine Eitelkeit, und seine Begierde, den Großen gleich zu glänzen, gemindert sey: so wird die Gesetzgebung der Mode bey dieser Nation ausnehmend heilig, und der Gehorsam gegen ihre Vorschriften strenge seyn. Aber wenn sich dieser reiche Bürgerstand, an Sinn und Erfahrung des Schönen, eben so empor hebt, wie er an Wohlstand gewachsen ist: dann beurtheilen seine Kinder und Zöglinge, jeder für sich selbst, was ihnen wohl oder übel steht, was sie putzt oder entstellt. Der erste Schritt verfeinerter Sitten ist die Nachahmung dessen, was andre für schön halten: der letzte ist die eigne Wahl dessen, was man als schön erkennt.

Was nun die Gegenstände betrifft, welche bey gesitteten Nationen, deren Lage und Cultur der gegenwärtigen der Europäer gleich ist, unter die Herrschaft der Mode gehören: so scheinen sie mir unter zwey Hauptclassen gebracht werden zu können.

Die Mode regulirt entweder die Sachen, die zu Befriedigung unsrer körperlichen Bedürfnisse dienen, oder die gesellschaftlichen Gebräuche. Jene sind Kleider, Wohnung, Hausgeräthe, Equipage, und alle Arten von Schmuck: diese sind von zweyerley Art, entweder Uebereinkommungen über Zeit, Ort und Form aller der im geselligen Umgange gemeinschaftlich vorzunehmenden Verrichtungen und zu genießenden Vergnügungen; oder es sind die verabredeten Zeichen unsrer Gesinnungen gegen andre.

In der ersten Gattung des Modischen giebt es einen höheren Grund der Bestimmung für die Sache, ein älteres Gesetz für ihre Form, von welchem die Mode nicht abweichen darf. Dieser Grund, dieses Gesetz, liegt in der Natur jedes Bedürfnisses, und in der unveränderlichen und ausschließenden Schicklichkeit gewisser Mittel, dasselbe zu befriedigen. — Der Mensch will sich nähren, er will seinen Körper bedecken, ohne an der freyen Bewegung seiner Glieder gehindert zu werden; er verlangt einen Aufenthalt, der vor dem Ungestüm der Witterung geschützt, lichte, gesund, und zu seinen verschiedenen Verrichtungen aptirt sey; — er will sich so gemächlich und so geschwind, als es möglich ist, von einem Orte zum andern bewegen. Jedes Stück des Hausgeräthes bezieht sich auf eine kör-

perliche Nothdurft, auf eine Arbeit, oder auf einen Zeitvertreib und eine Art der Erhohlung des Menschen. Alles was uns umgiebt, und was unsre Wohnungen anfüllt und schmückt, sind Werkzeuge; aber nicht Werkzeuge besondrer Künste, sondern des allgemeinen menschlichen Lebens. Hierdurch wird nun für die Veränderungen in allen diesen Gegenständen eine gewisse Gränzlinie gezogen. Die Wahl der Speisen muß innerhalb der Naturproducte stehen bleiben, welche zu Nahrungsmitteln dienen können; ihre Zurichtung muß sich nach der Natur unsers Geschmackssinns, und unsrer Verdauungskraft richten. Stoff und Schnitt der Kleider muß der Gestalt unsers Körpers, seinen Bewegungen und seinen Gefühlen angemessen seyn. Die Materialien und Form unsrer Häuser, — wenn sie durch die wesentliche Natur des Geschöpfs, das darin wohnen soll; weniger bestimmt sind —, werden es nach und nach durch die Ausbildung, die der Mensch in jedem Zeitalter, und an jedem seiner Wohnorte erhält, und durch die Endzwecke und Verrichtungen, mit welchen er, dieser Ausbildung zu Folge, beschäftigt ist.

Aber innerhalb dieser Gränzen, welcher weite Spielraum zu Veränderungen bleibt nicht noch übrig!

Erstlich,

Erstlich, die Zwecke selbst, wozu wir die Mittel wählen, verändern sich, vervielfältigen sich, werden besser von uns erkannt, oder werden wenigstens anders von uns beurtheilt. Je zärtlicher unsre Leibesbeschaffenheit, je leckrer unser Gaumen wird: desto eckler werden wir in der Wahl unsrer Speisen, und desto sorgfältiger und erfinderischer in der Zurichtung derselben. Ein rauheres Klima oder ein weniger abgehärteter Körper erfordert eine andre Art der Bekleidung. Der active und bewegliche Abendländer mußte seinen Kleidern, in denen er ungehinderte Freyheit seiner Hände und Füße verlangte, einen andern Schnitt geben, als sie bey dem Morgenländer hatten, der die Ruhe und das Stillesitzen liebt. Unsre Häuser müssen eine neue Einrichtung bekommen, so wie unsre Lebensart sich verändert, wozu sie uns Raum und Bequemlichkeit gewähren sollen. Jedes neue Geschäft, jeder neu erfundne Zeitvertreib bringt einen neuen Hausrath in unser Zimmer. Wie leer sieht es in den Häusern eines Volks aus, das, wie die Türken, weder das Studiren, noch die gesellschaftlichen Zeitvertreibe liebt, zwey Dinge, die bey den gesitteten Ständen der übrigen Europäer ein unaufhörliches Anschaffen neuer Hülfsmittel und Werkzeuge erfordern.

Ferner, bey ganz unveränderten Endzwecken ist doch ihre Erreichung durch mehrere Mittel möglich. Das platte und das erhobne Dach schützen auf gleiche Weise vor Regen und Schnee. Die Gestalt des Menschen läßt es unbestimmt, ob sein ganzer Körper in ein gemeinschaftliches Gewand von Kopf bis zu Füssen eingehüllt werden, oder ob jedes Glied seine eigne abgesonderte Bekleidung bekommen soll. — Welcheunendliche Mannichfaltigkeit von Nahrungsmitteln läßt sich unser Magen gefallen, und findet unser Körper zu seiner Stärkung geschickt? Auch zu denselben Verrichtungen können Geräthschaften von ganz verschiedner Structur dienen.

Aber nun kömmt noch ein dritter, und fast der Hauptgrund unsrer Veränderlichkeit, in den zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse gewählten Mitteln, hinzu: dies ist das Vergnügen, welches wir an Schönheit finden, und die Begierde, welche wir haben, durch schöne Sachen andern zu gefallen. Wir wenden nämlich bey allem, was wir thun, bey jedem Genusse, den wir uns vorbereiten, einen Theil unserer Aufmerksamkeit auf die bloße Ausschmükkung der Sache: theils um uns selbst einen angenehmen Anblick zu verschaffen, theils um uns den Beyfall, oder die Bewunderung anderer zu erwerben. Der Aufwand oder die Bemühung, welche erfordert

wird, die Zimmer, wo wir unsre Freunde aufnehmen, und die Tafel, an welcher wir sie bewirthen, geschmackvoll auszuputzen, ist weit größer, als das, was uns die Anschaffung der Nahrungsmittel kostet, mit welchen wir diese unsre Freunde sättigen, oder die Veranstaltung der Vergnügungen, mit welchen wir sie unterhalten. Hier ist nun das eigentliche Gebieth der Mode. Diese arbeitet und wählt vornehmlich für die Augen. Die andern Sinne sind eigensinniger und ziehn den Menschen mit einer Art von Gewalt zu dem hin, was ihnen schmeichelt, oder wenden ihn von dem ab, was ihnen zuwider ist. Was uns gut oder übel schmecken soll, welche Gefühle rauh oder sanft, — welche Töne wohl- oder übelklingend seyn sollen, wird durch eine instinctartige Nothwendigkeit bestimmt. Und wo weniger Beurtheilung und Wahl statt findet: da hat auch die Nachahmung weniger Einfluß. Zwar können wir uns Speisen, die uns Anfangs zuwider waren, zu essen zwingen, weil wir sehn, daß sie andern wohlschmecken, und können sie endlich durch die Gewohnheit gut finden. So sind auch, bis auf einen gewissen Grad, unsere Gefühls- und unsre Gehör-Empfindungen durch Beyspiel, Nachahmung und Vorsatz veränderlich. — Aber ganz vorzüglich ist es der Sinn des Gesichts, welchen die Natur der

Willkühr und dem freyen Willen des Menschen unterworfen hat. Die Augen lassen sich unendlich vielerley Anblicke gefallen; sie gewöhnen sich an ganz verschiedne Gestalten, und können, nach längerer Betrachtung, oft dasjenige schön finden, was sie, bey dem ersten darauf geworfnen Blicke, mit Gleichgültigkeit oder gar mit Widerwillen ansahen. Eben deswegen hat auch das Beyspiel über sie eine größre Gewalt. Wir sehen ein Gemählde, das uns anfangs wenig an sich zog, wenn wir hören, daß es ein geschätztes Werk eines großen Meisters ist, von neuem an, und finden endlich seine Schönheit, oder überreden uns wenigstens dessen. Auf eben die Weise nehmen die Leute nach der Mode sich vor, Gefallen an den Farben, Kleidungen und Meubeln zu finden, die aus Frankreich oder aus der Hauptstadt kommen: und es gelingt ihnen.

Die wahre Ursache, warum wir bey den Empfindungen des Gesichts mehr, als bey den Empfindungen andrer Sinnen, durch unsern Vorsatz unser Vergnügen oder Mißvergnügen bestimmen können, ist, weil wir bey ihnen durch unsre Aufmerksamkeit unsre Vorstellungen mehr zu leiten und abzuändern vermögen. Und die Aufmerksamkeit hat deswegen bey ihnen mehr Einfluß, weil die Gegenstände des Gesichts länger und ununterbrochner

unsrer Betrachtung ausgesetzt sind, als die Gegenstände andrer Sinne. Töne gehen schnell vorüber; unsre Zunge schmeckt nicht länger, als sie von der Speise berührt wird: aber Gestalten und Farben schweben fortdauernd vor unsern Augen, wir können so lange bey ihnen verweilen und so oft zu ihnen zurückkehren, als wir wollen. Eben deswegen können wir auch mehrere Seiten von ihnen erforschen, können einen Theil von ihnen nach dem andern in Betrachtung ziehn. Und so wird es möglich, daß wir nach und nach Sachen in ihnen entdecken, die wir anfangs nicht wahrnahmen, daß wir die ersten Eindrücke, die uns mißfielen, durch neue angenehme verdunkeln, — und überhaupt unsre undeutlichen Vorstellungen durch das Urtheil unsers Verstandes abändern.

Zu dieser Ursache gesellt sich die Sanftheit, mit welcher beym Sehen, das äußre Object, oder die Lichtstrahlen, welche es uns zuwirft, das Werkzeug unsrer Empfindung berühren: wodurch es also dem wahrnehmenden und auf den empfangnen Stoff gleichsam zurückwirkenden Geiste desto leichter wird, seine eigne Kraft mit voller Energie zu äußern. Je geringer in der Mischung von leidenden und thätigen Veränderungen, die bey jeder Empfindung vereiniget sind, der Antheil der erstern ist, desto aus-

gebreiteter und mannichfaltiger werden die letztern. Ein heftiges körperliches Gefühl überwältigt die Seele, und läßt sie wenig urtheilen: in diesem Falle bleibt also die Stimmung des Gemüths, weil sie vom Gefühl allein abhängt, eben so einfach als unabänderlich. Aber wo jenes Gefühl schwach, zart und fast unmerklich ist, wie bey den Gesichts-Eindrücken: da hat das Nachdenken freyeres Spiel, und Einbildungskraft und Verstand thun in der Wirkung des Ganzen weit mehr von dem Ihrigen hinzu.

Was nun auch die Ursache sey, so ist der Erfolg gewiß. Unser Urtheil über Schönheit, und also auch über das, was schmückt und putzt, ist weniger instinctartig, und kann daher öfter bey den scharfsinnigen und erfinderischen Menschen durch neue Betrachtungen und gewählte Gesichtspuncte, bey den trägern durch Nachahmung und allmählige Angewöhnung abgeändert werden.

Und wenn dies von der Schönheit der Formen überhaupt wahr ist, so ist es noch mehr von denjenigen Formen wahr, welche allein die Mode regulirt.

Ohne uns in den langen und noch nicht ganz geendigten Streit über die Natur der Schönheit einzulassen; ohne insbesondre die schwerste Frage bey

demselben zu beantworten, ob bloß eine gewisse Form, ohne Rücksicht auf die Natur und den Endzweck des Dinges, die Schönheit oder Häßlichkeit desselben bestimme, oder ob der Begriff von der Natur des Dinges vorausgehe, und dem Urtheil über dessen Gestalt zum Grunde liege, — können wir doch mit Gewißheit einen Unterschied zwischen einer mehr und einer weniger veränderlichen Art der Schönheit annehmen. Wir sehen, daß Dinge, deren Natur für uns zum voraus bestimmt ist, auch nur durch Eine bestimmte Form gefallen können; diejenigen hingegen, die wir entweder selbst erst bilden, oder deren Wesen wir nur durch einen allgemeinen Begriff bestimmen, unter den wir sie fassen, auch uns, unter weit verschiednern und weiter von einander abgehenden Formen, gefallen können. Nur wenige und nur die edelsten ihrer Producte hat die Natur selbst classificirt: und diesen hat sie auch einen von unsrer Einbildungskraft unabhängigen Charakter der Schönheit gegeben. Die übrigen theilen wir in Geschlechter und Arten, indem wir sie unter gewissen Gesichtspuncten vergleichen: oder wir sondern selbst erst die Geschlechter und Arten derselben ab, indem wir sie nach Idealen unserer Einbildungskraft in neue Gestalten umformen. Diese beyden letztern, so wie ihr Be-

griff und ihr Wesen von unserm Verstande abhängiger ist, nehmen auch die Eigenschaften des Schönen und Häßlichen mehr von unsern Neigungen, unsrer Gemüthsstimmung, und der Richtung unsers Begehrungsvermögens an. Unter den Dingen der ersten Art steht der Mensch oben an; ihm folgen die Geschlechter der Thiere, und in einiger Entfernung die Gattungen und Arten der Pflanzen: welche alle die Natur mit einem so ausdrükkenden Stempel bezeichnet hat, daß wir weder verlegen seyn können, wie wir sie ordnen, noch ungewiß, wann wir sie für schön oder häßlich halten sollen. Was sich in der Natur diesen beyden Reichen, dem Thier- und Pflanzenreiche, nähert, was in der Kunst sie nachbildet, hat nach eben dem Maße festere und weniger abänderliche Regeln der Schönheit. Aber nun kömmt ein weites unabsehbares Gebieth von Formen, die mit keinem bestimmten Begriffe verknüpft, an keine, durch eigenthümlichen Bau und stets ähnliche Fortpflanzung, sich auszeichnende Natur gebunden sind. — Alle Zusammensetzungen der menschlichen Kunst, die nicht Abbildungen jener zuvor genannten Naturproducte sind, gehören sämtlich zu dieser Classe. In ihnen herrscht zwar ebenfalls ein Gesetz der Schönheit: es giebt einen gewissen Geschmack, der, wie Kant

sagt, ohne seine Beweise führen zu können, doch seine Ansprüche auf die Einstimmung aller gebildeten Menschen geltend macht. Aber weil dieses Gesetz seine Vorschriften, weil dieser Geschmack seine Ansprüche nur auf Uebereinstimmungen des Dinges, es sey mit unsern sinnlichen Organen, es sey mit den Fähigkeiten und Anlagen unsers Geistes, gründet: so werden beyde eben so oft und auf eben die Art sich verändern können, als die Beschaffenheit unsrer Sinne, und als die Handlungsweise unsers Geistes sich ändert. Jedesmal gefällt uns, ich will es zugeben, selbst in den willkührlichsten und am wenigsten bedeutenden Formen der Verzierungen, (dergleichen die Arabesken sind), nur das, was durch seinen Anblick den Verstand, verbunden mit der Einbildungskraft, in das beyden Fähigkeiten angemessenste Spiel setzt. Aber diese Fähigkeiten selbst haben eine gewisse Gewandheit. Sie können sich in die Formen der Gegenstände gleichsam schicken, sie können durch deren längere Betrachtung etwas denselben Analoges annehmen. Das, was ihnen anfangs schwer begreiflich war, wird ihnen in der Folge geläufig. Formen, deren Anblick im Anfang sie verwirrte, sind in der Folge vielleicht gerade nur hinlänglich, sie zu beschäftigen. In jenem Falle mißfielen ihnen diese Gestalten, als abweichend von

den Regeln ihrer Natur, in diesem gewinnen sie Geschmack an denselben.

Vielleicht wäre man durch diese Reflexionen berechtigt, die objective Schönheit von der subjectiven zu unterscheiden. Jene, die bey den Menschen- und Thier-Gestalten vornehmlich ihren Sitz hat, läßt eine Vereinigung von zwey Principien der Schönheit muthmaßen, wovon das eine in der vor unsrer Betrachtung völlig bestimmten Natur und Bildung des Dinges, das andre in der Natur und den Gesetzen unsers betrachtenden Verstandes liegt. Diese, die wir besonders bey allen unsern eignen Fabricaten, vorzüglich bey den zum Schmuck unsrer Personen und unsrer Wohnplätze bestimmten, antreffen, würden dann vornehmlich das Verhältniß unsers Geistes zu den Formen der Gegenstände zum Grunde haben. Da aber dieses Verhältniß, eben durch die Application unsers Geistes selbst sich ändern kann, es sey, wenn dieselbe länger dauert, es sey, wenn sie eine andre Richtung bekömmt: so wird das Urtheil über die darauf gebaute Schönheit abwechseln können, ohne absolut falsch zu werden. — Und nun bemächtigt sich also die Mode dieses noch unbestimmten Geschmacks an Schönheit, der, indem er immer den angenehmsten Eindruck sucht, ihn aber nicht durch fixe Regeln bestimmt findet, sich leichter

durch das Beyspiel und die Gewohnheit mit fortreißen, und durch die Uebereinstimmung Vieler auf eine Zeit lang bestimmen läßt.

Mode wird demnach in Dingen nicht statt finden, oder wenig Veränderungen leiden, die gar keiner Schönheit empfänglich sind, und bey welchen der Nutzen oder die Wahrheit ganz allein ohne Rücksicht auf den Geschmack gebiethet. Sie wird gleichfalls ausgeschlossen seyn von Dingen, die eine innere, absolute und in ihrer Natur gegründete Schönheit besitzen, — welches, beyläufig zu sagen, immer zugleich diejenigen sind, welchen eine gewisse Würde zukömmt. Aber in dem ganzen weiten Gebiethe von solchen Gegenständen der Natur, und noch mehr der Kunst, wird sie herrschen, bey welchen der Mensch, vermöge seines innern Triebs nach Vollkommenheit, oder vermöge des Wunsches zu gefallen, Schönheit sucht, aber von ihr keine ganz deutlichen und unwandelbaren Begriffe auffinden kann. Hier wird er alles zu Hülfe nehmen, was seine Wahl nur immer bestimmen und was ihm den Beyfall andrer zusichern kann. Und so wie, bey der wesentlichern Schönheit, die richtige Empfindung des Mannes von Geschmack zugleich die Uebereinstimmung der übrigen Menschen fordert, und, wenn kein Mißverstand obwaltet, erhält: so wird, bey diesen zu-

fälligen Schönheiten, die Einhelligkeit Vieler selbst für eine Regel des Geschmacks gelten, und die Empfindung sich, in der Beurtheilung der Formen, dem Beispiele und der Gewohnheit der Menge oder der Angesehenern unterwerfen.

Moden geben aber nicht bloß den Sachen ihre Form, mit welchen wir angethan oder umgeben sind, sondern sie reguliren auch gewisse unsrer Handlungen. Das ist die zweyte Hauptgattung der Moden, welche auch mit dem Nahmen der Gebräuche bezeichnet werden. Diese theile ich wieder in zwey Unterarten ab.

Wenn nähmlich die Menschen in Gesellschaft leben, so entstehen von selbst gewisse stillschweigende Verträge unter ihnen, wie sie die Sachen, die sie gemeinschaftlich vorzunehmen haben, auch gleichförmig thun wollen: andre Verabredungen werden vorsätzlich und mit Bedacht zum Besten der Gesellschaft gemacht. Eine zweyte noch wichtigere Wirkung der Gesellschaft, und zugleich ein noch nothwendigeres Hülfsmittel, die errichtete Gesellschaft aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen, ist, daß die Menschen eine Sprache unter sich einführen, wodurch sie sich einander die Gedanken und die Gesinnungen mittheilen, die, den Endzweck der Verbindung zu erreichen,

ein Mensch von dem andern erfahren muß. In der besondern und engern Art der Verbindung, die wir den gesellschaftlichen Umgang nennen, der eigentlich zur Erholung bestimmt, aber bey den cultivirten Völkern des neuern Europa eine wichtige Angelegenheit des Lebens, für einen großen Theil, und vornehmlich für die höhern Classen der Menschen geworden ist, haben sich natürlicher Weise beyde Sachen gleichfalls eingefunden, Conventionen, — und eine eigne Sprache des Umgangs. Jene sind vornehmlich bestimmt, die Zeit, die Art und Weise, und die Folge der gesellschaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und äußern Veranstaltungen bey den gesellschaftlichen Zusammenkünften zu reguliren: diese besteht aus allen den Formeln und Gebräuchen der Politesse, welche im Grunde nichts anders als Zeichen sind, wodurch Menschen, die mit einander umgehn, sich wechselsweise die Gesinnungen allgemeiner Liebe oder einer besondern Achtung, nach den Verhältnissen des Verdienstes oder des Standes, ausdrücken wollen. — Beyde aber, jene gesellschaftlichen Gebräuche, und diese Sprache der Höflichkeit, da sie kleinere und veränderlichere Gegenstände betreffen, als die Conventionen des bürgerlichen und Geschäftlebens, oder als die eigentliche

Sprache, welche die Mittheilung unsrer sämmtlichen Ideen zur Absicht hat; — da sie zugleich zum Umgange, d. h. zu demjenigen Theile des menschlichen Lebens gehören, bey welchem man am meisten Schmuck und Anstand sucht, und nach dem Wohlgefallen andrer strebt, — sind auch, unter verschiedenen Nationen sowohl, als in verschiedenen Zeiten, einer so großen Mannichfaltigkeit fähig; sie werden durch Beyspiel und Nachahmung, während gewisser Perioden, so gleichförmig bestimmt, und in auf einander folgenden Epochen so gleichförmig abgewechselt: daß sie mit Recht unter den allgemeinen Nahmen der Moden begriffen werden und die Natur derselben annehmen.

Beyspiele von jenen Conventionen sind folgende. Daß an dem einem Orte ein Fremder, der ihn zum ersten mahle besucht, und Bekannte darinn hat, nach seiner Anmeldung die Besuche derselben zuerst empfängt, an einem andern sie zuerst machen muß; daß zu der einen Zeit, unter der einen Classe, dieser Besuch nothwendig in Person gemacht und nicht ohne Unhöflichkeit versagt werden kann, in der andern eine mit dem Nahmen des Besuchers beschriebne und abgegebne Charte die Stelle des Besuches vertritt; daß die Höflich-

keit der alten griechischen Heldenzeit, wie wir aus dem Homer sehen, erforderte, daß der Wirth nicht eher nach dem Namen und Stande eines ihn besuchenden Fremden fragte, als bis er ihn gesättigt hatte, dahingegen bey uns schlechterdings der Besuch, welcher den Fremden bekannt macht, vor der Ausübung der Gastfreyheit gegen ihn vorhergehn muß; — daß die Gesellschaften, in unsern großen Städten, des Abends ungefähr um dieselbe Stunde zusammenkommen; daß diese und keine andre Erfrischungen gegeben werden; daß die Zeit, die man der Unterredung, und die, welche man dem Spiele oder anderm Zeitvertreibe widmet, bestimmt ist, daß jedesmal und in jedem Orte gewisse Spiele und Zeitvertreibe herrschen, und selbst nach den Tages- und Jahreszeiten vertheilt sind; daß in der ganzen Art der Bewirthung, der Folge der Gerichte, der Anordnung der Speisen, in allen Häusern von guter Lebensart ungefähr dieselbe Regel beobachtet wird: das gehört unstreitig unter die Moden; aber es sind Moden für Handlungen, nicht für Sachen; es sind Arten von stillschweigenden Verträgen, welche die von allen wahrgenommene Bequemlichkeit veranlasset, — oder es sind Nachahmungen eines Beyspiels, welche das Ansehn der Person, die es gab,

allgemein gemacht hat. — An dem einen Orte, in dem einen Jahre sind in der artigen Welt die Dejeuners, und in einem andern die Nachmittags-Collationen in Gebrauche. Von jeder solcher Zusammenkünfte ordnet die Mode nicht nur die Zeit, sondern auch die Art der Bewirthung und der Zeitvertreibe an, durch welche sie sich unterscheiden soll.

In den großen Hauptstädten verbinden sich die öffentlichen Lustbarkeiten, des Schauspiels, der Opern, der öffentlichen Spatziergänge mit den Privat-Unterhaltungen: und die Mode ist es wieder, die alle diese Mannigfaltigkeit von Zerstreuungen in eine gewisse Ordnung bringt, und den Leuten, die nichts anders zu thun haben, vorschreibt, in welcher Jahres- und Tageszeit sie an jedem Orte erscheinen müssen, um sich allenthalben mit der so genannten guten Gesellschaft zusammen zu finden.

Die zweyte Art der modischen Handlungen sind die Höflichkeitsbezeugungen, die, wenn sie durch Worte geschehn, Complimente heissen, und für welche das Gesetzbuch bald mehr bald weniger weitläuftig, aber immer nach den Oertern, Ländern und Nationen verschieden, — von Zeit zu Zeit veränderlich, in jeder einzelnen Nation und Epoche hingegen bestimmt und entscheidend ist.

Schon

Schon längst haben die Moralisten wahrgenommen, daß, was wir allgemeine Höflichkeit nennen, nichts anders, als der Ausdruck der allgemeinen Menschenliebe, oder derjenigen Gesinnungen sey, die wir gegen alle Menschen zu haben für Schuldigkeit erachten; daß zur Höflichkeit im engern Verstande die Beobachtung der verschiedenen Verhältnisse gehöre, in welchen wir gegen andre, als unsers Gleichen, als Höhere oder Niedere, nach allen Verschiedenheiten des Ranges, des Amtes und des Alters stehen; daß die Höflichkeit nur darauf abziele, nicht anzustoßen, nicht zu mißfallen, die Artigkeit aber noch einen Schritt weiter gehe, und auch gefallen wolle, welches nicht anders, als durch Beweise oder Aeußerungen liebenswürdiger Eigenschaften des Verstandes und Herzens geschehn kann, besonders derer, die sich durch Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit gegen andre zeigen.

Höflichkeit und Artigkeit bestehen also in den schicklichsten, und auch für den sinnlichen Anblick gefälligsten Ausdrücken derjenigen Gesinnungen gegen andre, die wir ihnen, als Menschen und Bürgern, schuldig sind, oder die sie wenigstens bey uns zu finden wünschen. Es sind Zeichen von geselligen Eigenschaften und Tugenden, welche bey uns vorausgesetzt werden, und daraus erkannt werden sollen.

In allen Arten von Zeichen aber ist etwas, welches sich auf die Natur der bezeichneten Sachen gründet, und etwas ist in ihnen willkührlich und blos die Sache einer Verabredung. — Ueber die Geberdensprache der Höflichkeit, und ihren Zusammenhang mit den Gesinnungen, welche sie ausdrückt, hat Engel in seiner Mimik einige vortrefliche Anmerkungen gemacht. Eine ähnliche Beziehung findet sich bey allen Reden und Handlungen, die als höflich gefordert, oder als artig gelobt werden. Es sind entweder solche, die geradezu Liebe, Achtung oder Ehrerbiethung anzeigen, und zwar in eben dem Maße, auch wohl in einem etwas größern, als der Mann, welcher der Gegenstand davon ist, die eine oder die andre dieser Gesinnungen von uns zu fordern berechtigt ist; — oder es sind kleine Dienstleistungen, und Bezeugungen der Bereitwilligkeit, mit welcher wir ähnliche thun würden; — oder es sind Zeichen der Aufmerksamkeit, die wir auf das Leben, die angenehmen und widrigen Vorfälle, das Interesse und die Ergötzlichkeiten unsrer Bekannten wenden; — oder endlich, es sind feine Methoden, alles Unangenehme oder Auffallende von den Augen und Ohren der Gesellschaft, in der wir sind, zu entfernen, und hingegen alle Gegenstände, die ihnen vorzüglich wichtig, oder für sie ehrenvoll, oder

ihnen auf irgend eine Art angenehm sind, auf eine natürliche Weise herbeyzuführen und ins Licht zu stellen. — Alles das ist Natur, nicht Gebrauch und Mode. Indeß findet sich in den Formen der Handlungen und Reden, welche die jetzt angezeigten Absichten haben, eine so große Verschiedenheit bey verschiedenen Nationen, finden sich so große Abänderungen, wenn wir in entfernten Perioden eine Nation mit sich selbst vergleichen; daß wir wohl sehen, zufällige Ursachen müssen auf die Bestimmung dieser Formen Einfluß haben: so wie wir auf der andern Seite aus der Einförmigkeit, mit welcher zu einer und derselben Zeit die Menschen ganzer Länder und Erdstriche, oft in den willkührlichsten Stücken jener Formen, übereinstimmen, erkennen, daß das allgemeine Principium der Mode, der Nachahmungstrieb Vieler, und das Ansehn des Beyspiels Einiger, auch hier das Unbestimmte fixirt habe.

Wir Männer im christlichen Europa entblößen das Haupt, wenn wir andern unsre Ehrerbiethung bezeugen wollen. Das Bedeutende in diesem Zeichen ist nicht schwer zu finden. Das entblößte Haupt nimmt dem Manne das ernsthafte, martialische Ansehn, welches uns die Bedeckung desselben giebt. Ueberdies stellen wir uns durch demjenigen gleich-

sam schutz- und wehrlos dar, den wir über uns setzen. Dieser Zusammenhang ist dessen ungeachtet nicht so deutlich, noch so wesentlich, daß nicht ein andrer Gesichtspunct, in welchem andre Völker die Sache faßten, sie auf eine entgegengesetzte Art, ihre Höflichkeit zu bezeugen, hätte führen können. In der That bedecken die Orientaler ihr Haupt vor dem, welchem sie Achtung beweisen wollen. Ohne Zweifel, glauben sie das, was sie für das wichtigste Stück der Kleidung halten, weil es den edelsten Theil des Körpers bedeckt, am wenigsten dann weglassen zu können, wenn das Ansehn der Person, vor welcher sie erscheinen, fordert, daß sie ihren vollständigen Schmuck anlegen. Der Vorzug der rechten Hand vor der linken, und einer gewissen Stelle an der Tafel vor den übrigen; — die verschiedenen Verbeugungen jedes Geschlechts, die Titel, durch die wir im Umgange die verschiedenen Stände unterscheiden, die mannichfaltigen Arten mündlicher und schriftlicher Begrüßung; und alles, was wir unter dem Nahmen der Complimente begreifen, gehört unter den Artikel, von dem ich handle.

Unter diesen Sachen, ob sie gleich alle, so wie andre Gebräuche, von der Willkühr, die sie eingeführt hat, auch in ihrer Dauer abhängig bleiben, sind doch einige den Veränderungen weit weniger,

als andre unterworfen, oder schreiten auf der Bahn ihrer Abwechselungen weit langsamer fort. So ist z. B. die Geberdensprache der Höflichkeit, die wir jetzt in Europa brauchen, sehr alt, und scheint vor merklichen Aenderungen noch sehr lange sicher zu seyn. Das bloß sinnliche und körperliche Ceremoniel des Umgangs ist aus eben den Ursachen beständiger, als die wörtlichen und deutlichen Ausdrucks-Arten desselben, um welcher willen auch die gottesdienstlichen Gebräuche länger dauern, als die eigenthümlichen Dogmen, oder Sitten der Religionspartheyen. Je weniger man, zur Einführung einer Sache, durch deutliche Begriffe bestimmt wird: desto weniger und desto später reflectirt man auch hintendrein darüber, nachdem sie einmahl eingeführt ist. Gewohnheiten, die mehr den Körper als den Geist beschäftigen, werden mechanisch, und setzen sich eben deswegen desto fester. Solche Conventionen mögen im Anfange größere Schwierigkeiten finden, ehe sie allgemein eingeführt werden, weil die Gründe, warum sie angenommen werden sollen, nicht einleuchten: aber nachdem sie einmahl herrschend geworden sind, wird es eben so schwer, sie abzuschaffen, weil alle eine große Bequemlichkeit darin finden, in diesen Nebensachen der Gewohnheit blindlings folgen zu können; weil der Vernünf-

tige gar nicht mehr sein Nachdenken damit beschäftigt, und der thörichte Neuerer selten Nachahmer genug findet, um eine Revolution zu bewirken.

Titel hingegen, Complimente, alle diejenigen modischen Höflichkeitsbezeugungen, welche deutlicher unsre Verhältnisse gegen andre, oder die denselben gemäße Gesinnungen ausdrücken; die, bey welchen man sich immer, so oft man sie wiederhohlt, des Endzwecks und der Bedeutung bewußt bleibt; diese werden auch öfter von neuem in Untersuchung gezogen, und leiden von Zeit zu Zeit Reformen oder Einschränkungen.

Eine allgemeine Bemerkung, in Absicht dieses ganzen zweyten Hauptzweiges des Modischen, oder der Gewohnheiten, ist diese. Je zahlreicher und zusammengedrängter, und je verfeinerter zugleich dadurch die Gesellschaft wird; je mehr der Luxus und der Hang zu Vergnügungen zugleich mit dem Geschmacke und der Wissenschaft in denselben steigt: desto mannigfaltiger werden die Anordnungen und Conventionen, nach welchen Zeit, Form und Methode der gesellschaftlichen Verrichtungen und Zeitvertreibe bestimmt werden: — desto einfacher hingegen, freyer, und geringer an der Zahl werden die Formen der Höflichkeit.

Die Ursache ist klar. Da, wo viele Menschen sehr häufig zusammenkommen, und durch Reichthum und Muße in den Stand gesetzt werden, ihre meiste Zeit dem Vergnügen zu widmen: da wird nachgesonnen, wie man am meisten in der kürzesten Zeit genießen könne. Ueberdies ist eine Regel der Ordnung um so viel nothwendiger, je eine größere Anzahl von Personen sich in gemeinschaftlichen Beschäftigungen vereinigen will. Endlich bey den beständigen Wiederhohlungen derselben gesellschaftlichen Auftritte werden Gewohnheiten eingeführt, theils, damit man sich die Mühe der Wahl erspare, theils, weil man nach und nach einsehn lernt, was das bequemste und beste sey. Daher sind es die großen Hauptstädte von Europa, und besonders ist es die vornehme Welt in denselben, wo diese Conventionen sind am meisten vervielfältigen und am vollkommensten aufs Reine gebracht werden. Der Zusammenfluß von Menschen und die Menge sowohl der öffentlichen Ergötzlichkeiten, als der Kreise des Umgangs in den ersten, die beständige und ernsthafte Beschäftigung der andern, mit den gesellschaftlichen Zusammenkünften macht, daß dort die Nothwendigkeit entsteht, gewisse Regeln zu machen, und hier nach und nach die Einsicht erworben wird, welche Regeln dem geselligen Ver-

gnügen die angemessensten sind. — In Paris hatte sonst, (denn bey der gänzlichen Umkehrung aller Dinge werden unstreitig die Moden, und vielleicht selbst der Charakter, welcher sie bestimmte, nicht mehr die alten bleiben) jede Jahreszeit ihre besondern Spatziergänge, so wie ihre besondere Kleidung. In diesem Monathe war die schöne Welt in den Thuillerieen, in einem andern im Garten von Luxemburg. Die Kirchen wie die Theater wurden zu bestimmten Tagen besucht.

Die Bezeigungen der Höflichkeit hingegen müssen in einer Gesellschaft, wie die der großen Welt ist, deren Glieder unter einander fast gleich und dabey zahlreich sind, einfach werden. Schon die Menge derer, welchen man seine Höflichkeit bezeigen will, macht es nothwendig, daß man gegen jeden kurz sey. Nur in kleinen Gesellschaften kann das Beschwerliche und Lächerliche, das mit langen Komplimenten verbunden ist, verborgen bleiben. — Ferner sind es die vielerley Unterordnungen und Abtheilungen des Ranges, welche das Gesetzbuch der Höflichkeit weitläuftig machen, sobald man es als Pflicht ansieht, dieselben im Umgange immer auf eine merkliche Weise zu respectiren. In der großen Welt sehen die meisten Personen, die dazu gehören, sich der Geburt nach ungefähr für gleich an; und

die, welche es nicht sind, werden, indem sie in dieselbe Zutritt erhalten, über ihren bürgerlichen Stand erhoben. Ueberdies lernen die Menschen, durch den Umgang selbst, die Hindernisse der Geselligkeit kennen und vermeiden, worunter die immerwährende Rücksicht, auf jede kleine Verschiedenheit des Ranges unter den Gesellschaftern eines der beschwerlichsten ist. Daher kömmt es, daß in den obersten Kreisen der am meisten verfeinerten Nationen die Menschen endlich anfangen, einander mehr als bloße Menschen anzusehen, und diesem Verhältnisse zufolge, alle andre Ausdrücke, als die der allgemeinsten Hochachtung weglassen, oder äußerst abkürzen. Sogar diejenigen wesentlichern Beziehungen, nach welchen man die eine Person besonders schätzt, eine andre zärtlicher liebt, werden dort bey Seite gesetzt, oder geflissentlich verborgen, und alle Glieder vereinigen sich durch kalte, aber gleiche Aeußerungen einer bürgerlichen Achtung gegen einander. Dies alles verkürzt und vereinfacht die conventionellen Regeln, die unter dem Namen der Complimente den letzten Zweig des Modischen ausmachten.

Nirgends bekommen diese Zeichen des Ranges und der Achtung, verbunden mit der Anordnung der Gesellschaft, einen größern Umfang, eine fixere

Bestimmung, und eine höhere Wichtigkeit, als an den Höfen, wo sie unter dem Nahmen der Etiquette zugleich ein Gegenstand des Rechts geworden sind, worüber ernsthafte Streitigkeiten vor den ehrwürdigsten Tribunälen geführt werden, und ein Gegenstand einer Wissenschaft, welche man eines weitläuftigen Studiums würdig schätzt. — Die Hoheit der Personen ist es nicht allein, die hier den Kleinigkeiten einen Glanz giebt, und Thorheiten, die wir bey Geringern verlachen, in unsern Augen ehrwürdig macht: sondern es giebt auch eine reelle Ursache, warum bey Personen, welche die Regierung eines Staats führen, oder an derselben mehr oder weniger Theil nehmen, die Bestimmung des Rangs der einen, und die Art, wie die andern ihn anerkennen sollen, — besonders bey öffentlichen Gelegenheiten, wo das Volk Zuschauer und Theilnehmer ist, — eine größre Aufmerksamkeit verdient, als bey Privatpersonen, die ohne Auctorität, bloß Achtung in der Welt zu fordern haben und genießen. Die Etiquette, welche jene Rangordnung, und alle darauf sich beziehenden Höflichkeitsbezeugungen regulirt, hängt mit der Organisation des Staats, mit der Vertheilung der Macht, mit der Würde und dem politischen Einflusse der verschiednen Stände und Aemter zusammen, oder scheint wenigstens da-

mit zusammenzuhängen. Wenn die Ducs et Pairs in Frankreich sich versammelten, um gemeinschaftlich das ausschließende Recht ihrer Gemahlinnen, auf einem Tabouret vor der Königin zu sitzen, gegen eine neu errichtete Hofstelle, mit welcher der König die nähmliche Ehre verbinden wollte, zu vertheidigen; so hatten sie das Ansehn, gewissermaßen die Constitution des Staats aufrecht zu erhalten, von der die Vorrechte der Pairschaft, der obersten Classe der Nation, und eines integrirenden Theils des Parlaments, einen wichtigen Artikel auszumachen schienen. Eine gleiche Ursache hat die Etiquette der verschiedenen Höfe gegen einander, auf den Zusammenkünften ihrer Gesandten, so weitläuftig und so pünctlich gemacht. Durch sie sind alle die unseligen Rangstreitigkeiten entschuldiget worden, welche oft die wichtigsten Angelegenheiten verzögert, die Kriege verlängert, und Bündnisse rückgängig gemacht haben. Unter Unabhängigen nähmlich scheint es, bey der Aufrechterhaltung und Ausübung eines Rechts, sehr auf die Achtung anzukommen, welche man von Seiten derjenigen genießt, gegen die man seine Rechte zu behaupten hat. Die Zeichen dieser Achtung, so frivol sie an sich seyn mögen, sind nicht mehr gleichgültig, so bald das dadurch ertheilte

oder von andern anerkannte Ansehn etwas zur Macht beyträgt, und Macht zur Sicherheit nothwendig ist. — Dies ist in der That die Beschaffenheit der Dinge, — besonders in Zeiten, wo der große Haufen der Menschen noch ganz sinnlich, nur durch den äußern Glanz zur Verehrung gewisser Personen bestimmt, nur durch sichtbare Zeichen ihres Vorzugs zur Respectirung ihres gesetzlichen Ansehns bewogen werden kann. — Es ist indeß den Zeiten der Aufklärung und einer mehr angebauten Vernunft vorbehalten, das Ueberflüßige und Ausschweifende in dieser Etiquette, an den Höfen, und der Höfe gegen einander, welches die Eitelkeit der Menschen, nicht die Nothwendigkeit der Geschäfte, noch die Natur der Verhältnisse, hervorgebracht hat, von demjenigen Ceremoniel zu unterscheiden, welches zur guten Ordnung nothwendig ist, und auch die Rechte der Menschen und Staaten sicher stellt, indem es durch die Rangordnung sie gleichsam mit einem Gehege umgiebt. Schon hat der größte König unsers Jahrhunderts durch sein Beyspiel gezeigt, wie viel ein Fürst von dieser Etiquette nachlassen kann, ohne irgend etwas von seinen Rechten außerhalb des Staats, oder von seinem Ansehn innerhalb desselben zu verlieren. Die Einfachheit seiner Le-

bensart und der Gewohnheiten an seinem Hofe hat unstreitig dazu beygetragen, das Gesetzbuch der Etiquette an allen Höfen von lästigen Anordnungen zu befreyen, und den Umgang an denselben angenehmer zu machen, indem er von der bloßen Beobachtung von Formalitäten, auf die wesentlichere Sache der Geistes-Unterhaltung zurückgebracht worden ist.

Die obige Eintheilung führt uns noch zu einigen andern Betrachtungen.

1. Unter den Sachen, welche die Mode regulirt, (insofern sie den Handlungen entgegengesetzt sind,) stehn keine so unmittelbar und so allgemein unter ihrer Herrschaft, als die Kleider. Gemeiniglich denkt man nur an Form und Farbe von diesen, wenn man von den Moden reden hört. In der That sind, im Putze der Menschen, die Abwechselungen weit schneller, und die Uebereinstimmung zu jedem Zeitpuncte größer: zwey Sachen, die zu dem Begriffe des Wortes Mode zu gehören scheinen.

Die Ursache, warum die Kleidung unter den modischen Sachen eine so vorzügliche Stelle ein-

nimmt, liegt ohne Zweifel darinn, daß sie öfter erneuert, und daß sie mehr gesehen wird.

Auch die Neuerungssucht der Menschen muß zuerst durch Nothwendigkeit rege gemacht werden. Die Sachen, welche wir oft erneuern müssen aus Bedürfniß, weil sie sich schnell abnutzen, werden von uns auch in ihrer Form am öftersten, bloß unsers Geschmacks wegen, und aus Neigung verändert, es sey um ein erhöhtes Vergnügen an ihnen zu haben, oder um mehr damit zu gefallen. Das ihm bequeme Hausgeräthe, so lange es ganz und reinlich ist, vertauscht auch der wohlhabende Mann nicht leicht: oder er erwartet außerordentliche Gelegenheiten, wo er dazu aufgefordert wird. Die mittlere und noch mehr die untere Classe ist froh, wenn sie nach und nach diejenigen Bequemlichkeiten und Verzierungen in die Hände bekömmt, deren die Reichsten und Vornehmsten überdrüßig geworden sind, oder die bey Sterbe- und andern Fällen zerstreut werden. Auf diese Weise wandelt die Begierde, sich neuen Hausrath, eine neue Anordnung oder Auszierung seiner Wohnzimmer zu verschaffen, nur wenige Personen, und auch diese nur selten an, und erstreckt sich, unter den Classen der bürgerlichen Gesellschaft, nicht über eine bestimmte

Gränze. Die Erfindungskraft der Künstler wird nicht so sehr in Thätigkeit gesetzt, wo die Nachfrage nach ihren Producten nicht so ununterbrochen ist. Die Revolutionen der Moden in der Form der Gebäude, Hausgeräthe und Equipage gehn daher langsamer vorwärts. Nach dem Maaße, als diese Dinge sich den eigentlichen Kunstwerken nähern, als sie einen bestimmteren Zweck und festere Regeln der Schönheit haben, sind sie auch weniger den bloß eigensinnigen Veränderungen unterworfen, dergleichen, im Schnitt und Farbe der Kleider, wo fast alles willkührlich ist, die Mode machen kann. Und nur dieser Eigensinn, der etwas sonderbares sucht, aber nicht die Vernunft, welche wählt, kann unaufhörlich verändern.

Was aber den Kreislauf der Kleider-Moden noch mehr beschleuniget, was diesem Wirbel die so weite Ausdehnung giebt, daß er alle Stände der Gesellschaft, nur den allerärmsten ausgenommen, mit sich fortreißt, ist, daß Kleider ein beständiger Gegenstand der Beobachtung und der Beobachtung aller sind. Was am meisten gesehn wird, das sucht der Eitle am meisten auszuzieren, und das kann der Liebhaber des Neuen am leichtesten copiren. An allen öffentlichen Orten, im Schauspielhause, auf den Spatziergängen, in den

Straßen der Stadt, stellt der Reiche und Vornehme seine Kleider und seinen Putz zur Schau aus. Ihn von dieser Seite seiner Pracht oder seines Geschmacks kennen zu lernen, dazu hat jeder Zutritt: dahingegen das Uebrige seines Wohllebens, so wie seiner Gewohnheiten, nur denjenigen bekannt wird, die ihn in dem Innern seines Hauses sehen. Daher geht dort die Bewunderung, welche das Neue, besonders bey den Zuschauern der wohlhabenden Mittelclasse, erregt, bald in Bekanntschaft mit der Form und der Beschaffenheit der Sache, und diese in Begierde und Nachahmung über. Diese weniger unterbrochne, und schnellere Mittheilung jeder neuen Erfindung in der Form und Farbe des Kleiderschmucks, vom Höhern zum Niedrigern, vom Reichen zum Mittelmanne, reitzt auch die arbeitsame Classe mehr, auf solche neue Erfindungen zu denken.

Man kann noch als eine dritte Ursache hinzusetzen, daß alles übrige, was nach dem Geschmack der Mode sich verändert, nur zu den Zierrathen der Dinge gehört, die uns umgeben, die Kleidung zur Ausschmückung unsrer Person selbst. Das Interesse, welches uns diese verschönern heißt, ist eben sowohl das größte als das allgemeinste. Eben in dem Verhältnisse wächst also auch die Aufmerksamkeit auf

das

das Neue, welches in dieser Gattuug erscheint, und der Trieb, es nachzuahmen.

Man könnte eine Stufenleiter von Dingen angeben, auf welcher der Eigensinn und die Willkühr der Moden, nach und nach, in die unwandelbaren Gesetze der Schönheit übergeht. Die Arbeiten des Schneiders und Putzmachers würden die ersten Glieder dieser Progression seyn, die Werke der bildenden Künste die letzten: zwischen beyden würden, in einer unabsehlichen Reihe, die Producte der Handwerker stehn, welche die verschiedenen Arten des Hausraths und der Werkzeuge liefern, und denen die Formen ihrer Werke von der Zeichenkunst, die Endzwecke von den menschlichen Bedürfnissen vorgeschrieben werden. Die Baukunst würde vielleicht in der Mitte dieser Reihe ihren Platz finden, da, wo Gesetze der Proportion, allgemeine Bedürfnisse des Lebens, und besondre Gewohnheiten der Zeit und der Gesellschaft, ihre Forderungen, fast in gleichem Grade, mit einander vereinigen. Man würde finden, daß der menschliche Geist allenthalben nach Schönheit und Zweckmäßigkeit strebet, aber sie nicht allenthalben mit gleicher Bestimmtheit finden kann. Da, wo er sie am unvollkommensten entdeckt, schwankt der Geschmack am meisten hin und her, durchläuft ohne Ende alle mögliche Abwechselungen von dem

ist beym reichen Kaufmanne selten derjenigen gleich, die man in den Häusern der Großen findet: aber der Staat, mit welchem er und seine Familie erscheint, sticht oft gegen die Einfachheit des Anzugs der letztern ab.

Es giebt einen Gesichtspunct, unter welchem die Moden dem Beobachter der menschlichen Natur einen noch wichtigern Gegenstand für seine Untersuchungen darbiethen. Ohne Zweifel ist diese Natur selbst, so wie sie sich in der Geschichte des ganzen Geschlechtes zeigt, nicht stillstehend, sondern fortschreitend. Ohne Zweifel gehn in den wichtigern Angelegenheiten der Menschheit, in Politik und Moral, in Wissenschaften und Künsten, eben so unaufhörliche Veränderungen vor, als in den Kleinigkeiten ihres Schmucks oder ihrer Zeitvertreibe. Aber jene Fortschritte des menschlichen Geschlechts mit eignen Augen zu beobachten, die Gesetze dieser Veränderungen aus selbst gemachten Erfahrungen zu abstrahiren: das ist für ein so kurzdauerndes und so kurzsichtiges Wesen als der Mensch ist, nicht wohl möglich. Die Revolutionen geschehen hier zu langsam, und können also eben so we-

nig unmittelbar wahrgenommen werden, als die Bewegung der Sonne auf ihrer jährlichen Bahn. Nur aus der Geschichte, nur durch die Vergleichung mehrerer Menschenalter kann der Philosoph einige Data erhalten, woraus er auf den Ursprung und die Richtung der ihm erst nach längern Perioden sichtbaren Veränderungen muthmaßliche Schlüsse zieht. Aber wie sehr müßte er nicht wünschen, selbst Zeuge und Zuschauer eines Theils derselben seyn zu können!

Hier kommen ihm nun die schnelleren Abwechselungen, die in den zufälligern und kleinern Eigenheiten der Menschen vorgehn, und die man unter dem Namen der Moden zusammenfassen kann, zu Hülfe. Im Grunde geschehen diese Abwechselungen nach eben den Gesetzen, welche bey den wichtigsten Revolutionen zum Grunde liegen. Eben der Charakter der menschlichen Natur im Ganzen, eben die Local- und National-Unterschiede, welche die Veränderungen in Staatsverfassung, Litteratur und moralischer Aufführung bestimmen, hier die Reformen beschleunigen, dort aufhalten, haben auch auf den Gang, und die bald schnellere bald langsamere Veränderlichkeit der Moden Einfluß. Hier im Kleinen kann also der Philosoph beobachten, was er beym Großen nur durch das Räsonne-

als einen Fehler gegen den Wohlstand auslegt, wenn er dieses Zeichen einer besondern Vertraulichkeit mit einer bloßen Begrüßung verwechselt.

Das ist auch die Ursache, warum, in der sogenannten guten Gesellschaft, ein Verstoß gegen das Uebliche in Absicht des Wohlstandes, und gegen die hergebrachten Regeln des Betragens, mehr mißfällt, als eine unmodische Tracht. Die Gesellschaft setzt nothwendig einen größern Werth auf das, was ihr ausschließend zugehört. Ueberdies ist die Art, wie man handelt, ein sichereres Anzeigen von den Menschen, unter welchen man gelebt, von den Mustern, die man täglich vor Augen gehabt hat, als die Art, wie man sich kleidet. Gewohnheiten nimmt man unmerklich und fast unvermeidlich an, wenn man Sachen immer auf eine gleichförmige Weise machen sieht: aber in seiner Kleidung kann man aus Wahl und Vorsatz, von den Beyspielen derer, unter welchen man lebt, abgehn, oder auf der andern Seite, ohne es zu wissen, die Regeln des Ueblichen verletzen, weil man darauf keine Aufmerksamkeit wendet. Jeder Mensch zeigt die Classe, zu der er gehört, durch den Wohlstand an, welchen er beobachtet. Und derjenige also, der unter der Gesellschaft der obersten Classe erscheint, und die Conventionen derselben übertritt, oder mangelhaft

und unschicklich beobachtet, kündigt sich bey ihr entweder als einen Menschen von niedrigerm Stande an, oder als einen, der freywillig sich mit schlechterer Gesellschaft verbunden hat, und in beyden Fällen verliert er von ihrer Achtung.

Ich finde hierdurch zugleich einen Umstand erklärt, der von mehrern aufmerksamen Beobachtern der Sitten der verschiedenen Stände angemerkt worden ist, den, daß der Luxus in Kleidern in dem reichen Mittelstande mehr, als in dem vornehmen, herrscht; und durch jenen mehr, als durch diesen, zu einem gewissen Uebermaße getrieben wird. Wenn die Modesucht ein den reichen Bürgerfamilien vorzüglich eigner Fehler ist: kömmt es nicht daher, weil die Eitelkeit derselben, die sich in andern Gegenständen des Luxus von dem Adel übertroffen sieht, und weder Mittel noch Gelegenheit hat, das Glänzende seiner ganzen Lebensart nachzuahmen, sich mit desto größrer Hitze auf den einzigen Zweig der Ueppigkeit wirft, in welchem sie hoffen kann, es dem höhern Stande gleich zu thun, und selbst durch Geld und Aufwand einen Vorzug über ihn zu erhalten. So viel ist gewiß, daß in Handlungsstädten im Durchschnitte mehr Pracht mit Kleidern, und ihrer Menge und Mannichfaltigkeit getrieben wird, als in Residenzen. Tafel und Dienerschaft

einen Extrem zu dem andern, und sucht sich für das höhere Vergnügen an Schönheit, das er vermißt, durch das niedrigere an Neuheit und Abwechselung schadlos zu halten. Zuweilen geräth er bey diesen Versuchen zufällig auf Formen, die eine größre innere Angemessenheit zur Absicht, oder eine dem Auge gefälligere Proportion haben: und dann steht auch das sich umwälzende Rad der Mode eine Zeitlang stille. Wir sehen daher Kleidungsstücke und Kopfzeuge dieser Art, zum Lobe der männlichen Vernunft und des weiblichen Geschmacks, noch immer im Gebrauche, indeß andre gleichzeitige Moden schon längst neuen Erfindungen Platz gemacht haben.

In dem Maße, als die Natur der Sachen an sich bestimmter ist, oder das, was wahrhaft schön an ihnen ist, deutlicher eingesehen wird, in eben dem Maße treten sie aus dem Gebiethe der Mode heraus, und gehn in das der Kunst über. Aber die höchste Kunst selbst, die Nachahmung der Natur durch Bildnerey oder Zeichnung, macht sich eben so wenig ganz von dem Einflusse der Mode los, so wenig auf der andern Seite in den frivolsten Stücken des Putzes und bey den willkührlichsten Abänderungen desselben alle Rücksicht auf Kunst oder Proportion ausgeschlossen wird. Ist dies nicht viel-

leicht selbst ein Beweis, daß in dem Wohlgefallen, welches wir für eine Wirkung der objectiven Schönheit halten, etwas unsrer eignen Denkkraft, und, insofern diese durch freywillige Aufmerksamkeit geleitet wird, unsrer Willkühr zuzuschreiben sey?

2. Vergleicht man die beyden Hauptgattungen der Moden, die in den Handlungen, oder die Gebräuche des Wohlstandes, mit denen der Sachen in Kleidung und Equipage: so findet man, daß jene bey weitem nicht so geschwind von den höhern Ständen zu den niedrigern übergehn, als diese. Augenscheinlich deswegen, weil die erstern in der Gesellschaft selbst, in welcher sie herrschen, gleichsam eingeschlossen bleiben, und denen nicht sichtbar werden, die zu ihr nicht Zutritt haben; die letztern aber auch außer dem Hause, auf allen öffentlichen Plätzen, in den Zusammenkünften des größern Publicums gesehen werden, und der Beobachtung Aller ausgesetzt sind. In den Hauptstädten Europens ist daher der gute Bürgerstand von dem Adel, in seiner Kleidung, wie in seinem Mobiliar, wenig unterschieden, aber er weicht noch sehr in den Regeln der Höflichkeit von demselben ab. Die bürgerliche Dame fordert vielleicht, an eben dem Orte, den Handkuß von einem Fremden, als eine allgemeine Höflichkeitsbezeugung, an welchem die adliche es ihm

ment erkennen kann. Mancher Umstand, der ihm hier von selbst in die Augen leuchtet, kann ihm Veranlassung werden, die Begebenheiten der Geschichte unter neue Gesichtspuncte zu fassen, oder aus denselben neue Resultate zu ziehn.

Einige dieser Gesichtspuncte, die sich mir, bey meinem Nachdenken über die Abwechselungen der Mode dargestellt haben, will ich auch meinen Lesern zur Prüfung vorlegen.

Zuerst erkennt man aus denselben, daß der große Haufen auch in Dingen, wo er frey zu seyn glaubt, regiert wird; und daß er größtentheils von einem oder wenigen Menschen regiert wird, selbst da, wo sein Recht, durch Mehrheit der Stimmen zu entscheiden, am unbestrittensten ist. Die allgemeinsten und größten Aenderungen der Moden in Europa haben oft ihren Ursprung in dem Einfalle einer einzigen Person gehabt, die gerade an einem solchen Orte und in solchen Umständen lebte, daß ihr Beyspiel Eindruck zu machen, und Nachahmer in mehrern Ländern zu erwecken fähig war. Wie oft ist nicht ein Anzug, ein Kopfputz, der zufällig einer Favoritin am französischen Hofe wohlgestanden, und den Beyfall des Tages erhalten hatte, nach und nach in alle große und kleine Städte Eu-

ropens durchgedrungen, und hat das Modell des modischen Putzes für lange Zeit abgegeben?

Ganze Nationen, ganze Gesellschaften kommen nie zugleich auf einerley Gedanken. Der große Haufe würde ewig beym Alten bleiben. Alle Erfindungen, alle Neuerungen kommen immer von einzelnen Personen her: und die Nachahmungsbegierde, oder der Ehrgeitz breitet sie aus, wenn die Person Aufmerksamkeit erweckt, oder wenn die Neuerung gefällt. Es ist unglaublich, wie geschwind sich die Kette verlängert, und wie die Anzahl der Nachahmer sich in kurzem vermehrt.

So wie es für ganz Europa fast immer einen Hauptsitz der Moden giebt, und einen Punct, aus welchem sie sich verbreiten: so giebt es wieder einen für jeden Staat, für jede Provinz, für jede Stadt, für jeden Stand. In jedem Kreise genauer mit einander verbundner Menschen finden sich gewisse dirigirende Personen, die den Ton angeben, deren Wahl von andern gemeiniglich gebilligt wird, oder deren Beispiel durch ihr Ansehn zur Nachahmung bewegt. Diese untergeordneten kleinen Partheyen mit ihren Anführern stehen unter dem Einflusse der größern: und das ganze System der Mode-Erfinder und der modischen Leute in Europa bildet eine Art von großem Staate, der un-

gang, weil, da jeder sich so gut dünkt, als der andre, auch jeder nur seinen eignen Geschmack zu seiner Regel macht.

In der Monarchie hingegen ist sowohl die Gleichförmigkeit der Mode zu derselben Zeit, als die Abwechselung der Moden in verschiedenen Zeiten, größer, indem Alle ihre Blicke auf die Obersten und Ersten des Staats richten, und Aenderungen, die diese aus Einsicht oder Eigensinn machen, wie Gesetze befolgen.

Auf gleiche Weise ist die Herrschaft der Mode bisher nirgends fester gegründet, und ihre Abwechselungen sind nie so häufig gewesen, als in Europa, und in dem Zeitalter, wo mehrere Nationen auf eine, als ihre Lehrmeisterin und ihr Muster, hingesehen haben, von deren Litteratur bezaubert, und für deren Geschmack mit günstigen Vorurtheilen eingenommen gewesen sind. Denn indem alsdann jede neugierig darnach forschte, was bey dieser geehrten Nation vorgehe, was bey ihr Sitte sey, was ihre Industrie oder ihre Kunst neues hervorbringe: bekamen insbesondre die Großen einer jeden einen neuen Bewegungsgrund, die von dort herkommenden Verfeinerungen der Lebensart und des Costume anzunehmen, weil sie sich dadurch von ihren geringern Landsleuten unterscheiden konnten.

Es erklärt sich aber aus dieser Schilderung der Sachen, warum nach dem Zeugnisse der besten Beobachter in Frankreich, dem Lande, aus welchem andre Völker ihre Moden so lange herholten, die Mode weniger gebieterisch herrschte, als bey denen, zu welchen sie durch Nachahmung überging. Dort fiel der Grund weg, welcher den Ausländern die ihnen zugeführten Erfindungen der Galanterie so sehr empfahl. Dort nahm überdies jeder mehr oder weniger an dem Erfindungsgeiste Antheil, durch den sich die Nation auszeichnete, und durch den sie sich das Ansehn in Sachen des Geschmacks erworben hatte. Es gab bey ihr viele Erfinder und wenige Nachahmer; — also weniger Gleichförmigkeit, welche das Wesen der Mode ausmacht. Endlich sind bey der Nation, deren Moden von ihr selbst erfunden worden, und bey welcher die Gewohnheiten der höhern Stände die allgemeinen nur verfeinerten Nationalgewohnheiten sind, diese höhern Stände in Tracht und Sitten von dem Mittelstande weniger unterschieden. Die Mode ist also hier weniger ein Kennzeichen des Ranges. Wenn demnach die Modesucht bey denjenigen Nationen, welche ihre Neuerungen aus der Fremde holen, durch zwey Triebfedern unterstützt wird, durch den Stolz, der sich unterscheiden, und durch die Eitelkeit, welche

sten Vorurtheile gegen einander, weit entfernt, daß sie sich nachahmen sollten.

Dieser Zustand der Dinge macht, daß es ein Gegenstand der Eitelkeit wird, mit ausländischen Sitten und Moden bekannt zu seyn, und noch mehr, von allen darinn vorgehenden Veränderungen schnell Nachricht zu haben. Man sieht dieses als das Eigenthum und das Unterscheidende eines höhern Standes an, der sich dazu mehrere Hülfsmittel zu verschaffen weiß, oder man schließt daraus überhaupt auf die größre Bekanntschaft und einen weitern Wirkungskreis des Menschen; indem derjenige wahrscheinlich in fremden Ländern bekannt ist, der von dorther schnell Nachricht erhält. So haben die französischen Sitten, bey uns und bey vielen Nationen, größern Eingang gefunden, weil sie zuerst bloß adeliche Sitten unter diesen gewesen sind. Wenn sie den Beyfall der Nation, von welcher sie herkamen, um ihrer Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit willen erhalten hatten: so erhielten sie den Beyfall derer, zu welchen sie gebracht wurden, auch durch den Glanz, welchen sie mittheilten.

Sobald mehrere Nationen mit einander in beständigem Verkehr stehn, und eine Art von Gesellschaft ausmachen: so wird unter ihnen eben der Fall sich ereignen, der unter mehreren zu einem gesell-

schaftlichen Ganzen verbundnen Individuen eintritt. Eine oder etliche werden über die andern einen Vorzug und eine gewisse moralische Herrschaft erhalten. Durch welche Ursachen dieses geschieht, ist eine Frage, deren Untersuchung mich zu weit von meinem Zwecke abführen würde, und die zum Theile von denjenigen beantwortet worden ist, die den Gründen von der Ausbreitung der Französischen Sprache in Europa nachgeforscht haben, indem diese Superiorität einer Nation, von der ich rede, gemeiniglich die Sprache derselben zugleich mit ihren Sitten und Moden ausbreitet. So viel ist gewiß, daß, seitdem die Europäischen Nationen durch Religion, Politik und Handel in nähern und ununterbrochnen Umgang mit einander gekommen sind, immer eine unter den übrigen den Ton angegeben hat, und für sie in Dingen, die von einem willkührlichen Geschmacke und einer vielseitigen Beurtheilung abhängen, Muster gewesen ist.

Eine solche Herrschaft einer Nation über andre hat auf dieselben einen ähnlichen Einfluß, als die Macht eines Monarchen oder das Ansehn eines Hofes auf die Sitten in der bürgerlichen Gesellschaft hat.

In der Demokratie sind die Sitten unveränderlicher, und neue Gebräuche finden schwerer Ein-

sichtbar, von unbekannten Obern, aus der Ferne regiert wird, in dessen mannichfaltigen Unterabtheilungen aber sich der Einfluß des allgemeinen Gesetzgebers mit der Autorität der kleinern Regenten und Dynasten jedes Districts vereinigt.

Die Moden und ihre Geschichte zeigen uns zweytens, was die Verbindung mehrerer Nationen unter einander für Wirkungen auf die einzelnen Menschen in jeder habe, und welche Folgen daraus für das gesellige Leben der Privatpersonen entstehen. Eine von andern Völkern abgesonderte Nation ist fast immer in ihren Gewohnheiten unveränderlich. In der Nation selbst ist oft kein Muster so erhaben oder so beliebt, daß es gegen die Verehrer des Alterthums mit einer neuen Erfindung durchdringen könnte. Das Neue leuchtet aus der Ferne mit einem weit hellern Glanze. Die Nachahmung kostet unsrer Eitelkeit weniger, wenn das Modell entfernt ist: und sie schmeichelt ihr sogar, wenn dasselbe uns allein bekannt ist. Auf der andern Seite wird der Erfindungsgeist der die Mode beherrschenden Nation mehr belebt, wenn er für die Einwohner mehrerer Länder arbeitet.

Bey der so genauen Verbindung, welche heut zu Tage unter den Europäischen Nationen

obwaltet, sind es doch vorzüglich nur die vornehmern Stände, die durch dieses Band verknüpft werden, und der Zusammenhang verliert sich bey dem gemeinen Manne fast gänzlich. Die Höfe kennen einander am genauesten, durch die Nachrichten der Gesandten, und durch den Zusammenhang der Staatsgeschäfte. Briefe und Boten gehen unaufhörlich von einem Fürsten zu dem andern. — Der Adel der verschiedenen Länder kennt sich durch Heyrathsverbindungen, durch Gesandtschaften, durch Reisen, durch die öffentlichen Geschäfte, an deren Verwaltung er Antheil nimmt, endlich selbst durch die Geschichte und das genealogische Studium. — Die Kaufleute aller Länder machen ein anderes, aber minder verbundnes Corpus aus. Weniger bekümmert um die Person und die Familie, als um den Reichthum und den Credit ihrer so genannten Freunde, haben sie weniger Anlaß, weniger Reitz, fremde Sitten und Gewohnheiten, als fremde Waaren, kennen zu lernen. — Der Handwerker eines Landes weiß von den Handwerkern andrer Länder nur, was wandernde Gesellen ihm mittheilen: der Tagelöhner und der eigentliche Pöbel weiß gar nichts von seines Gleichen in der Fremde, Diese Classen haben oft, unter dem nächsten Nachbarn, die gröb-

gefallen will: so hat dieselbe bey den Nationen, wo diese Neuerungen einheimisch sind, nur die letzte Leidenschaft allein zu ihrer Stütze.

Wenn die alten Völker das, was Mode heißt, weniger gekannt haben; wenn die Asiaten sie noch nicht kennen: so liegt die Ursache darin, daß weder im Alterthum, noch je in Asien, — daß überhaupt zu keiner Zeit und in keinem Welttheile, ein System so vieler, so gesitteter und so genau mit einander verbundner Staaten existirt hat, als in den letzten Jahrhunderten in Europa. So wie die öftere Mittheilung der Gedanken, und unter einer größern Anzahl von Menschen einen schleunigern Fortgang der Meynungen hervorbringt: so entstehn auch desto mehr Abwechselungen in Sitten und Sachen des Geschmacks, in einem je größern Bezirke sich die Menschen einander zum Muster dienen.

Ein drittes Gesetz, welches man, für die Revolutionen der menschlichen Dinge überhaupt, von den Moden abstrahiren kann, ist, daß es in diesen, wie im Laufe der Gestirne, Perioden giebt, wo die Veränderlichkeit derselben stille zu stehn scheint, und andre, wo sie mit beschleunigter Geschwindigkeit forteilt. Zuweilen erhalten sich gewisse Moden lange: andre gehn schnell vorüber.

Die

Die Erfindungen in den Moden sind denen in den Künsten und Wissenschaften ähnlich. Die Genies zu denselben werden nicht zu allen Zeiten in gleicher Anzahl geboren. — Aber das ist noch nicht alles. Zuweilen sind die Wissenschaften bis zu einem gewissen Schlußpunct gebracht worden, wo sie gleichsam ruhen müssen. Man hat nämlich entweder die Aufgaben, welche seit geraumer Zeit die Welt beschäftigten, aufgelöset; man hat gefunden, was man suchte: und ehe man wieder neue Fortschritte thun kann, müssen erst wieder neue Fragen aufgeworfen, neue Beobachtungen gesammelt werden. Oder eine Reihe kleiner Erfindungen hat sich endlich mit einer großen, welche das Resultat von allen ist, geendigt; die Frucht ist aus ihrem Keime nach und nach hervorgewachsen. Aber nun gehört Zeit und eine Reihe neuer Vorbereitungen dazu, ehe ein neuer Keim sich entwickelt, — ehe eben so merkwürdige neue Aufschlüsse können gefunden werden. Auf eben die Weise gelangen die Moden in Sitten und Kleidungen der Menschen, mitten durch ihre Abwechselungen hindurch, zuweilen auf einen fixen Punct. Man erkennt nämlich, daß die Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit der Sache, nach welcher man bey den mehrmahligen Abänderungen derselben strebte, ohne sie finden zu können, wirklich durch die letztre Neue-

rung etwas gewonnen habe. Man ist vielleicht auf eine Kleidung, auf eine Form des Hausgeräthes, auf eine Auszierung der Wohnung, eine Anordnung der geselligen Tafel gerathen, die bequem und schön zugleich ist. Bey solchen Moden ruht, so zu sagen, der veränderliche Genius derselben ein wenig aus, — froh, in seinen zufälligen Würfen etwas wirklich schönes und dem Zwecke gemäßes getroffen zu haben. Es muß einige Zeit vorbeygehn, ehe man über die neue, allgemein gebilligte Tracht oder Gewohnheit so sehr von neuem raffinirt, um Mängel an ihr zu entdecken, oder ehe man des Guten und des Bequemen selbst überdrüssig wird, und anfängt, nur nach einer Veränderung zu verlangen, wenn es auch eine Verschlimmerung seyn sollte.

Die Geschichte der Mode lehrt uns viertens, welchen Gang Neuerungen nehmen, wenn sie in einer Gesellschaft Eingang finden und das Alte verdrängen. Das erste ist, daß sie Aufsehn machen und Widerspruch erregen. Einem großen Theile der Menschen ist das Fremde, das Ungewohnte, an und für sich zuwider. Ein andrer mißbilligt die Eitelkeit, die unter immer veränderten Gestalten von neuen die Augen auf sich ziehn will. Ein dritter hat sich in die alte Mode so hineingeformt, und findet sie seinen besondern Bedürfnissen und Eigen-

heiten so angemessen, daß er sie sich, als ein Stück der ihm nothwendig gewordnen Bequemlichkeiten, nicht will rauben lassen. — Diese Oppositionsparthey ist anfangs die zahlreichere: und die gesetztesten, vernünftigsten Leute gehören gemeiniglich zu derselben. Zwar ist es zuweilen auch bey diesen bloßes Vorurtheil, wodurch ihre Mißbilligung veranlasset wird; aber dieses Vorurtheil selbst steht mit der Vernunft in Verbindung. Der Weise nämlich wünscht Einförmigkeit und Beständigkeit in Kleinigkeiten, um seine Aufmerksamkeit ganz auf das Wichtigere beysammen haben zu können. In Gewohnheiten, die er sich einmahl zu eigen gemacht hat, läßt er sich nicht gerne stören, weil eine neue anzunehmen, ihm immer wieder einige Zeit und Mühe kostet.

Indessen eben diese Widersetzlichkeit, welche die Neuerung bey dem größern Haufen findet, verbunden mit dem Beyfalle, den sie bey dem kleinern und eitlern erhält, setzt die Gemüther in die Bewegung, wodurch sie zu einer Aenderung vorbereitet werden. Die Sache wird debattirt: viele berathschlagen sich darüber mit sich selbst und mit andern; und die noch nichts von ihr wußten, lernen sie zuerst durch den lauten Tadel ihrer Gegner kennen. Nun dürfen nur die, welche die Mode zuerst

aufbrächten, standhaft bey derselben bleiben, — voraussetzt, daß sie durch ihren Rang oder aus andern Ursachen im Ansehn stehn, — oder das Neue mag etwas gefälliges und angenehmes haben, welches nach und nach die Vorurtheile besiegt: so wird sie am Ende um desto schneller um sich greifen, je mehr sie im Anfange angefochten wurde.

Es geht mit andern Sachen, die zur öffentlichen Beurtheilung und Nachahmung ausgestellt sind, vollkommen auf gleiche Weise. Ich will die Werke der Gelehrten zum Beyspiele anführen: Diejenigen, welche keinen Streit erregen, welche keine Gegner und Tadler finden, — diese sind es nicht, welche ein großes Glück machen. Allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken ist Streit und Zwistigkeit nöthig. Das kann erst von vielen gebilligt werden, was von vielen ist untersucht worden: und zur Untersuchung reitzt nichts mehr, als der Widerspruch, oder der Aufruhr, welchen ein Werk, oder eine Handlung des Menschen im Publicum erregt.

Ich setze noch eine vierte Analogie zwischen der Abwechselung der Moden, und den Fortschritten der Politik, der Wissenschaften, und der Sitten hinzu.

In Meinungen, die keiner Demonstration und keiner sinnlichen Evidenz fähig sind, — und in

Sitten, die keinen unwandelbaren Grund und keinen absoluten Maßstab des Guten in unsrer Natur haben, werden immer Verschiedenheiten unter den Menschen entstehn. Diese Verschiedenheiten werden Partheyen erregen: und diese Partheyen werden, nachdem der Gegenstand wichtig ist, oder nachdem die Leidenschaften einer Nation finstrer oder fröhlicher sind, sich entweder hassen, oder sich über einander lustig machen. In der Religion, in der Philosophie, in der Politik, in den moralischen Grundsätzen, — endlich in den Moden, haben sich die Menschen immer in Factionen getheilt, die mit Waffen der einen oder der andern Art gegen einander zu Felde gezogen sind. Die Folgen davon sind, wenn nicht allemahl verderblich, doch unangenehm, und den Genuß des Lebens und der geselligen Freuden zu vermindern fähig.

Indeß sehen wir auch hier einen Fortschritt zum Bessern: und er ist eben aus der Vervielfältigung der Partheyen, und aus der ungebundnern Freyheit, mit welcher man vom Gewöhnlichen abweicht, entstanden.

So lange man noch wenige theologische und philosophische Meinungen kannte, und jeder über der seinigen, als der einzigen hielt, wobey Rechts

schaffenheit und Glückseligkeit bestehen könnte: so lange war diese Verschiedenheit eine Quelle von Verfolgungen und bürgerlichen Kriegen. Nachdem man alles versucht, alle Arten von Meinungen, auch die ungereimtesten und die kühnsten behauptet, geprüft, wiederlegt, und von neuem hervorgesucht hat: — hat man einzusehen angefangen, daß in dunkeln und speculativen Materien, gleich vernünftige und gut denkende Leute, sehr weit von einander abgehn; — und daß mit allen Systemen ein ehrliches Herz und tugendhafte Gesinnungen bestehn können. Seitdem bringt diese Uneinigkeit der Menschen weniger Haß, und also weniger Unheil hervor.

Auf gleiche Weise, wenn in einer Nation das gesellige Leben gleichsam aufzukeimen anfängt, und die Menschen zuerst auf Kleidung, Putz, Stellungen und Formeln der Höflichkeit, und alles was zum Wohlstande gehört, aufmerksam werden; so ist anfangs die Herrschaft der Gewohnheit sehr tyrannisch. Weil man noch wenig Verschiedenheiten in diesen Dingen kennt, wenig Abänderungen erlebt hat: so scheint das, was einmal in Absicht derselben eingeführt ist, so gut, als nothwendig zu seyn. Und es ist eine Folge hiervon, daß, wer diese für so heilig gehaltne Regeln des

Wohlstandes nicht kennt, oder übertritt, für einen verächtlichen, oder für einen hassenswürdigen Menschen gehalten wird. Diesen Zwang, diese Pünctlichkeit des Wohlstandes finden wir in den frühern Perioden der Cultur bey allen Nationen, selbst bey der, von welcher wir die Regeln des guten Geschmacks bekommen haben, den Griechen. In Lucians Werken kömmt ein Aufsatz vor, ich weiß nicht, ob von ihm, oder von einem seiner Zeitgenossen, — denn im Vortrage und Styl scheint er jenes Autors nicht würdig, — wo der Verfasser sich gegen den, an welchen die Schrift gerichtet ist, mit den ausgesuchtesten Gründen darüber entschuldiget, daß er bey einem Morgenbesuche seinen Gönner nicht mit dem rechten Worte begrüßt hatte *). Eben deswegen, weil die Sineser in ihrer Cultur, auf dem Puncte, wo das Cerimoniell des Umgangs sich ausbildet, aber noch steif und unnatürlich ist, stehn geblieben sind, haben sie so verwickelte Gesetze des Wohlstandes, und beobachten dieselben mit einer größern Genauigkeit, als die wesentlichsten Pflichten der Moral. Noch jetzt

*) Er hatte υγιαίνειν für χαίρειν gebraucht.

werden wir in allen kleinen Orten, in allen abgelegnen Provinzen, — allenthalben, wo die Geselligkeit schwach, der Umgang eingeschränkt ist, und die Einwohner gegen andre ihrer Zeitgenossen zurück sind, gewähr, daß daselbst ein gegen die eingeführten Wohlstandsregeln begängner Fehler weit härter geahndet, und um nicht von dem Ueblichen abzuweichen, eine weit größere Behutsamkeit angewandt wird, als in den feinsten Gesellschaften der Hauptstädte. In diesen, die gleichsam die Mittelpuncte der großen Geselligkeit sind, läuft das Rad der Moden und Gebräuche weit schneller um. Der Veränderungen, welche man hier einander folgen und sich verdrängen gesehen, — der Versuche, die man zu Verfeinerungen oder zu Abwechselungen in Sachen des Geschmacks gemacht hat, sind schon so viele gewesen; man ist so oft von dem Natürlichen ins Gezwungne gerathen, und von dem Künstlichern wieder zu dem Natürlichen zurückgekommen: daß man endlich gegen alle Moden, Manieren, Kleidungen, und gegen alles, was keine wesentliche Schönheit oder Schicklichkeit in sich hat, gleichgültiger geworden ist. Aus allen versuchten und wieder verlassenen Thorheiten ist, — so wie in dem vorhergehenden Falle aus der Men=

ge vertheidigter und vergessener Irrthümer, zuletzt, — zwar nicht allgemeine Uebereinstimmung, — aber allgemeine Toleranz entstanden.

Diese Toleranz beruht darauf, daß man in Beurtheilung der Menschen und ihrer Handlungen das Wesentliche vom Willkührlichen, und die Sachen von ihren Zeichen unterscheiden lernt. Man sieht mit der Länge der Zeit, durch die Vergleichung der sich häufenden Erfahrungen ein: im geschäftigen Leben sey Klugheit und Rechtschaffenheit, — im geselligen ein gebildeter Verstand und Menschenfreundlichkeit das wahre und einzige Nothwendige. Zwar müssen sich diese Eigenschaften durch gewisse äußre Formen, in Worten, Geberden und Handlungen ausdrücken. Diese Formen müssen schicklich und verständlich seyn, als Zeichen; sie müssen nicht mißfällig und unanständig seyn, insofern sie als körperliche Bewegung in die Sinne fallen: jenes, weil man sonst aus ihnen auf das Innere nicht richtig schließen kann; dieses, weil sonst der Eindruck der geistigen Schönheit, durch den sinnlich unangenehmen Anblick verdunkelt wird. Uebrigens sind sie den Sprachen ähnlich, bey welchen vieles willkührlich ist. Je mehr Umgang jemand mit der Welt gehabt hat, desto leichter wird er diese Sprachen lernen, desto geschwinder wird er sich an eine

ihm fremde Bezeichnung sittlicher Gedanken und Gesinnungen gewöhnen. Dies macht dann am Ende den Mann vom feinsten Wohlstande und der vollkommensten Höflichkeit, wenn, mit dem Besitze jener wesentlichen Gesellschaftstugenden, und der Fertigkeit, sie auf die anmuthigste Weise an den Tag zu legen, zugleich Nachsicht gegen andre, und die Bereitwilligkeit verbunden ist, ihren Reden und Handlungen die vortheilhafteste Auslegung zu geben.

Ich habe oben gesagt, daß der letzte Zweig der Moden, das Uebliche des Wohlstandes und der Höflichkeit, eine Art von Sprache sey, mit welcher wir andern die günstigen Urtheile, die wir über sie fällen, die freundschaftlichen oder die ehrerbiethigen Gesinnungen, die wir gegen sie hegen, anzeigen. Diese Aehnlichkeit zwischen dem conventionellen Wohlstande und der Sprache, welche in Ansehung des Wesens und des Begriffs von beyden unläugbar ist, erstreckt sich auch auf ihre Geschichte, und die Abwechselungen, welche beyde unter den Menschen erfahren haben.

Diese besondre Analogie verdient noch mit ein paar Worten entwickelt, und der vorhergehenden allgemeinern zwischen Moden und menschlichen Angelegenheiten überhaupt beygefügt zu werden.

1. Die Sprachen sind von der Willkühr der Menschen abhängiger in ihrem Ursprunge, als die Formen und Regeln des Wohlstandes: aber sie sind weniger durch die Willkühr der Menschen veränderlich, als diese, wenn sie einmahl eingeführt sind.

Das Willkührliche der Sprachen kömmt daher, daß zwischen den Tönen und den Gedanken kein nothwendiger Zusammenhang ist, — daß dieselbe Idee durch verschiedene Laute gleich gut ausgedrückt werden kann, sobald nur diese Verabredung erst allen bekannt ist, die mit einander reden wollen.

Im Ceremoniell des Wohlstandes ist das Band zwischen Zeichen und Bezeichnetem an sich natürlicher und genauer, oder schon durch vorhergehende Conventionen festgeknüpft. Insofern es eine Art von Pantomime enthält, und das, was wir anzeigen wollen, durch Mienen, Stellungen und Bewegungen ausdrückt: so ist es durch die Natur des menschlichen Körpers, oder durch die Ausbildung, die derselbe von Erziehung und Lebensart, in jeder Nation, zu jeder Zeit empfängt, weit mehr bestimmt, als die Sprache es durch die Natur der Redewerkzeuge ist. Der Mensch kann über seine Zunge mehr gebiethen, als über die gesamten Glieder seines Körpers: er wird durch die Natur weit unwillkührlicher und unwiderstehlicher angetrieben, sich bey einer

solchen Gemüthsstimmung, bey solchen Leidenschaften so und so zu geberden, als gewisse Töne auszusprechen, wenn er diese und keine andre Vorstellungen hat. — Insofern der Wohlstand selbst den Wortausdruck zu Hülfe nimmt, (und die Regulirung des letztern macht bey allen gesitteten Völkern den größten Theil von dem Gesetzbuche des erstern aus): insofern ist er auf die schon eingeführte Sprache gebaut, und muß, da er nichts in ihr zu ändern vermag, ihre Regeln und Formen den seinigen zum Grunde legen. — Man sieht daher auch, daß Vollkommenheit der Sprache, und Vollkommenheit des üblichen Wohlstandes bey Nationen ungefähr gleichen Schritt hält. Diejenige Nation, welche überhaupt den Ausdruck ihrer Gedanken mehr aufs Reine gebracht, und ihrer Sprache mehr Deutlichkeit, Präcision und Entwickelung gegeben hat, ist auch im Stande, den Ausdruck ihrer geselligen Gesinnungen, und die Bezeichnung ihrer geselligen Verhältnisse, ausführlicher, bestimmter, und anmuthiger zu machen.

Der Erfinder der Sprachen, (wenn es erlaubt ist, den allmählichen Beytrag vieler Generationen, und unzähliger Menschen, in der Idee zu vereinigen und einem erdichteten Individuum zuzuschreiben,) der Erfinder der Sprache konnte schaffen,

hervorbringen: der Erfinder der Wohlstandssprache konnte nur wählen. Jener suchte die erste Vereinigung unter den Menschen zu stiften, indem er sie zur Uebereinstimmung über gewisse Zeichen brachte, die noch niemand kannte, und durch welche Alle einander ihre Gedanken mittheilen sollten. Dieser nutzte nur die schon geschlossenen Verabredungen, zu einem bestimmtern Zwecke, wandte nur die schon allen verständlichen und von allen angenommenen Zeichen, in einer neuen Combination, zum Ausdrucke der Freundlichkeit, der bürgerlichen Achtung, oder der Ehrerbiethung gegen andre an.

Aber wie verhalten sich nun beyde Sachen im Fortgange der Zeit?

Wenn die willkührlichen Töne und Formen der Sprache einmahl Eingang gefunden haben, allgemein verständlich, und jeder Zunge geläufig geworden sind: dann macht es diese Willkührlichkeit selbst, verbunden mit der großen Menge dieser Zeichen, und der Unentbehrlichkeit eines gemeinschaftlichen Mittels sich einander verständlich zu machen, daß die Menschen nicht ohne die größte Noth, und nicht anders, als mit vieler Schwierigkeit, etwas in ihren Sprachen abändern können. Eben weil sich niemand aus den Tönen an und für sich erklären kann, welche Idee damit verbunden sey: muß die

einmahl geschloßne Convention unveränderlich bleiben, wenn nicht das Verstehen aufhören, oder sehr erschwert werden soll. Selbst Verbesserungen in der Wahl der Zeichen, wenn sie nicht außerordentlich wichtig sind, ersetzen den Schaden nicht, den jede Neuerung in der Sprache in Absicht ihrer Verständlichkeit thut.

Hingegen die Formen sowohl, als die Formeln der Höflichkeit, sind entweder natürliche, oder es sind schon zuvor bekannte Zeichen. Es kostet also weniger Schwierigkeit, und es zieht weniger Unbequemlichkeit nach sich, etwas in denselben zu ändern. Und da sie nicht bloß dazu bestimmt sind, uns andern verständlich, sondern auch dazu, uns ihnen angenehm zu machen; der fixe Punkt aber, wo in einer Zeichensprache der Endzweck der Schönheit und des Gefallens erreicht ist, sich nicht so bestimmt angeben läßt, als der, wo die Absicht der Deutlichkeit erfüllt ist: so liegt es in der Natur und der Abzweckung des conventionellen Wohlstandes, daß er mehr Abänderungen durch Zufall leidet, mehrere absichtliche Reformen erfährt, als die ihrem Ursprunge nach willkührlichere Sprache.

Zu jenem Wohlstande gehört zuförderst eine gewisse Geberdensprache. Diese hat das Eigenthüm-

liche, daß sie von der Cultur, in dem Maße, als solche zunimmt, und theils den Körper durch künstlichere Uebungen ausarbeitet, theils den Geist über dasjenige belehrt, was in Figur, Stellung und Bewegung schicklich und schön ist, schnell und sehr merklich veredelt wird, da hingegen die Töne der Wortsprache durch jene Fortschritte nur langsam und wenig verändert werden. Der gemeinste und der am besten erzogene Mensch reden einerley Sprache, und bedienen sich zur Bezeichnung ihrer einfachen Ideen derselben Ausdrücke; aber wie erstaunlich verschieden sind ihre Pantomimen und ihre Gesticulationen. — Was die sogenannten Complimente betrifft, welche als der zweyte Bestandtheil der Höflichkeitsmoden anzusehen sind: so machen sie einen eigenen Zweig der Beredsamkeit, d. h. der Kunst aus, sich der Sprache aufs zweckmäßigste, zur Darstellung der Ideen oder Gesinnungen, die man mittheilen will, zu bedienen. Wie nun der Styl eines Volks, und seine Redekunst überhaupt, sich ausnehmend ändern, und um sehr vieles verbessern kann, indeß seine Sprache in ihren Grundzügen dieselbe bleibt, so wird auch der Styl und der Geschmack, welcher in den Formularen seines Wohlstandes herrscht, an allen Revolutionen in Geist und Sitten, weit mehr als die Sprache, Theil nehmen.

Die Erfahrung und Geschichte bestätigt auch hierüber, was uns die Natur der Sache vermuthen ließ. Mehrere Nationen haben ihre alte Muttersprache, aus der Periode der Barbarey in die der wissenschaftlichen Cultur mit hinübergebracht: aber keine hat ihre Sitten und ihren Wohlstand bey dieser Revolution unverändert behalten. Die Verbindung mit gebildetern und gelehrtern Völkern, und die Annahme ihrer Künste und Wissenschaften, hat immer die Moden und gesellschaftlichen Gewohnheiten dieser Völker bey der zuvor rohen Nation eingeführt, aber nicht deswegen deren Sprache zur Nationalsprache der letztern gemacht.

2) Jede Sprache hat einen gewissen bleibenden Fond, der in vielen Jahrhunderten sie immer als dieselbe Sprache kenntlich macht. Die Veränderungen betreffen nicht die Wurzelwörter; — (neue zu erfinden, ist fast unmöglich,) — sondern nur Beugungen, Ableitungen, Zusammensetzungen der alten. Auf gleiche Weise ist wenigstens in Europa seit mehrern Jahrhunderten etwas, welches unsre Sitten und Moden, als das Wesentliche in derselben auszeichnet, und daher auch in ihnen unveränderlich ist. Die Abwechselungen spielen nur, so zu sagen, wie aufgetragne Farbe auf einem einfärbigen Grunde, und betreffen nur Zufälligkeiten.

3) Auch

8.) Auch in den Sprachen, wie in den Moden, kommen die meisten Veränderungen von dem Umgange und der Vermischung mehrerer Nationen mit einander her.

Gemeiniglich sind es ausländische Wörter oder Redensarten, durch deren Aufnahme oder Nachbildung die Neuerungen in der vaterländischen Sprache geschehn. Einige solcher Neuerungen sind nothwendig, wenn mit einer bisher uns unbekannten Sache, zugleich das Wort für dieselbe, aus der Fremde uns zugeführt wird. Andre sind nützlich, wenn dadurch Begriffe, die wir zuvor schon hatten, deutlicher, genauer abgetheilt, und zur Anwendung in den Wissenschaften, oder zum Gebrauch in der Poesie geschickter werden. Noch andre sind überflüssig und affectirt, wenn neue Namen für alte längst bezeichnete Sachen die alten verdrängen, ohne etwas besseres an ihre Stelle zu setzen.

Die Neuerungen der Mode sind, in Absicht ihres Ursprungs und ihres Werths, eben so unterschieden. — Neue Verrichtungen erfordern neue Werkzeuge; und neue Bedürfnisse erfordern neue Vorkehrungen, ihnen abzuhelfen. Es ist der Gang der Natur, daß beyde zusammen von Nachbar zu Nachbar übergehn, wenn einmal die Staaten unter einander in Verbindung stehn. Aber der

Vorzug, den die Menschen dem Neüen und dem Fremden geben, dehnt die Nachahmung des Ausländischen auch oft auf diejenigen Dinge aus, in welchen wir schon alles eben so gut wissen, als die Ausländer, und die vorgesetzte Absicht, so gut als sie erreicht haben. Und, so wie oft ein ausdrückendes vaterländisches Wort verloren geht, oder unedel wird, indem wir eine ausländische nicht so bedeutungsvolle Redensart aufnehmen: so kömmt auch oft ein Nationalgebrauch, selbst manches Kleidungsstück und manches Hausgeräth aus der Mode, wovon der Nutzen augenscheinlich war; indeß die schlechtere Sitte oder Mode des fremden Landes Beyfall findet, und herrschend wird.

4. So wie sich endlich diejenigen Sprachen am geschwindesten verfeinern, die mit den schon cultivirten die größte Aehnlichkeit haben, weil sie ohne Zwang das meiste von diesen annehmen können: so werden auch diejenigen Nationen an gutem Geschmack, Bequemlichkeiten und feinen Sitten am schnellsten fortgehn, deren eigenthümliche Gewohnheiten und Trachten am wenigsten von denen der Nationen abweichen, welche früher gesittet geworden sind.

Die Sprachen, welche, wie die Italiänische und Französische, aus dem Lateinischen abstammen,

haben, in Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände, lange Zeit einen unstreitigen Vorzug vor den barbarischen Stammsprachen gehabt, worunter die Deutsche gehört: weil sie für die von dem Genie und der Philosophie der Römer und Griechen gemachten Erfindungen, Unterscheidungen und Abstractionen weit eher Wörter in ihrem eignen Vorrathe auffanden, oder die Römischen ohne Uebelstand aufnehmen und nachbilden konnten.

Eben dieser Vortheil, — die Möglichkeit einer ungezwungenen Nachahmung, — erstreckt sich über alle christlich Europäischen Völker, nachdem unter ihnen einige die Lehrmeister und Muster der übrigen geworden sind. Warum haben die Türken, die so lange unter uns wohnen, und in so mannichfaltigem Verkehr mit uns stehn, doch noch so wenig an der Ausbildung ihrer Geistes und ihrer Sitten durch uns gewonnen? Warum haben sich die rauhen nordischen Völker durch die südlichen verfeinern lassen; so daß Italiänische Philosophie ihren Weg nach Kopenhagen, Stockholm und Petersburg gefunden hat: indeß jenes Volk, welches in dem glücklichsten, der Cultur der Künste und der Verschönerung des menschlichen Lebens günstigsten Klima wohnet, fast in seiner ersten Rohheit und Unwissenheit geblieben ist? Die Ur-

sache ist wahrscheinlich keine andre, als daß zwischen jenen Europäischen Nationen, auch selbst in ihrem uncultivirten Zustande, eine größre Aehnlichkeit vorhanden war.

Erstlich sind sie alle von einerley Religion, oder stimmen doch in Grundsätzen und Sitten, so weit sie von der Religion gebildet werden, mehr überein, als irgendwo die Einwohner eines gleich großen Erdstrichs übereingestimmt haben. Zum andern sind die meisten derselben Deutschen Ursprungs. — Zwar ist auch der Sklavonische Völkerstamm, — eine zweyte in Europa weit ausgebreitete Menschenrace, — hier zu einem beträchtlichen Grade von Cultur gelangt. Aber er hat sich auch, in dem einen Europäischen Lande, den Menschen vom Deutschen Stamme unterworfen, in einem andern sich mit ihnen zu einem Staatskörper vereinigt, in einem dritten zahlreiche Colonien derselben unter sich aufgenommen. Vielleicht war er überdies, selbst in seinem ursprünglichen Zustande, den Celtischen Völkern nicht so unähnlich, als jene Hunnen. Und endlich hat er, in der That, in dem größern Abstande seiner vormahligen Gewohnheiten von denen der übrigen Europäer, ein solches Hinderniß seiner absichtlich vorgenommenen Reformen gefunden, daß Sittlichkeit, Industrie und Kunst

bey ihm noch nicht so weit in die untern Volksclassen hat eindringen können, als dies bey den Nationen Deutschen Ursprungs geschehen ist. Was diese letztern betrifft: so fand sich zwar, in den mittlern Zeiten, ein großer Abstand, in Cultur, Moden und Sitten, zwischen denjenigen Deutschen Stämmen, die in den Römischen Provinzen neue Reiche errichtet hatten, und denen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren. Der zum Franzosen gewordne Franke, der in den Italiäner verwandelte Longobarde oder Gothe, lief dem Deutschen, Normannen, Schweden, in allem, was zum Anstande, zur Bequemlichkeit und zur Kunst gehört, weit zuvor. Aber ganz verleugnete jener es nie, mit diesem aus gleichem Stamme entsprossen zu seyn. Es waren immer gewisse Grundzüge, gewisse erste Anlagen in allen diesen Nationen ähnlich. Es fehlte nichts, als daß die Wege eröffnet wurden, anf welchen die eine die Vorzüge der andern kennen lernen, und eine sich der andern mittheilen konnte: und sogleich kam der zurückgeblibne ältere Bruder dem mehr gebildeten jüngern nach. — Aber eine Nation, die vom äußersten Ende Asiens zu uns gekommen ist, und sich durch Blutvergießen, Raub und Zerstörung unter uns festgesetzt hat; bey der die Unähnlichkeit so durchgängig ist, und so tief in das

Wesentliche des Charakters hineingeht: eine solche Nation hat die Fortschritte ihrer Nachbarn sehn können, ohne weder zur Achtung noch zur Nacheiferung gereizt zu werden. Die Grundlage ist nicht vorhanden, auf welcher sie fortbauen könnte. Und weiter thut die Nachahmung nichts, als daß sie fortbauet. Sie macht nie große Revolutionen: sie setzt nur hier und da etwas zu, oder schneidet etwas übelgestaltetes ab.

Noch ist der moralische Gesichtspunct übrig, unter welchem sich die Moden betrachten lassen.

Erstlich, was ist der Nutzen oder Schaden, den sie und die Leidenschaften, die von ihnen erregt werden, — die häufigen Abwechselungen derselben auf der einen, die Anhänglichkeit an ihre Vorschriften auf der andern Seite, — den Menschen und den Staaten bringen? Zweytens, was ist das pflichtmäßige, oder, welches einerley ist, das vernünftigste Betragen der einzelnen Menschen in Absicht der Moden? Welches ist der National-Charakter, der, in Beziehung auf sie, einem Volke zu wünschen wäre?

Die Antwort auf die erste Frage läßt sich aus folgenden Grundsätzen beurtheilen.

Es ist sicher, daß jeder Mensch so viel vollkommner ist, je mehr er alles, was er thut, nach seinem eignen Urtheile thut. Also, je weiter die Herrschaft der Mode um sich greift: desto mehr schränkt sie das eigne Urtheil des Menschen ein; desto weniger Wahl, Freyheit und Moralität bleibt in seinen Handlungen.

Wenn der Codex der Höflichkeit bey den Sinesern wirklich so weitläuftig, und von so hohem Ansehn ist, als die Reisebeschreiber sagen; wenn er so viele ihrer Schritte und Handlungen, die bey uns einfach und willkührlich sind, bestimmten und zusammengesetzten Formalitäten unterwirft: so ist er gewiß eines der größten Hindernisse, welche diese so zeitig policirte Nation in ihrem Fortgange zur Vollkommenheit aufgehalten haben.

Auf der andern Seite; da es dem Menschen nicht möglich ist, auf viele Dinge zugleich seine Aufmerksamkeit zu richten: so ist es eine Erleichterung für den denkenden Mann, und den, welcher mit wichtigen Dingen zu thun hat, wenn die unwichtigern schon zum voraus bestimmt sind, oder von der Gewohnheit regulirt werden. Er überläßt sich also gerne in gewissen Stücken einer blinden Nachahmung, um in andern desto ungetheilter seinen Verstand und seine Urtheilskraft anwenden zu können.

Moden billigt er also aus eben den Ursachen, aus welchen ihm positive Gesetze überhaupt willkommen sind.

Es ist in der That etwas äußerst seltnes, und es läßt sich auch kaum gedenken, daß sehr vernünftige, d. h. nachdenkende Männer (denn, wie kann die Vernunft sich thätig erweisen, als im Denken?) sehr modisch seyn sollten. Die Gelehrten und die Leute von Genie sind von je her der Vernachlässigung ihres Aeußern, und besonders einer Unbekanntschaft mit den Sitten und Gewohnheiten der Zeit beschuldiget worden. Dies ist auch eine der Ursachen, durch welche sie oft von der Gesellschaft ausgeschlossen worden sind, als welche diese Mängel in Absicht des conventionellen Anständigen oft mehr verachtet, als sie die Vorzüge des Verstandes und der Wissenschaft schätzet.

Es ist ein Hang zu Kleinigkeiten, und eine Aufmerksamkeit auf solche nöthig, wenn man, in Absicht der Stücke, welche unter der wandelbaren Herrschaft der Mode stehn, immer gehörig unterrichtet seyn, und ihre Vorschriften schicklich befolgen soll. Wichtige Geschäfte, ernsthafte Studien entfernen den Menschen immer etwas von den Schauplätzen, wo Luxus und Eitelkeit ihre Muster und ihre neuen Erfindungen aufstellt. Sie

wenden überdies die Aufmerksamkeit des Geistes von denselben ab, indem sie das Gemüth mit Gegenständen und Bestrebungen ganz andrer Art anfüllen. Der Mensch, der die öffentlichen Angelegenheiten, oder seine eigne mit Ernst und Eifer verwaltet, der, welcher die Wissenschaften anbaut oder lehrt, und in irgend einem wichtigen, vom Staate ihm aufgetragnen, oder von seiner Lage ihm angewiesenen Berufe dem Publicum zu nuzzen, arbeitet, behält unter diesen Umständen weder Gelegenheit, noch Muße, noch Unbefangenheit des Gemüths genug, um die Beobachtungen anzustellen, oder den Fleiß anzuwenden, welche der Mann nach der Mode nothwendig braucht, wenn er diesen Titel mit Ehren tragen soll.

Nicht nur das geschäftige Bestreben, die neusten Moden kennen zu lernen, sondern auch die Nachgiebigkeit des Geschmacks, sie immer schön zu finden, kann nur in einem schwachen Geiste statt finden.

Ein jedes selbst denkendes und lebhaft empfindendes Wesen hat seine Eigenheiten, und läßt sich nicht so schnell in seinen Neigungen durch Andrer Billigung oder Beyspiel lenken, — es sey dann in den Gegenständen, welche außer seiner eigentlichen Sphäre liegen, und gegen die es also gleich-

gültiger ist. Aber eine Sache für wichtig halten, und doch in ihr sich ganz nach anderer, nicht nach eignem Urtheile richten; — sich viel und lebhaft damit beschäftigen, und doch immer nur durch die herrschenden Meynungen regiert werden, zeigt Schwäche und Kleinheit an.

Dies gehört demnach unter die übeln Folgen häufig abwechselnder Moden, daß sie die Frivolität und den Leichtsinn nähren; daß sie eine unrichtige Schätzung des Werths der Menschen veranlassen; daß sie oft den Weisen von der Gesellschaft entfernen, und dem Thoren darin ein Ansehn geben.

Wo Kleidung und Sitten einfach, gleichförmig und weniger veränderlich sind: da herrscht sicher unter den Bürgern Ernsthaftigkeit des Charakters, und ein gewisser Geist der Gleichheit; aber auch vielleicht weniger Geselligkeit und weniger Industrie. Was für eine reichhaltige Materie wird dem Gespräche entzogen, wenn niemand über die Moden und über die Etiquette Rath geben kann, oder sich Raths zu erholen braucht. Welcher Reitz fehlt den gesellschaftlichen Zusammenkünften, wo die Eitelkeit in neuem und wohlgewähltem Putze nicht mehr wetteifern kann!

Und wie viel weniger Beschäftigung muß die arbeitende Classe haben, wo die Distinctionen des Ranges und des Reichthums sich mehr durch dauernde Kostbarkeiten, als durch oft erneuerten und veränderten Schmuck zeigen!

Ich habe schon oben noch eine andre schädliche Seite der Moden bemerkt, daß, da die Reichsten gemeiniglich die Mode bestimmen, (weil sie es sind, auf die der große Hause sieht,) die Abänderungen derselben oft keine andre Absicht haben, als neue Mittel zu suchen, Reichthum zu zeigen. Daher die theurern Moden so oft die wohlfeilern, eben so guten, verdrängen. Und dies hat die schlimme Folge, daß sie die Glücksumstände des Mittelstandes immer mehr und mehr zerrütten, und bey einem zu eiteln Volke den Ruin vieler Familien hervorbringen.

Wenn die Moden unverändert bleiben: so kann Reinlichkeit und Sorgfalt den Unterschied zwischen dem alten Kleide oder Hausgeräthe des Unbegüterten, das nur wohl erhalten worden ist, und zwischen dem neuen des Reichen unmerklich oder doch weniger auffallend machen. Aendert sich aber Schnitt und Form der Sachen: so wird es auf den ersten Augenblick sichtbar, welche von ihnen in der gegenwärtigen Zeit verfertigt worden

sind, und welche aus einer ältern herstammen: und der Abstand zwischen dem Reichen, der seinen und seines Hauses Schmuck immer wieder erneuern kann, und dem weniger Vermögenden, der sich mit dem einmahl angeschafften lange Zeit behelfen muß, fällt sogleich ins Auge, als beyde zusammenkommen. Daher wird der Stolz des einen genährt, der andre findet sich gedemüthigt, und die Absonderung zwischen ihnen wird größer. Oder wenn der Aermere der falschen Schaam die Klugheit und die Sparsamkeit aufopfert, und das noch Brauchbare seiner Sachen so oft vertauschen will, als es unmodisch wird: so zieht er sich wirkliche Noth zu, indem er einem Uebel der Einbildung abzuhelfen sucht.

Die Moden, — um diese Betrachtungen unter einfache Gesichtspuncte zusammenzufassen, — sind zu betrachten, entweder insofern sie ein Theil des Luxus, oder insofern sie Producte des Fleißes und der Erfindsamkeit, oder insofern sie Beschäftigungen für die Aufmerksamkeit und Gegenstände der Begierden für die modischen Menschen sind.

In der ersten Beziehung kömmt es hauptsächlich auf die Fragen an, 1) in wiefern bey einer Nation die Veränderlichkeit der Moden selbst den Luxus befördere, und wie viel Schuld die erstre habe, wenn

der letztre seine Gränze überschreitet. 2) ob der Luxus, der mit größern aber seltner zu erneuernden Kostbarkeiten getrieben wird, oder ob der, welcher seinen Glanz und seinen Genuß in der häufigen Abwechselung und Umgestaltung der Zierrathen findet, der bessere sey.

Allerdings wird Prachtliebe von der Mode nicht erst erzeugt: aber sie hat ohne dieselbe weniger Nahrung, — sie bleibt mehr eingeschlossen in den Ständen und Familien, die durch ihre Vorzüge im Staate zu schimmern verbunden sind, und vermöge ihrer ererbten Reichthümer alte Kleinodien besitzen. Da der Mensch, der seine alten, ihm längst bekannten Kostbarkeiten zur Schau ausstellt, selbst keinen Genuß von ihrem Anblicke haben kann, sondern lediglich, wenn ihn etwas dabey freut, durch die Eitelkeit vergnügt wird, andern seine Schätze zu zeigen: so wird der Trieb, dieselben zu vermehren, oder neuen Aufwand in Anschaffung ähnlicher zu machen, wenig erweckt. Auch dem Zuschauer und Bewunderer aus dem größern Haufen werden endlich diese Sachen alltäglich. Er sieht ohne das den Besitz derselben als etwas an, welches gar nicht für ihn gehört: und wenn er nie oder selten Veränderungen darinn bemerkt, so wird auch endlich seine Aufmerksamkeit auf dieselben matt, womit seine Begierde also zu-

gleich wegfällt. Hingegen wenn der Reiche an jeder neuen geschmackvollen, oder für geschmackvoll gehaltnen Form seines Putzes und der sein Haus schmückenden Gegenstände, schon im Anschauen derselben sich selbst vergnügt, indem er sich zugleich dadurch geschmeichelt findet, daß er andern zeigt, wie viel er aufwenden könne: so wirken zwey Triebfedern auf ihn, ihn zu einem immer größern und größern Aufwande zu bewegen. Und damit vermehrt sich zugleich der Reitz für andre, ihn nachzuahmen: — wie dann jeder das, was andre seit undenklicher Zeit besessen haben, weit weniger beneidet, und weniger selbst zu haben wünscht, als das, was sie eben jetzt sich anschaffen.

Aber eben hieraus kann man beurtheilen, welcher Luxus an sich der bessre sey. Der mit Ausstellung unveränderlicher, aber sehr kostbarer Dinge getriebne, ist der Luxus roher Völker und barbarischer Zeitalter. Er befriedigt weder die Sinne, noch beschäftigt er die Einbildungskraft. Gold, Silber und Edelgesteine aufzuhäufen, dazu gehört weder Verstand noch Geschmack; und sie vorzuweisen, kann weder ein angenehmes Gefühl erregen, noch das mindeste zu denken geben. Aber der Luxus, der mit den unaufhörlich sich verändernden Producten des Kunst- und des Handwerksfleißes

getrieben wird, setzt voraus, daß man über seine Gefühle und Bedürfnisse raffinirt habe, und zieht einen wirklichen Genuß neuer Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten nach sich. Er vergnügt das Auge durch schönere Gestalten, oder erquickt es wenigstens durch den Glanz der Neuheit. Er ist nicht nur ein Werk der Kunst, sondern bringt auch Kunstgefühl und die an dasselbe geknüpfte Geistescultur bey denjenigen hervor, für welche er arbeitet. In einem bloß prächtigen, goldreichen Pallaste kann ein ungebildeter, geschmackloser Mensch wohnen. Aber umgeben von allen den fein ausgedachten Bequemlichkeiten, und den mannichfaltig schönen Formen, welche unser modischer Luxus fordert, und immer aufmerksam darauf erhalten durch neue Erfindungen und eine unaufhörliche Veränderung der decorirten Scene, — kann der Reiche unsers Zeitalters nicht ohne alle Bildung des Geistes bleiben, selbst wenn er sich nur dem Genusse des Vergnügens widmet. Es wird nicht ohne Grund von den Großen gesagt, daß sie alle Künste zu wissen scheinen, ohne eine gelernt zu haben. Indem der Kunstfleiß ihnen seine Producte zuerst und in der größten Menge und Abwechselung vorweiset, weil sie sie am besten bezahlen können, bringt er ihnen zugleich Begriffe von unzähligen Dingen bey, die sie zuvor nicht

kannten, und bildet ihren Geschmack durch die mannichfaltigen Vergleichungen, zu denen er sie nöthigt. Nie wird also Eitelkeit und Prachtliebe bey einer Nation, die eine einfache und stets gleichförmige Lebensart, wenige Bedürfnisse und unveränderliche Mittel zu deren Befriedigung, — die, mit einem Worte, keine Moden hat, weder so hoch steigen, noch sich unter alle Stände so weit ausbreiten, — als bey einer, wo der Luxus eben sowohl zusammengesetzter, als durch die Mode abwechselnder ist. Aber nie werden auch jene Leidenschaften der ersten Nation zu ihrer Aufklärung und Bildung so nützlich werden, nie sie zu so vielerley Beschäftigungen des Geistes veranlassen, noch das Fehlerhafte, das in ihrem Wesen liegt, durch gelegentliche gute Folgen so reichlich bey ihr vergüten. Dort trennt der Luxus die Stände, hier vereinigt er sie, indem die niedern bald für den Geschmack der höhern arbeiten und ihn bilden helfen, bald ihn nachahmen. Dort dient die Pracht der Großen, die nie verändert, und selten zur Schau ausgestellt wird, nur ihren Stolz zu unterstützen, und selbst den Despotismus zu befestigen, weil das Volk von der Bewunderung des ihm ganz unbekannten und ihm unerreichbaren Prunks, zur Unterwürfigkeit unter den, welcher

darin

darin erscheint, leicht übergeht. — Hier wird sie ein Zunder für den Ehrgeitz aller Classen, ein Gegenstand der Untersuchung oder der Nacheiferung, — eine Veranlassung zur Arbeïtsamkeit für die eine, zur Kenntniß und zum Geschmack für die andre. — Kurz, wie die Unmäßigkeit im Essen, wenn der Mensch sich mit einer einfachen Speise überfüllt, zugleich unedler, und nach dem Zeugnisse einsichtsvoller Aerzte auch schädlicher ist, als wenn er, durch eine Mannichfaltigkeit von Gerichten und Zurichtungen gereitzt, das Maaß seines Bedürfnisses überschreitet: so hat die Unmäßigkeit im Aufwande auf die äußre Lebensart überhaupt an sich einen rohern und geschmacklosern Charakter, und einen minder vortheilhaften Einfluß durch ihre Folgen, wenn sie das Prächtige bloß in einzelnen wenigen und nie veränderten Kostbarkeiten, als wenn sie es in mannichfaltigen und stets abwechselnden Verschönerungen der täglichen Bedürfnisse sucht.

Hieraus erhellet zugleich, daß unter dem zweyten Gesichtspuncte, — als Producte der Kunst oder der Handarbeit betrachtet, — die Gegenstände der Moden durch ihre Veränderlichkeit selbst der Gesellschaft Nutzen bringen, und den Individuen am wenigsten schädlich werden. Für das bloße Bedürfniß arbeiten nur wenige Hände. Um die wirklich verbrauch-

ten Sachen wiederherzustellen, oder die abgenutzten Bequemlichkeiten zu erneuern: dazu reicht eine viel kleinere Anzahl fleißiger Menschen zu. Aber wenn auch für das bloße Vergnügen des Auges, das nach Salomo sich nimmer satt sieht, und nie lange an demselben Anblick sich ergötzt, erfunden und gearbeitet wird; wenn eine veraltete Form den Kleidungen und dem Hausgeräthe allen Werth in den Augen der Reichen und Modischen benimmt, so tauglich und unversehrt auch der Stoff seyn mag: so kann die industriöse Classe im Staate weit zahlreicher werden; sie kann weit ununterbrochner mit Arbeit beschäftigt seyn; und, welches ein Hauptmoment ist, sie gelangt in ihrem Gewerbe zu einer weit größern Geschicklichkeit. Sich noch weiter in die hiermit gränzenden Untersuchungen einzulassen, — ob diese so große Vervielfältigung und Vertheilung der Handarbeiten auch glückliche Menschen mache, so wie sie viele Menschen ernährt: — dies würde von dem Gegenstande dieser Abhandlung zu weit entfernt liegen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß, was die Bevölkerung vermehrt, und diese Vermehrung fortdauernd erhält, auch der Menschheit überhaupt nicht nachtheilig sey.

Die beyden bisher betrachteten Beziehungen der Moden sind eigentlich politische. Und unter densel-

ben zeigen sie sich von ihrer vortheilhaftesten Seite. Der Gesetzgeber, welcher den Luxus aus seinem Staate nicht gänzlich verbannen kann, wird ihn lieber in mannichfaltige Arten, und unter eine große Anzahl von Gegenständen vertheilt, als ihn auf einige wenige concentrirt, — ihn lieber in immer veränderten Gestalten sich gleichsam erneuern und fortpflanzen, als in einer einzigen unverändert fortdauern sehen. Er wird den Hang zu Dingen, welche die Kunst hervorbringt, und welche nur durch ihre Form und die Fabrication kostbar werden, bey seiner Nation lieber sehen, als die Begierde nach den bloßen kostbaren Naturproducten und Sachen, deren Werth lediglich in ihrem Stoffe liegt, dergleichen Gold, Silber und die edlern Steine sind. Und beyde Wünsche erreicht er leichter, wenn in den Bequemlichkeiten und in der Lebensart bey seinem Volke, die einen immer etwas neues erfinden, und die andern es nachmachen; alle aber einander ähnlich seyn wollen, indeß sie sich zugleich nach Veränderung sehnen: das heißt, wenn es Moden und modische Leute unter ihm giebt.

Aber in dem Verstande und Herzen der einzelnen Menschen, welche von der Mode beherrscht werden, ist die Wirkung derselben zweydeutiger.

Der erste Umstand, der hierbey in Betrachtung kömmt, ist, daß die Mode die Dinge, welche die Begierden reitzen, so erstaunlich vervielfältigt.

Bey jedem Wechsel in den Methoden, oder in den Werkzeugen zu der Befriedigung unsrer Bedürfnisse, werden die letztern immer zugleich erweitert. Durch eben das Raffinement, welches neue Formen des alten Putzes ausfündig macht, kömmt man auch bald auf ganz neue Arten des Schmuckes. Indem wir die Geräthe unsrer Wohnungen und unsrer Tafeln oft erneuern, lernen wir Bequemlichkeiten und Zierrathen beyder Arten kennen, die wir zuvor gar nicht begehrten. Das Gefühl, das beym Alten nach und nach stumpf wird, erwacht und belebt sich wieder bey dem Neuen: und so wird es in der Nation, die stets neue Moden hat, nach und nach immer zarter und weichlicher, — unterscheidet das Angenehme und Unangenehme immer genauer, und fordert immer vielfachere und sorgfältigere Anstalten zu seiner Befriedigung. Die Moden gehen daher immer von dem Einfachern zu dem Künstlichern und Zusammengesetztern fort: und die Menge der Dinge vermehrt sich täglich, welche zu besitzen, oder mit denen sich auszuzieren für den Mann nothwendig wird, der, auch im besten Sinne des Worts, ein Mann nach der Mode seyn will.

Wie sehr werden dadurch die Gegenstände der sinnlichen Begierden vervielfältigt, und wie sehr also auch die Veranlassungen zu allen den unsittlichen Leidenschaften vermehrt, zu welchen jene Begierden Anlaß geben, sobald sie entweder unzeitig, und den Glücksumständen des Menschen nicht angemessen, oder unmäßig sind! Die großen Vorwürfe der Habsucht und des Ehrgeitzes biethen sich nur selten dar. In Zeitaltern, und bey Nationen, wo die Menschen beynahe darauf eingeschränkt sind, sich Ländereyen und Geld, oder Herrschaft zu wünschen, und die in ihrer täglichen Haushaltung Einförmigkeit und Einfalt haben, kann das Gemüth der Menschen zuweilen ruhig werden, und hat, wenn edlere Anlagen der Wißbegierde oder der Tugendliebe in ihm sind, Zwischenzeiten, wo es, von niedrigern Wünschen ungestört, an der Erreichung dieser Endzwecke arbeiten kann. Aber in einer Nation, wo der Luxus der Moden eingeführt, und dieser in alle Theile des einsamen und des geselligen Lebens eingedrungen ist: da ist die Anzahl der Dinge, welche die Begierden der Menschen reitzen, unendlich; und jeder Tag biethet ihnen etwas neues dar, wonach sie entweder mit Heftigkeit streben, oder dessen sie mit Unzufriedenheit entbehren. Bald macht uns ein modisches neues Putzstück, bald ein geschmack-

volleres oder bequemeres Meubel lüstern und unruhig. Der, welcher heute mit der Auszierung seines Hauses, oder mit den Anstalten zu seinen künftigen Gastgebothen eben fertig geworden ist, lernt morgen vielleicht in den Häusern der noch reichern und vornehmern Leute, als er ist, oder in den Magazinen der Manufacturisten und Kaufleute schönere, oder doch neumodischere Modelle von allem dem, was er angeschafft hat, kennen: und nun ist ihm seine ganze Herrlichkeit auf einmahl verleidet. Er muß entweder durch neuen Aufwand die entdeckten Lücken seines Apparats ausfüllen und diese Flecken wegwischen, oder er muß mit Mißvergnügen und einiger Schaam dasjenige behalten und andrer Augen zeigen, was ihm nun weder selbst mehr das gehoffte Vergnügen macht, noch bey andern die erwartete Ehre bringt. Da nun, vermöge des unaufhaltbaren und nie versiegenden Stroms der Mode, dieser Veränderungen kein Ende ist; — da alle diese mannichfaltigen Gegenstände der Begierden unsern Bestrebungen, sie zu erreichen, stets zuvorlaufen, indem die industriösen Menschen vieler Länder schon immer wieder arbeiten, neue Wünsche in uns zu erregen, indeß wir noch beschäftigt sind und Geld aufwenden, um die alten zu befriedigen: wie wäre es dann den Menschen, die in

dieser Atmosphäre leben, und von dem Hange zu modischer Eleganz angesteckt sind, möglich, je ein ganz freyes und unbekümmertes Gemüth zu haben?

Diese Gegenstände der Begierden, welche das modische System der Europäischen Lebensart aufstellt, sind erstaunlich zahlreich: und sie sind zugleich klein. Das ist ein zweyter Umstand. Sie beschäftigen den Geist der Menschen, deren Aufmerksamkeit einmal auf sie gerichtet ist, unaufhörlich, aber nie oder selten sehr stark und lebhaft. Sie entzünden alle Augenblicke kleine Aufwallungen von Begierde oder Unmuth, aber sie erregen selten große Leidenschaften. Sie machen also den Geist zugleich klein, indem sie ihn beunruhigen.

Vielleicht vergüten sie den Schaden, welchen sie thun, indem sie noch größere Uebel verhüten. Vielleicht ist es dieser zusammengesetzte und veränderliche Luxus unsrer Tage, welcher dazu beyträgt, uns andre Tugenden und andre Laster zu geben, als die Alten hatten. Er hat nämlich alle die Wirkungen aufs Gemüth, welche die auf vielerley Gegenstände zerstreute oder von einer Kleinigkeit zur andern übergehende Aufmerksamkeit hervorbringt. Dadurch werden zugleich die Begierden gleichsam

getheilt: und concentrirte, und also sehr gewaltsame und wüthende Leidenschaften kommen seltner zum Vorschein. Auf der andern Seite aber wird das Gemüth auch eben so unfähig, sich den ernsthaftern Angelegenheiten des Berufs oder der Pflicht mit ungetheilter Kraft zu widmen; oder sich von der Herrschaft der Begierden, die der Verfolgung seiner edlern Endzwecke im Wege stehe, ganz los zu machen. Vielleicht giebt es in einer Nation, die mit Kleidung, Ameublement und Equipagen, und endlich mit der Etiquette sehr viel zu thun hat, — wenigere Menschen von einem brennenden Ehrgeitze, oder von einer unauslöschlichen Rachsucht. Aber die ganz uneigennützigen und unbestechlichen Patrioten, die, welche ihr ganzes Leben dem gemeinen Besten aufopfern, und mit ihm allein beschäftigt sind, werden in derselben eben so selten seyn.

Die Mode ist aber nicht nur eine Verführerinn, die in uns beständig neue Begierden entzündet: sie ist auch eine Gesetzgeberinn, die uns vorschreibt, was wir thun oder lassen müssen, wenn wir auf einen gewissen Grad der Achtung in der Gesellschaft Anspruch machen; sie ist eine Richterinn, welche unsern und andrer Werth in unsern Augen entschei-

det. In diesem dritten Gesichtspuncte kann sie den Individuen nicht weniger nachtheilig werden.

Schon ist überhaupt die Pünctlichkeit in Kleinigkeiten, (und das ist der Charakter des modischen Mannes,) etwas, welches den Geist der Menschen erniedrigt und verengt, indeß es sein Leben beschwerlich macht. Die menschlichen Handlungen sollen, von Rechtswegen, durch Pflicht und Gesetze nur in großen Sachen gebunden seyn, wobey es auf Wohl und Weh der Gesellschaft, auf Ausbildung oder Verschlimmerung des Gemüths ankömmt: aber bey kleinen sollen sie frey, und dem auf der Stelle gefällten Urtheile, und der individuellen Willkühr eines jeden überlassen bleiben. Der modische Luxus kehrt es um: er giebt sehr bestimmte Regeln für das Aeußre des Anzugs, für die Anordnung der Zimmer, der Tafel, der Equipagen, für die Art der Bewirthung bey jeder feyerlichen oder fröhlichen Zusammenkunft und — welches das schlimmste ist, — er ändert diese Regeln oft ab, obgleich immer mit gleich strenger Forderung des Gehorsams gegen die, welche eben gelten; aber er macht dafür oft die öffentliche Meynung nur allzu nachsichtig gegen Handlungen, wobey wirkliche Gesetze des Landes oder der Moral übertreten werden.

Eine Sache, welche auf hunderterley Art geschehen kann, nur auf eine einzige Art thun zu müssen; eine, welche vielerley gleich zweckmäßiger Gestalten fähig ist, nur in einer einzigen sehen zu wollen: ist an sich ein Vorurtheil, und ein Eigensinn. Und wer an vielen solchen Vorurtheilen klebt, ist schon dadurch von der richtigen und soliden Denkungsart abgewichen, welche den vernünftigen Mann unterscheidet; hat dadurch schon sein Gemüth überhaupt dem leeren Wahne, der Einbildung und der Laune geöffnet. Aber wenn er nun noch in seinen Gedanken eine besondre Ehre damit verbindet, jene so willkührlich bestimmte Art und Gestalt zu wissen und nachzuahmen; wenn er sich deswegen über andre erhebt, weil er in diesen Puncten besser unterrichtet, und weil er in ihrer Beobachtung genauer ist; wenn er geneigt ist, diejenigen geringer zu schätzen, oder sich von denen zu entfernen, die, unwissender oder gleichgültiger in Absicht der Gesetze der Mode, sie öfter als er übertreten: dann verschlimmert er sowohl seinen Charakter, als seinen Zustand. Indem er sich einen ganz falschen Maßstab des Werths macht, hindert er sich in der Arbeit an seiner eignen Vollkommenheit, und beraubt sich des Genusses und des Vortheils, den ihm die Vollkommenheiten andrer gewähren würden.

Aus dem Triebe der Geselligkeit sind, wie ich oben gesagt habe, die Moden entstanden. Um anderer Menschen willen putzt man sich, nicht für sich selbst. Um der Gesellschaft willen, die man in seine Zimmer führen will, ziert man sie mit kostbaren Meubeln aus. Was soll uns mehr mit andern Menschen verbinden, als unsre Tafel? Nur um ihnen einen angenehmen Anblick, oder uns vor ihnen durch unsre Einrichtung Ehre zu machen, nehmen wir zu ihrer Besetzung so viele Künste zu Hülfe, und sind dabey so genau in Beobachtung aller Gesetze der Mode. — Aber eben diese mannichfaltigen Zierrathen und Vorkehrungen, welche bestimmt waren, das gesellschaftliche Leben angenehmer zu machen, und durch einen neuen Reitz, den sie dem Umgange geben, die Menschen öfter und näher zusammenzubringen, haben, indem sie zu zahlreich, zu künstlich, und besonders zu veränderlich geworden sind, und ein zu gesetzgeberisches Ansehn erworben haben, das gesellschaftliche Leben beschwerlich und mühsam gemacht, den Umgang von seinem wahren Endzwecke, der Austauschung der Ideen, abgelenkt, die Menschen von einander getrennt, und den Saamen zum Neide und zum Stolze, zwey der ungeselligsten Leidenschaften, unter sie ausgestreuet.

Ich bemerke zuerst, daß zwischen den Menschen von verschiedenem Stande und verschiedenem Vermögen dadurch eine größere Scheidewand aufgeführt worden ist. Reichthum und Rang geben dem, welcher sie besitzt, einen entschiedenen Vorzug in allen Artikeln des modischen Luxus: der Rang, insofern er den Menschen den besten und glänzendsten Mustern näher bringt; der Reichthum, insofern er ihn in den Stand setzt, sie nachzuahmen. Der Einfluß hiervon erstreckt sich, so wie der Luxus selbst, auf alle Theile des menschlichen Lebens, und erhält also den Abstand jener Classen beständig sichtbar. Diese Scheidewand, die durch lauter Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die in die Augen fallen, oft Leute von einander trennt, die nach ihren innern und wesentlichen Eigenschaften gemacht waren, Freunde zu seyn, ist ein großes Uebel. Aber es ist dem Luxus nicht allein zuzuschreiben, da der Grund dazu schon in den Verfassungen der bürgerlichen Gesellschaft liegt. Die Hindernisse hingegen, die durch ihn der Umgang auch bey denjenigen Menschen leidet, welche Stand und äußere Verhältnisse mit einander verbunden haben, kommen ganz auf seine Rechnung. Er ist es, welcher die Zurüstungen dazu so weitläuftig und mühsam gemacht hat, daß die Sorge dafür oft das gesellige Vergnügen selbst, wozu sie abzwecken, vernichtet,

und fast immer vermindert. Wie viel hat nicht der gastfreye Mann, welcher modische Leute in seinem Hause bewirthen will, — zu bedenken, zu veranstalten, anzuordnen! — Wie viel hat er nicht bey aller seiner Kenntniß des Ueblichen, und bey seiner angestrengtesten Aufmerksamkeit, von der Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit seiner Bedienten zu befürchten! Aus einem Gegenstande der Lust ist eine Sache der Eitelkeit geworden: und wo Eitelkeit ist, da ist Kummer und Sorge. Unter der Herrschaft der Moden und der Etiquette tritt jeder, wenn er in Gesellschaft erscheint, oder wenn er Gesellschaft zu sich einladet, gleichsam auf einen Schauplatz von Zuschauern auf, deren Beyfall er einerndten will, deren Tadel und Satyren er sich aber zugleich Preiß giebt. Jeder ist mit sich beschäftigt, um nicht Blößen zu geben, oder mit andern, um ihre Blößen auszuspähen. Die Aufmerksamkeit aller wird auf Nebensachen gezogen, und die Hauptsachen im Umgange, das vertrauliche Gespräch, die Mittheilung der Gedanken, die Ergießungen des Herzens, sind oft so gut als vergessen.

Das gilt von dem Modischen in den Sachen, die man um und an sich hat, das gilt von dem Modischen in dem Anstande und dem Betragen, welches einen Theil von uns selbst ausmacht. In der-

jenigen Gesellschaft, die diesen Anstand am feinsten gleichsam ausgearbeitet, und ihn den meisten und den bestimmtesten Regeln unterworfen hat, wird es oft für ein größres Verdienst gehalten, diese Regeln zu wissen, und sie mit Geschicklichkeit und Leichtigkeit beobachten zu können, als einen ausgebildeten Verstand und ein gutes Herz zu haben. Man nennt das erstre, Welt haben. Zwar, wenn diese Conventionen wohl ausgedacht, wenn die Regeln des Ueblichen so geschmackvoll gewählt sind, wie dies in den obersten Classen cultivirter Nationen am ersten zu erwarten steht, so bekömmt allerdings der Mann, dessen Sitten sich nach denselben gebildet haben, dadurch einen gewissen Glanz, der alle seine andern persönlichen Vorzüge ins Licht setzt, und auch, in Ermangelung derselben, an sich noch gefällt. Es ist also die Achtung nicht grundlos, die man jener Eigenschaft bezeigt. Aber die übertriebne Schätzung derselben ist ohne Zweifel ein Hinderniß größerer Tugenden. Indem die adliche Jugend den verdienstvollen Mann, dem es an diesem Firnisse der Weltsitten fehlt, zurückgesetzt, und Andre, dadurch allein, mitten unter dem Genusse aller Arten von Vergnügungen, ohne Wissenschaft und Arbeitsamkeit ihr Glück machen sieht: so wird ihr Hang zur Frivolität genährt; das Motif, welches

sie zu ernsthaften Bemühungen antreiben sollte, wird geschwächt; und die feine, artige, modische Welt wird, eben durch das, was sie in allen diesen Puncten vollkommner macht, in dem, was den wahren Werth des Menschen bestimmt, unvollkommner und schlechter.

Kein Stand aber ist, dem der Hang zum Modischen so sehr schadet, und bey welchem dieser Luxus dem Glücke und der Ruhe der Menschen so gefährlich wird, als der Mittel- oder der gute Bürgerstand.

Die Galanterie, in den Moden sowohl, als in den Sitten, hat ihren eigentlichen Sitz an Höfen und beym Adel: wo ererbter Reichthum und ererbte Würde mit Muße und dem Triebe nach Vergnügen zusammenkommen. Hier kann sie sich am geschmackvollsten ausbilden, weil die vorzüglichsten Muster, die besten Producte der Kunst und des Fleißes dieser Classe von Menschen, die Geld und Ehre zugleich auszutheilen hat, am ersten zugeführt werden, und unter ihr, wegen des allgemeinen und ununterbrochnen Zusammenhangs derselben, geschwinder in Umlauf kommen. Hier kann die Beschäftigung damit weniger Uebel anrichten und weniger Gutes stören, theils weil sie den Großen leichter wird, und ihnen weniger Mühe und

Zeit kostet, theils weil sie dieselben schon völlig müßig, oder nur mit den Angelegenheiten der Haushaltung und der Regierung beschäftigt vorfindet, zwey Gegenstände, wovon der eine viele Unterbrechungen leidet, der andre vielen Umgang mit Menschen erfordert. Der höhere Bürgerstand, welcher jener oberen Classe nahe genug ist, um ihren Staat und Putz sowohl, als ihre Sitten kennen zu lernen, und dessen Eitelkeit immer aufgeregt wird, beyde nachzuahmen, ist doch in einer viel ungünstigern Lage, um in beyden zu einer gleichen Vollkommenheit, mit eben so wenigen Inconveniénzen, zu gelangen.

Er ist auf der einen Seite nicht so leicht im Stande, sich von allem, was modisch und galant, was in jeder Sache die neuste Erfindung und die anständigste Sitte sey, zu unterrichten. Er sieht nicht so gute Muster, sieht sie nicht so beständig, und lernt die Veränderungen, die in den Meinungen der Menschen vom Anstande, oder in den Arbeiten und Producten ihrer Industrie vorgehen, nicht so geschwind kennen. Es sind also gemeiniglich bey seiner Einrichtung Lücken, es sind in seinen Sitten Widersprüche. Die verschiedenen Theile seiner Haushaltung, so wie die Gewohnheiten seiner Etiquette, passen selten vollkommen zu einander.

Seine

Seine und der Seinigen Kleider sind vielleicht prächtig und ausgesucht modern, und seine Wohnung ist gemein und altväterisch ausgeziert: oder seine Zimmer sind glänzend, und sein Tisch ist bürgerlich; oder die Tafel ist mit einem lästigen Ueberflusse besetzt, und die Gäste werden übel bedient. — Gemeiniglich lernt der wohlhabende Bürger die Etiquette und den Luxus der vornehmen Welt erst nach und nach kennen; so wie sein wachsender Reichthum ihn in den Stand setzt, mehr zu kaufen, oder seine zunehmenden Verbindungen ihm Gelegenheit geben, mehr zu sehen. Eben so stufenweise also staffirt er sich und seine Haushaltung aus. Fast immer bleiben daher noch Spuren des ersten Zustandes, von dem er ausgegangen ist, zurück. Das Alte und das Moderne, das Gemeine und das Vornehme mischt sich bey ihm mehr, als bey demjenigen, der schon in einem üppigen und auf modischem Fuße lebenden Hause geboren und erzogen ist. — So sind auch oft die Ausdrücke seiner Politesse. Er ist vielleicht pedantisch genau in Beobachtung gewisser Regeln guter Lebensart, und übersieht andre, oder verbindet zuweilen eine zu demüthige Höflichkeit mit einer falsch angebrachten Würde.

Sobald eine bürgerliche Familie Anspruch darauf macht, genau modisch zu seyn: sobald ist die

größere Schwierigkeit, welche sie hat, dazu zu gelangen, und das öftere Mißlingen der Bemühungen, die sie darauf wendet, für sie eben so wohl eine Quelle von Sorgen und Mißvergnügen, als eine Veranlassung zu Fehltritten. Entweder wird ihr häusliches und gesellschaftliches Vergnügen gestört, indem sie, bey der größten Aufmerksamkeit auf die Beobachtung des Anständigen und des Ueblichen, sich doch alle Augenblicke in Gefahr sieht, dasselbe zu verfehlen: oder, wenn sie allen Rost des Alterthums und des bürgerlichen Wesens von sich abreiben, und sich durchaus und gänzlich modernisiren will, so wird sie zu einem Aufwande genöthigt, und zu Zerstreuungen veranlasset, die ihrem Wohlstande oder der Tugend ihrer Glieder nachtheilig sind.

Denn nun kömmt noch der zweyte Umstand in Betrachtung, der dem bürgerlichen Mittelstande das modische Wesen nachtheilig macht. Der größte Theil dieses Standes hat seine Zeit mit Geschäften besetzt, die Brod bringen sollen. — Er ist nicht dazu bestimmt, bloß seinem Vergnügen nachzugehn: er soll arbeiten, und ist zum Arbeiten gewöhnt. Bleibt er diesem seinem Berufe getreu, so wird seine Galanterie unfehlbar darunter leiden. Es bleibt ihm alsdann nicht Muße genug übrig, auf alle Forderungen der feinen Lebensart zu denken, alle dazu

nöthigen Dinge anzuschaffen, oder sich die dazu nöthigen Fertigkeiten zu erwerben. Ueberdies geben alle bürgerlichen Geschäfte dem Menschen einen gewissen eignen und charakteristischen Geist, und Sitten, die damit zusammenhängen, — die aber von den eigentlich modischen Sitten der feinern und vornehmen Welt abweichen. Mit den Sitten steht hinwiederum der Geschmack in Verbindung: — und so wird der gute und seine Pflicht erfüllende Geschäftsmann, wenn er doch zugleich der Mann nach der Mode seyn will, sich selbst und seine Haushaltung immer mit Unzufriedenheit betrachten. — Geht er aber aus seiner Sphäre gänzlich heraus, um sich in eine höhere zu erheben; entzieht er sich den Geschäften und widmet er sich der Frivolität und dem Luxus, um nur vollkommen artig zu werden: wie oft bereitet er alsdann nicht sein und der Seinigen Verderben vor? Oder, wenn er auch sein Vermögen nicht verschwendet, so bildet er doch selten seinen Geist auch nur so gut aus, als Ueppigkeit und gesellschaftliches Wohlleben die Höfe und die vornehme Welt ausbildet. Der Mittelmann muß zwischen Arbeit und Gesellschaft seine Zeit theilen, oder er muß sich gefallen lassen, auch mit schlechten und sittenlosen Menschen umzugehen. Seine Classe biethet nicht gnug wohlhabende und wohlerzogne Müs-

ßiggänger dar, um einen großen Kreis von eleganter Gesellschaft auszumachen. Will er also immer unter modischen Zerstreuungen leben: so muß er auch die Unbesonnenen, die Verschwender, die Liederlichen seines Standes, oder die der vornehmern Stände, mit in seinen Umgang ziehn. — Und so verschlimmert er sein Inneres, seinen Kopf und sein Herz, indem er sein Aeußeres glänzend machen will.

Die letzte Folge aus der Vervielfältigung modischer Bequemlichkeiten und modischer Zierrathen, und aus der auf den Besitz beyder gerichteten Sinnlichkeit und Eitelkeit der Menschen, ist die Liebe zum Gelde und die Hochschätzung des Reichthums.

Wenn der Wünsche viele sind, die man mit Hülfe des Geldes befriedigen kann; wenn diese oft vorkommen; wenn deren Befriedigung eben so wohl den Weg zur Achtung und zum Ansehn, als den zum sinnlichen Genusse bahnt: so muß man nothwendig nach und nach anfangen, das Geld als das vornehmste Mittel zur Glückseligkeit, und als die solideste Basis der Ehre anzusehen. Jene Bedingung wird durch den Luxus der Moden erfüllt. Für Geld kann man alle die Sachen, welche zu einer eleganten Haushaltung gehören, haben. Mit Gelde, wenn man desselben viel besitzt, kann man sich so gar den Geschmack gewissermaßen erkaufen,

indem man entweder die Künstler und Kenner bezahlt, die uns denselben lehren, — oder indem man so vielmahl seine Einrichtung verändert, und so mannichfaltige Sachen anschafft, bis man durch die immerwährende Vergleichung auch endlich sein Urtheil berichtiget. — Modischer Luxus ist es hauptsächlich, der den Reichthum gleichsam sichtbar macht, und ihn aus den Kästen seines Besitzers vor die Augen des Publicums bringt. Dadurch allein aber kann er zu einem Mittel werden, sich Ansehn zu verschaffen. Die Bewegungsgründe sind also alsdann verdoppelt, welche der Liebe zum Gelde ihren Ursprung geben.

Zwar finden wir, daß auch bey denjenigen Nationen die Geldbegierde statt findet, welche sich nur wenige Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten für ihr Geld zu verschaffen wissen, und weder in ihren Erfindungen noch in ihrem Geschmacke Fortschritte machen. So unverändert das Türkische Costume, so wenig zahlreich ihr Hausgeräthe, so einfach und abwechselungslos ihre ganze Lebensart und häusliche Einrichtung ist: so gehören demohnerachtet Geitz und Gewinnsucht unter die Charakterzüge dieser Nation. Selbst der Tartar, in dessen Gezelte, außer seinem Pferdeschmucke und seinen Waffen, wenig andre Dinge des Be-

dürfnisses oder der Pracht Platz finden, ist deswegen nicht ohne Begierde, Geld zu sammeln: und wenn er es nicht zu brauchen weiß, so vergräbt er es, und ist mit dem bloßen Bewußtseyn eines andern Menschen verborgnen und ihm unnützen Schatzes zufrieden.

Vielleicht verhält sich die Sache so: daß die Begierde nach Eigenthum einer der ältesten und der natürlichsten Triebe des menschlichen Herzens ist, der sich zuerst bloß auf die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Mangel gründet. Dieser Habsucht des rohen uncultivirten Menschen macht die Entdeckung neuer Bedürfnisse gleichsam eine Diversion. Die Begierde wird auf mehrerley Gegenstände gerichtet, und verliert also etwas von ihrer ersten Heftigkeit, die ihr eigen war, da sie nur noch einen einzigen hatte. Auf dem Fortgange der Cultur giebt es einen Zeitpunct, wo die Menschen an Kunst, Schönheit und dem Anständigen Geschmack gewinnen, und doch noch einfach in ihrer Lebensart sind; — wo sie den geselligen Umgang und Reinlichkeit lieben, aber noch die Pracht verschmähen, und ihr Wohlleben aus wenigen Genüssen zusammensetzen. — In dieser glücklichen Periode, welche die Griechen um die Zeit des Sokrates erreicht zu haben scheinen,

ist der Umgang der Menschen mit einander der freyste und traulichste, und der Genuß des geselligen Lebens am reinsten. Die Menschen gesellen sich dann zusammen nach den Aehnlichkeiten, die sich zwischen ihren Charakteren oder den Gegenständen ihrer Wißbegierde finden, nicht nach der Aehnlichkeit ihres Aufwandes, ihrer Moden und ihrer Etiquette. — Der Geist wird unter ihnen, durch Ehrbegierde, Gefühl des Schönen, und gesellige Freuden abgelenkt von dem trocknen und seelenlosen Geschäfte des Geldsparens und Gelderwerbs: und wird doch noch nicht, durch eben diesen Ehrgeitz und eben diese Geselligkeit, wieder auf die Begierde nach Reichthum zurückgeführt. — Dies letztre geschieht am Ende der verschiednen Perioden der Cultur, wenn während derselben sich der Luxus immer mehr vervielfältigt hat, indeß der Geschmack aufs äußerste verfeinert worden ist, nach welchem Verhältnisse dann auch die Moden häufiger abwechseln und ihre Herrschaft auf mehrere Dinge verbreiten. Dann kann man mit andern Menschen nicht anders zum Umgange sich vereinigen, als wenn man in allem Flitter des modernen Putzes gleich ihnen schimmert. Der, welcher seiner Haushaltung diesen Glanz nicht geben kann, hält sich selbst der Ver-

traulichkeit mit denjenigen, welche davon umgeben sind, nicht würdig, oder wird von ihnen zurückgestoßen. Gleichviel eingebildete und erkünstelte Bedürfnisse, und einen gleich großen Vorrath von Hülfsmitteln zu ihrer Befriedigung haben: das ist das Band, welches die Menschen an einander knüpft, und von dem übrigen Haufen absondert. — Diejenige Achtung, welche dem Menschen den Eintritt in die beste Gesellschaft seines Wohnorts verschafft, hängt, unter diesen Umständen, guten Theils von der modischen Eleganz und Artigkeit seines Aeußern und seiner Haushaltung ab. Und da diese nur von dem, welcher den dazu nöthigen Aufwand zu machen im Stande ist, erlangt werden kann, von dem aber, welcher viel darauf wendet, auch leicht erlangt wird: so erwacht nun die Begierde reich zu seyn, von neuem in aller Herzen, selbst in den Herzen derer, welche den gebildetsten Verstand haben, und die Gegenstände geistiger Unterhaltung am besten kennen.

Mit der Begierde nach Eigenthum fangen die Menschen ihre Thätigkeit an; die Begierde nach Gelde scheint unglücklicher Weise eine der letzten Leidenschaften zu seyn, in die sich alle andern auflösen.

Noch ist unter den oben angegebnen Puncten der Untersuchung der letzte zurück, — die Bestimmung der Regeln, welche die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Personen in Absicht der Moden vorschreibt.

Zwar, Nationen in irgend einer Sache, und vornehmlich in dieser, Regeln zu geben, ist vergebliche Mühe. Es ist keine, in welcher die Entscheidung so ganz demokratisch geschähe, und so wenig durch die Vorstellungen einzelner Personen gelenkt werden könnte. In keiner kömmt es so sehr auf die allgemeine Denkungsart, und zwar auf die Denkungsart mehrerer Länder zugleich an. So wie die Moden, durch die Mittheilung der Gewohnheiten und Erfindungen des einen Volks an das andre, entstanden: so richtet sich auch der Geschmack an denselben, und die Leidenschaft, mit welcher sie gesucht werden, nach Gesetzen des Anstandes, in welchen die Meinungen und Gesinnungen dieser mit einander correspondirenden Nationen sich gleichsam vereinigen. Das Gesetzbuch der Mode ist, wie das der Ehre, ein allgemeines Gesetz für ganz Europa: und muß, wenn es Verbesserungen bedarf, in allen Ländern zugleich abgeändert werden. Die Reformen, die man in einem Lande allein zu machen versucht, indeß die andern

dem alten System ergeben bleiben, werden auch in jenem nicht lange bestehn.

Der Moralist kann also nur sagen, welcher Charakter, nach seiner Meinung, einer Nation zu wünschen wäre. Er kann sich das Ideal eines Volks entwerfen, welches zu gleicher Zeit Genie und Erfindungsgabe, mit Einfachheit in den Sitten und Mäßigung in den Begierden besitze, — welches in allem, was wahre Bedürfnisse, und die Werkzeuge zu nützlichen Verrichtungen betrifft, neue und bessre Methoden ohne Unterlaß erdenke, und in dem, was bloßer Putz ist, und nur durch die Kostbarkeit gefällt, die Unveränderlichkeit und die Einfalt liebe; — das Ideal eines Volks, das für seine Bequemlichkeiten, und denjenigen Sinnengenuß, der mit dem Wohlgefallen am Schönen, und mit den moralischen Empfindungen zusammenhängt, sehr große Empfindlichkeit habe, und für beyde viel arbeite, versuche, erfinde; — aber das dem bloßen Eigensinne der Gewohnheit, der Prachtliebe der Eitelkeit, so wenig als möglich einräume, und auf ihre Erfindungen so wie auf ihre Entscheidungen wenig Werth lege. Er kann sich vorstellen, daß diese Nation frey und ungebunden in ihren Sitten, und doch zugleich artig sey, viel wahre Höflichkeit und wenig Etiquette ha-

be; — und das Anständige der äußern Sitten, mehr in dem wahren und warmen Ausdrucke guter Gesinnungen, als in der Beobachtung conventioneller Regeln suche; — daß bey ihr die Sitten und der Luxus der Großen keine solche Unterscheidung verursachten, wodurch der rechtschaffene und verständige Mittelmann von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen würde: — und daß endlich dieser letztre, weder durch den Mangel an modischer Eleganz gedemüthigt, noch durch übelgelingende Versuche, sie zu erlangen, beunruhiget, — mit seiner einfachern Lebensart doch Würde zu verbinden wisse.

Aber was kann er thun, um dieses Ideal realisiren zu helfen? Nichts, als auf sich selbst und die einzelnen Personen zurückzugehn, auf die er durch seine Vorstellungen Einfluß zu haben, hoffen kann, und zu untersuchen, was ihm und seines Gleichen die Pflicht befiehlt und die Klugheit anräth. Nur dadurch verbessert sich das Sittliche der Nationen, indem die Individuen, jedes für sich, das Ziel der Vollkommenheit aufsuchen, und darnach hinstreben.

Die bekannteste, und in der That die nothwendigste Regel für diese, in Absicht der Moden ist, nicht zu langsam und nicht zu schnell den Abwechselungen derselben zu folgen; — weder durch Alter-

thum, noch durch Neuheit, sich in seinem Aeußern auszuzeichnen. Es verräth eben so sehr einen Geist der Kleinigkeiten, ein Verdienst in den Widerstand zu setzen, den man der Einführung unbedeutender Aenderungen, im Ueblichen der Kleidung oder des Betragens thut, als sich mit der schnellen Nachahmung derselben zu brüsten. Ist es Eigensinn oder Nachläßigkeit, welche unsern Putz und unsere Sitten altväterisch macht: so vergiebt dies die Gesellschaft noch weniger, weil sie immer Aufmerksamkeit auf sich, und Nachgiebigkeit gegen ihren Geschmack und ihre Entscheidungen fordert.

Es giebt nach meiner Beobachtung hierin einen dreyfachen Abweg, der von den Vernünftigen gemißbilligt wird.

Der erste ist eine eigensinnige Anhänglichkeit an das Alte. Sie entsteht entweder aus Geschmacklosigkeit, oder aus Unzufriedenheit des Menschen mit seinem Zeitalter, oder aus Geitz, oder endlich aus bloßem Mangel der Aufmerksamkeit. Nachdem die Quelle ist, aus welcher das altmodische Wesen entsteht, nachdem sind auch die Modificationen desselben.

1. Das Neueste in den Moden ist nicht allemahl das Schönste. Aber in einem Zeitalter, das

in der Cultur allgemeine Fortschritte macht, gehn doch viele der Veränderungen, welche durch den allgemeinen Beyfall, den sie erhalten, modisch werden, wirklich vom Schlechtern zum Bessern über. Unsre Kleidung ist in vielen Stücken bequemer geworden, als die unsrer Vorfahren; unsre Meubeln haben sich den reinen und eleganten Formen der Natur, und des Antiken mehr genährt. Mitten unter diese hat die Phantasie und die Neuerungssucht, von Zeit zu Zeit, abentheuerliche, ausschweifende, und unnatürliche Moden gemischt, die aber gemeiniglich unter den übrigen die flüchtigsten sind, und am schnellsten vorübergehn. Der gesetzte Mann von gutem Geschmacke wird mit seinem Zeitalter fortgehn, aber er wird nicht jedem Einfall des Tages gehorchen; er wird, indem er sich nach den Gewohnheiten richtet, doch noch unter ihnen wählen; er wird die nützlichen Neuerungen mit Beyfall annehmen, und durch sein Beyspiel zu verbreiten suchen, die gleichgültigen, wenn sie fortdauern, mitmachen, die abgeschmackten unnachgeahmt vorübergehn lassen, oder wenn sie allgemein geworden sind, sie so weit mäßigen, daß er weder durch sein abstechendes Aeußre andern auffallend werde, noch sich selbst durch die Nachahmung fremder Thorheiten mißfalle.

Der geschmacklose Mensch sieht von allen diesen Verbesserungen nichts, oder er findet wenigstens daran kein so starkes Vergnügen, daß seine Liebe zur Bequemlichkeit, — eine Neigung, die immer für das Alte ist, — dadurch überwunden würde. Er empfindet den Uebelstand nicht, sich von den Personen, mit welchen er zusammenkömmt, auf eine auffallende Weise zu unterscheiden. Diese Art von altväterischen Leuten sind zugleich gemeine Köpfe, ohne Aufklärung, ohne feines Gefühl, — und in ihrer innern Bildung hinter ihrem Zeitalter eben so weit zurück, als in ihrem Costume.

2. Was die Schwäche oder Verkehrtheit der Urtheilskraft bey dieser Classe thut: das thut das Vorurtheil und vorgefaßte Meynung bey der Classe der Unzufriednen. Sie entfernen sich mit Fleiß von den Trachten und Gebräuchen der gegenwärtigen Zeit, weil ihnen nichts von dem, was vorhanden ist, gefällt, und weil sie es einmal für allemal bey sich ausgemacht haben, daß ihre Zeitgenossen Thoren sind. Alte Leute finden sich oft in diesem Falle, und man vergiebt es ihnen am leichtesten. Sie haben so viele Ursachen, die Zeiten ihrer Jugend ihrem jetzigen Zustande vorzuziehn: daß man die kleine Täuschung übersieht, nach welcher sie die

Verschlimmerung, die nur in ihrer eignen Natur vorgegangen ist, in den Dingen und Menschen außer sich suchen. — Ueberdies ist auch der Greis von derjenigen Nachgiebigkeit gegen die Meinungen und den Geschmack andrer, welche man von dem jüngern Manne fordert, losgesprochen. Aber wenn grämliches Wesen und allgemeine Tadelsucht, diesen letztern unmodisch macht: so thut der Fehler des Charakters, welcher sich dadurch offenbaret, dem tadelsüchtigen Sonderlinge in den Augen der Welt weit mehr Schaden, als der Uebelstand seines altfränkischen Aeußern.

Es ist ein Zeichen der Heiterkeit sowohl, als der geselligen Gemüthsart, wenn der Mensch geneigt ist, in der Gesellschaft, worinn er sich befindet, mitzumachen, was die andern ihm vorschlagen, und woran sie Vergnügen finden, wenn es auch seinem eignen Geschmacke nicht vollkommen gemäß ist. Auf gleiche Weise wird der Mensch, der, gutlaunig und gutherzig zu gleicher Zeit, über die Welt, unter welcher er lebt, weder zu zürnen noch zu klagen Ursache hat, sich auch die Gewohnheiten derselben leicht gefallen lassen, und selbst sich mancher ihrer Phantasien, die er nicht billigt, unterwerfen.

3. Entsteht das altfränkische Wesen aus Geitz, welcher den Aufwand nicht machen will, den die

Anschaffung der neuen modischen Sachen erfordert, so hat es wieder einen andern Charakter, der vielleicht nicht so mißfällig, aber verächtlicher ist. Um diesen Ursprung zu erkennen, muß man Stand und Vermögen eines Menschen wissen, und seine ganze übrige Aufführung mit diesem Theile derselben vergleichen können. Der Reiche hat einigermaßen die Verbindlichkeit, den Kunstfleiß zu unterstützen, indem er seine Producte ihm abkauft, — und der Vornehme, welcher die Augen der Welt auf sich zieht, ist auch zu einer größern Sorgfalt verpflichtet, sich nach dem Geschmacke derselben zu richten. Wenn wir in den Häusern der Personen, welche beyde Vortheile vereinigen, von der einen Seite die Spuren von Stolz und Eitelkeit sehen, — von der andern aber, einen altmodischen Geschmack finden: so können wir keck glauben, nicht, daß diese Menschen über die Kleinheit der modischen Galanterie erhaben sind, sondern daß sie von einer noch stärkern Geldliebe, als ihre Eitelkeit ist, beherrscht werden. Der, welcher mit Anstand altmodisch seyn will, muß sich im Ganzen gleichgültiger gegen den Beyfall der Welt zeigen. Der, welcher bey großem Vermögen, die dem Geschmacke des Zeitalters gemäße Auszierung seiner Person und seines Hauses vernachläßiget, muß durch die anderweitige wohl-

thätige

thätige oder nützliche Anwendung seiner Reichthümer, durch wichtige Beschäftigungen, oder durch einen Charakter von großer Würde, diesen Uebelstand gut machen. Derjenige Reiche und Große hingegen, welcher nur ein gewöhnlicher Mensch ist, muß auch durchaus die üblichen Sitten haben, und sich dem allgemeinen Geschmacke, so wie den gewöhnlichen Anforderungen der Gesellschaft, in der er lebt, gemäß bezeigen, wenn er irgend etwas darinn gelten soll. Der, welcher der Welt nicht durch große Arbeiten oder wichtige Dienste nützlich ist, muß wenigstens sein Geld und seinen Fleiß, ihrem Vergnügen und der Beförderung der Industrie, durch einen geschmackvollen Luxus widmen.

4. Es giebt endlich Leute, die sich sonderbar kleiden, und in ihrem Anstande und ihrer häuslichen Einrichtung von allem abweichen, was durch die stillschweigenden Conventionen der Mode unter ihren Zeitgenossen zur Regel geworden ist, — weil sie diese Conventionen gar nicht wissen, — weil sie auf das Aeußere der Menschen, unter denen sie leben, so wenig Achtung geben, daß sie unmöglich das ihrige darnach bilden können. Einige derselben leben von der Welt so entfernt, und sind, durch Unglücksfälle oder aus Wahl,

auf einen so kleinen Kreis von Gesellschaft ein- geschränkt, daß sie weder Gelegenheit haben, die Moden und Sitten der Zeit zu erfahren, noch Ursache finden, es sich Geld oder Mühe kosten zu lassen, um dieselben anzunehmen. Andre sind mit ihrem Geiste auch von den Dingen und Menschen abwesend, von welchen sie umgeben sind: oder werden wenigstens von ihrem sinnlichen Anblicke wenig gerührt. Entweder hat sich irgend ein interessantes Studium ihrer Aufmerksamkeit gänzlich bemächtigt, und sie für jeden Gegenstand, der nicht darauf Beziehung hat, blind und taub gemacht: oder es ist bloße Zerstreuung, welche sie hindert, auf irgend etwas Acht zu geben, — ein Zustand, der immer eine gewisse Schwäche des Geistes verräth. Alle diese Menschen, die nicht wissen, was in dem Gebiethe der Mode Neues vorgegangen ist, bleiben natürlich beym Alten. Und je länger sie leben, und je mehr der Zeitraum anwächst, den sie so abwesend, dem Körper oder dem Geiste nach, von der menschlichen Gesellschaft zubringen: desto weiter wird der Abstand, der sich am Ende desselben zwischen ihrer Tracht, ihrer häuslichen Einrichtung, und ihren Complimenten, und zwischen der in der übrigen Welt gewöhnlichen Art sich zu kleiden, zu

wohnen und sich zu betragen findet. Aus welcher Ursache auch diese Unwissenheit des Ueblichen und des Modischen entstehe: so ist sie doch immer dem Menschen nachtheilig. Sie sey ein Unglück oder ein Fehler: so stört sie immer, mehr oder weniger, die Verbindung des Menschen mit seinen Zeitgenossen, in deren Umgange er doch allein sein Vergnügen, oder die Gelegenheit Gutes zu thun finden kann. Sie macht ihn bald verlegen und mißmüthig, bald verdrüßlich und ungesellig. Hängt er noch an dem Urtheile andrer, und wird er gewahr, daß über sein Aeußeres ein nachtheiliges gefällt wird: so wird er durch die Unruhe, welche ihm dieses verursacht, gehindert, seine übrigen guten Eigenschaften zu seinem Vortheile zu zeigen. Vielleicht wendet er nun fruchtlose Bemühungen an, sich nach den Meinungen und Sitten der Gesellschaft zu fügen, und wird abgeschmackt und affectirt, weil er zu spät artig zu werden sucht. Oder ergreift er die Partey, das selbst zu tadeln und als lächerlich darzustellen, wovon er abgewichen ist: so ist er in Gefahr, der Gesellschaft, welche er doch niemals bekehrt, noch überdies lästig zu werden, da er ihr sonst nur mißfallen hätte.

Den Gelehrten hat man in vorigen Zeiten den Fehler vorzüglich Schuld geben, daß sie ihr

Aeußeres vernachläßigten, und durch Sonderbarkeiten in ihrem Putze oder in ihren Höflichkeitsbezeugungen sich auszeichneten. Dies wird immer der Fall seyn, wenn entweder das gelehrte Studium auf keine Gegenstände geht, welche die übrigen Stände beschäftigen und vergnügen, oder wenn die Welt- und Geschäftsleute gar keinen Geschmack an den Wissenschaften finden. — Durch beydes wird der Gelehrte natürlicher Weise von der Gesellschaft ausgeschlossen. Und in seiner Studierstube, oder in dem engen Kreise seiner Zunftgenossen, kann er nicht anders als altfränkisch und unmodisch werden. Dieser Zustand der Dinge hat sich heut zu Tage in Europa sehr geändert. Der Geschmack an Kenntnissen ist allgemeiner geworden: und die Wissenschaften haben alles in ihr Gebieth gezogen, was nur irgend einen beträchtlichen Zweig des praktischen Lebens ausmacht. Die Verbindung zwischen der Gelehrsamkeit und den Geschäften ist jetzt größer als jemahls: also auch die zwischen den eigentlichen Gelehrten und den Weltleuten. In eben dem Maße verliert sich also auch die altmodische Tracht und das linkische Wesen der ersten.

Es ist gewiß, daß man unter den Sonderlingen, die sich lächerlich kleiden, und in Sachen des Wohlstandes sich seltsam betragen, zuweilen Leute

von ausgezeichnetem Genie findet. Theils tritt bey ihnen der Fall ein, den ich zuvor berührte, daß die auf ihre eignen Ideen concentrirte Aufmerksamkeit, daß ihre mit lebhaften Dichtungen angefüllte Imagination, oder ihr an eine Kette von Schlüssen geheftetes Nachdenken, die Eindrücke der Sinne schwächt, und sie deswegen sowohl unachtsamer gegen die äußern Verzierungen andrer, als gleichgültiger in Absicht ihrer eignen macht. Theils ist mit der Originalität des Genies nicht selten ein Hang zum Außerordentlichen, und etwas Bizarrerie im Charakter und in der Handlungsweise verbunden. Der, welcher in sich natürliche Eigenschaften zu entdecken glaubt, welche Bewunderung erregen, spricht sich leicht von der Aufmerksamkeit und der Mühe los, welche es kostet, andern durch die Befolgung ihres Geschmacks, und durch die Nachahmung ihrer Sitten zu gefallen. Noch natürlicher scheint es, daß, wer mit seinen Ideen einen eignen Gang geht, oder in seiner Einbildungskraft ganz neue Gestalten der Dinge zusammensetzt, auch in seinem Geschmacke und seinen Neigungen etwas auszeichnendes habe, und daher auch in seinem Costume und in seiner Aufführung von dem Ueblichen abweiche. Ein Geist, den die Natur nicht mit einem eignen Stempel bezeichnet hat, nimmt

eher das Gepräge der gangbaren Sitten und der herrschenden Mode an: mit größern Kräften hingegen ist auch eine bestimmtere Form und Richtung derselben verbunden, wodurch diejenige äußre Bildung der Sitten, welche die Gesellschaft und die Nachahmung geben soll, weniger möglich wird.

Es giebt daher sehr schätzbare Menschen in altfränkischer und geschmackloser Kleidung; vortrefliche Köpfe unter einem bizarren oder vernachläßigten Haarputze: und Geist und Herz eines Mannes können zu aller der Ausbildung gelangt seyn, deren sein Zeitalter ihn fähig macht, indeß die Moden, welche er trägt, und die Regeln des Wohlstandes, nach denen er sich richtet, noch aus vergangnen Jahrhunderten sind. — Aber es würde sehr irrig seyn, aus der Vernachläßigung der Moden und Sitten der Zeit, auf jene höheren Geisteskräfte zu schließen, oder auch nur beyde oft vereiniget zu glauben. Die eigentlichen Genies, — die, welche mit großem Verstande oder großer Einbildungskraft auch etwas so eigenthümliches verbinden, daß sie dadurch zur Erfindung des Neuen geschickt, aber zugleich zur Nachahmung des Ueblichen unfähig werden, sind überhaupt selten. Auch unter den Genies giebt es immer noch viele, welche originell in ihrem Denken, und ganz gemein in ihrer

Kleidung und in ihrem Decorum sind; — welche in den Werken ihrer Kunst, oder in der Betreibung ihrer Geschäfte sich über die übrigen Menschen erheben, und in ihrem alltäglichen und geselligen Leben sich denselben völlig gleichstellen. Die Leute hingegen von bloß gesunder Vernunft, die jenes Eigenthümliche nicht haben, sind, eben durch ihren Verstand, auch zur Beobachtung der Regeln des Wohlstandes, welche die allgemeine Gewohnheit vorschreibt, sowohl geschickter als aufgelegter. Diese Classe, — die schätzbarste und unentbehrlichste von allen, — findet man also am ersten unter einem Aeußern, welches sich weder durch Alterthum noch Neuheit auszeichnet. Der größte Theil derjenigen Menschen hingegen, welche, auf eine auffallende Weise, sich von der Gesellschaft, in welcher sie leben, in Sachen der Moden und der Gewohnheit, unterscheiden, zeigt sich eben so abgeschmackt in seinen Reden, und eben so widersinnig bey seinen Unternehmungen, als seine Kleidung oder das Ameublement seiner Zimmer gothisch, und als sein Wohlstand veraltert ist. Sey es Mangel des Beobachtungsgeistes, sey es Eigensinn und Steifheit des Charakters: dieselbe Mischung intellectueller und moralischer Mängel, die sie so unfähig macht, das System modischer Sitten zu lernen,

und das Gute, welches in der Uebereinstimmung mit ihren Nebenmenschen liegt, zu schätzen, — eben diese Mischung hindert sie auch überhaupt, richtig zu denken, und bey ihren Handlungen mit sich selbst, oder mit den Regeln der gemeinen Menschenvernunft zusammenzustimmen.

Der zweyte Abweg in Absicht der Moden ist, eine übermäßige Pünctlichkeit in Befolgung aller ihrer Veränderungen.

Es giebt Personen, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, welche glauben, ihre ganze Achtung bey der Gesellschaft stehe auf dem Spiele, wenn nur eine Falte ihres Kleides anders gelegt, und eine Nadel in ihrem Kopfzeuge anders gesteckt sey, als es die strengste Mode erfordert; — Personen, die sich so sehr fürchten, mit einer neuen Mode etliche Tage zu spät zu kommen, als immer ein Feldherr nur fürchten kann, sich mit seinen Operationen zu verspäten, und sich vom Feinde, in Besetzung eines vortheilhaften Postens, zuvorkommen zu lassen.

Eine Folge davon ist, daß auch die Wißbegierde und die Thätigkeit dieser modischen Schönen durch den Gegenstand völlig erschöpft wird, welcher ihren Ehrgeitz so sehr in Bewegung setzt. Ihre unaufhörliche Nachforschung engehen darauf, zu erfahren,

was Mode sey: und ihr vornehmstes Geschäfte ist es, das, was sie in dieser Absicht den einen Tag gelernt haben, den andern in Ausübung zu bringen. Jenes macht den Gegenstand ihrer Gespräche und ihrer Beobachtungen aus, wenn sie in Gesellschaft sind: und mit diesem füllen sie ihre einsamen Stunden aus. Sie sind immer in Berathschlagungen über ihren Putz, entweder mit ihren Gespielinnen, oder mit ihrem Schneider und Galanteriehändler. Das Studium der Mode ist weitläuftig und schwer, wenn es dieser eigensinnigen und veränderlichen Führerinn auf allen ihren Schritten und Tritten nachgehn, und ihre Vorschriften, bis auf ihre flüchtigsten Grillen, verfolgen will.

Wie kann aber in einem Geiste, der ohne Nachlaß mit diesen Kleinigkeiten angefüllt ist, Raum zu dem Wichtigen übrig bleiben; — es sey zu den Gegenständen der Erkenntniß, welche ihn selbst zieren und anbauen sollen, es sey zu den Geschäften des Lebens, welche seine Pflichten ausmachen? — Und wie ist es möglich, daß nicht der ganze Maßstab, nach welchem der Mensch den Werth der Dinge bestimmt, verfälscht, und also seine Urtheilskraft mit seinem Geschmacke zugleich verdorben werde, wenn er sich gewöhnt, das Außerwesentlichste und Willkührlichste in den Auszie-

rungen seiner Person und seiner Sachen, für etwas unentbehrliches und gesetzliches zu halten.

Es ist ein wirkliches Verdienst für ein Frauenzimmer, sich gut zu putzen. — Da es zu den Endzwecken, welche die Natur sich mit diesem Geschlecht vorgesetzt hat, gehört, daß es gefallen soll, so ist jede Bemühung, die es anwendet, sich wirklich zu verschönern, seiner Bestimmung gemäß. Und es ist allerdings den Frauenzimmern erlaubt, mehr Zeit und Sorgfalt auf die Wahl und Anordnung ihrer Kleidung zu wenden, als wir Männer ihr widmen dürfen. — Aber worinn besteht dieses Verdienst? Eben darinn, daß sie in dieser Wahl ihren Verstand und ihren guten Geschmack zeigen; — nicht darinn, daß sie die Moden, — sondern darinn, daß sie sich selbst kennen; daß sie wissen, was ihnen wohl, und was ihnen übel steht; daß sie Formen und Farben der Kleider nach ihrem Gesichte, nach ihrem Wuchse, auch ihrem Alter und ihren Umständen gemäß, wählen; daß sie ihre natürlichen Mängel geschickt zu verbergen, ihre schönsten Theile ans Licht zu bringen wissen, ohne Affectation zu verrathen; — daß sie mit einem Worte ihrer Natur treu bleiben oder derselben zu Hülfe kommen, indeß sie doch von dem Ueblichen auf keine

auffallende Weise abweichen. — Dieses Verdienst nun kann sich kein Frauenzimmer erwerben, welches strenge der Mode folgt. Ihm ist alles pünctlich vorgeschrieben. Alles was die Vornehmsten oder die Galantesten seines Geschlechts tragen, ist ein Gesetz, welches es befolgen muß, es mag dadurch verunstaltet oder verschönert werden. Die Modethörin urtheilt nicht über ihren Putz, sie wählt nicht: sie äfft nur nach. Sie schmückt sich nicht selbst, — sie übergiebt sich nur ihrem Coeffeur und ihrem Schneider, sie auszustaffiren.

Doch diese eigne Wahl seines Anzugs, welche einem Frauenzimmer sehr rühmlich ist, wenn es unter mehrern üblichen Trachten die ihm angemessenste aussucht; wenn es, ohne nach dem Neuesten zu haschen, bey dem an sich schönen, welches die Mode zuweilen hervorbringt, am längsten aushält, und am schnellsten wieder zu demselben zurückkehrt; wenn es weiß, sich nach der allgemeinen Gewohnheit zu richten, und doch etwas eigenthümliches beyzubehalten; wenn es, mit einem Worte, immer den klügsten und besten ihres Geschlechts ähnlich erscheint, indeß es doch keine knechtische Nachahmung verräth: diese Wahl, sage ich, gränzt an einen Fehler, der eben so, wie die bisher geschilderten, zu vermeiden ist. Er ist von den drey Abwegen, die ich

oben angekündigt habe, der letzte. Indeß der altfränkische Sonderling das Costume der Vorwelt eigensinnig und geschmacklos beybehält, — der Modethor sein Verdienst in der pünctlichen Gleichförmigkeit seines Aeußern mit den neuesten Modellen der Galanterie setzt: sucht eine dritte Classe, der es mehr darum zu thun ist, die Augen auf sich zu ziehn, als zu gefallen, und die nur Aufsehn machen, nicht gerade Beyfall erhalten will, das Neue, welches die zweyte Classe von andern copirt, selbst zu erfinden, und andern zur Nachahmung aufzustellen. Das sind Sonderlinge einer andern Gattung, als jene Altmodischen. Sie weichen auch von allem Ueblichen ab, — aber durch das Neue und Außerordentliche. Entweder übertreiben sie die Moden auf eine ausschweifende Weise, und die ihnen nur allein eigen ist: oder sie selbst setzen Farben und Formen der Dinge zusammen, wie sie vor ihnen noch niemand sah, niemand trug. — Reichthum und Pracht kann solche Thorheiten erträglich machen. Denn wenn das Ausschweifende nur glänzt, wenn es nur oft neu und verändert erscheint: so läßt die große Welt es sich gefallen, und der Pöbel staunt es an, obgleich die klugen Leute darüber lachen. Aber wenn Zeichen der Armseligkeit, oder auch nur eines mittelmäßigen Vermögens, sich mit solchen selbst erfund-

nen, und ausschweifenden Moden verbinden: so ist die kahle, nackte Abgeschmacktheit der letztern so sichtbar, daß die Person, welche sie trägt, der allgemeinen Verachtung nicht entgehn kann.

Für einen Mann ist es durchaus unschicklich, sich mit Erfindung von neuen Moden abzugeben. Einem Frauenzimmer hinwiederum thut alles Ausschweifende und Außerordentliche in der Kleidung und in dem Betragen deswegen mehr Schaden, weil es von den dem weiblichen Charakter unentbehrlichsten Tugenden mehr abweicht. Jener verräth durch eine solche Originalität in Kleinigkeiten, daß er nichts besseres zu thun hat; daß seine Aufmerksamkeit auf eben so unwichtige Gegenstände gerichtet ist, als sein Ehrgeitz; — daß er sehr wünscht, bemerkt zu werden, und doch daran verzweifelt, durch seine persönlichen Eigenschaften oder seinen Rang in der Gesellschaft es zu erhalten. Wenn seine neuen Erfindungen, wie dies gemeiniglich der Fall ist, noch dazu auf eine widersinnige Art zusammengesetzt, seltsam in der Form, und grell in den Farben sind: so veranlaßt er zugleich ein nachtheiliges Urtheil über seinen Geschmack. Das Frauenzimmer hingegen, welches sich von seines Gleichen durch einen seltsam erfundnen und ihm eignen Putz auszeichnet, erregt gegen sich entweder den Argwohn

der Coketterie, da man doch Sittsamkeit von ihm fordert, oder den einer Gleichgültigkeit gegen die Urtheile des Publicums, die man diesem Geschlechte weit weniger als dem unsrigen verzeiht. Das Weib soll sich nicht bemühn, Aufsehn zu machen, und der Mann soll es nur durch die Werke seines Verstandes oder seines Fleißes erregen. Jenes soll mehr das Schöne und das Gefällige, als das Originelle und Unterscheidende, suchen; dieser soll sich nur durch wichtige und persönliche Eigenschaften auszeichnen.

Doch findet sich nicht immer durch die Erfahrung bestätigt, was man aus allgemeinen Gründen vermuthen sollte, daß nur schwache Köpfe, und Leute ohne Verstand, diesen Ehrgeitz haben könnten, Erfinder ausschweifender Moden zu seyn. Es vereinigen sich im menschlichen Character oft die widersprechendsten Züge. Die Thorheit mancher Menschen ist, wie der wirkliche Wahnwitz andrer, nur auf einzelne, oder wenige Gegenstände eingeschränkt. Sie reden und handeln klug, in allen Theilen ihres öffentlichen und Privatlebens: aber in einem einzigen Puncte betragen sie sich wie Kinder, oder wie Schwachsinnige.

Bey dieser Art Thoren, von der ich hier rede, ist es oft eine verlängerte Kindheit, die ihre Aus-

schweifungen veranlaßt. Sie haben die Gränze zwischen dem Jünglings- und dem männlichen Alter nicht wahrgenommen: und, was, ohne großen Tadel zu verdienen, das Spielwerk ihrer ersten Jugendjahre gewesen war, ist unvermerkt die Beschäftigung ihres Lebens geworden. Andre glauben vielleicht wirklich, am besten dabey zu fahren, wenn sie zuerst durch etwas Narrheit die Augen andrer auf sich ziehn, und dann sich den Gaffern als gescheite Leute zeigen. Indessen ist es mit einer Vernunft, die sich nicht auf die gesammte Aufführung erstreckt, immer eine mißliche Sache. Eine solche einzelne Thorheit ist, wie ein böser Schaden an einem äußern Theile des Körpers, der zwar mit der Gesundheit des Ganzen bestehen kann, aber doch immer dieselbe bedroht, und gegen sie bey andern Verdacht erregt.

Der Schluß aus diesem allem ist folgender. Der Erfindungsgeist, wenn der Himmel einen Menschen damit begabt hat, soll nur auf das gerichtet seyn, was entweder sein Beruf von ihm fordert, oder was an sich groß und gut ist: in allem was klein ist, oder was für ihn zu Nebensachen gehört, ist die Nachahmung am rechten Orte. Besonders wenn der Endzweck dieser Nebensachen ist, sich auszuzieren, so muß man, da man sich nur für andre

putzt, auch den Geschmack andrer dabey zu Rathe ziehn. Man beleidiget aber denselben durch jede auffallende Verschiedenheit, sie bestehe in der Beybehaltung des Alten, nachdem alle andre es abgelegt haben, oder in der Anlegung des Neuen, ehe es noch irgend eines Menschen Beyfall erhalten hat.

Der Inhalt der bisher ausgeführten ersten Regel ist also, zwischen alten und neuen Moden die Mittelstraße zu halten. — Nach ihr ist keine wichtiger als diese, daß man die Moden des Standes, zu dem man gehört, nicht überschreite.

Derjenige, welcher sich hervorzudrängen sucht, und darnach strebt, höheren Classen der Gesellschaft, als in der er gebohren ist, näher zu kommen, begeht einen verzeihlichen Fehler, — weil er einer gemeinen Schwäche der menschlichen Natur unterliegt. Er irrt, weil er glaubt, daß im höhern Stande, durchaus und im Ganzen, mehr Glückseligkeit oder mehr Vollkommenheit vorhanden sey. Aber er hat nicht Unrecht, daß er dahin zu gelangen strebt, wo er Vorzüge zu entdecken glaubt.

Aber derjenige ist ein Thor, welcher diesen Uebergang aus einer niedrigern Classe in eine höhere durch Nachahmung des Putzes und des Luxus dieser letztern sich zu erleichtern einbildet. — Er verräth

räth dadurch erstlich zu sehr seine Begierde. Und sobald diese offenbar wird, so widersetzen sich derselben alle: seines Gleichen, aus Neid; die Höhern aus Stolz. Alle Veränderungen des Ranges in der Gesellschaft, sind Veränderungen der Meinung der Menschen von uns. Und diese müssen nach und nach erschlichen, oder sie müssen durch Verdienste erworben, aber sie können nicht ertrotzt werden. Das Glück und unsre persönlichen Vorzüge müssen uns den Weg bahnen: und wir müssen die Gelegenheiten brauchen. Aber seine Ansprüche ankündigen, ehe man die Macht hat, dieselben durchzusetzen, heißt ihnen auf immer ein Hinderniß in den Weg legen.

Zum andern ist es klein und verächtlich, den Schein einer Sache anzunehmen, wovon die Wirklichkeit uns fehlt. Man lügt eben sowohl, wenn man sich über seinen Stand kleidet, oder die Moden eines höhern Standes an sich trägt, als wenn man sich einen vornehmen Nahmen giebt. Man kann in beyden Fällen nur die Absicht haben, Unbekannten eine falsche Idee von sich beyzubringen. Und wie unerlaubt, wie vergeblich selbst, ein solches Bestreben sey, leuchtet ein.

Was die gesellschaftlichen Gewohnheiten, was insbesondre die Formen der Höflichkeit und des

guten Anstandes betrifft: so muß derjenige, welcher zur guten Gesellschaft gehören, oder von ihr zugelassen werden will, auch die Sitten der höchsten Classe kennen, und eine Fertigkeit haben, ihre Regeln zu beobachten. — Und da es unleugbar ist, daß, im Ganzen, der Wohlstand dieser Classe der beste, ihre Gewohnheiten am vernünftigsten ausgedacht, ihre Sitten dem geselligen Vergnügen am meisten angemessen sind: so ist es dem vernünftigen und cultivirten Manne aus jedem Stande sehr natürlich, sie vorzuziehn, und sehr erlaubt, sie selbst nachzuahmen. Indessen muß er sich wohl hüten: dieselben in alle Gesellschaften mitzubringen. Es ist ein besondrer Vorzug, wenn ein Mensch Biegsamkeit genug hat, sich in mehre Sitten und Gewohnheiten zu schicken; — Aufmerksamkeit genug, um diese Verschiedenheiten zu bemerken, und genug Achtung für die Gesellschaft, in welcher er ist, um sich nie vor ihr auszeichnen zu wollen.

Dies scheint mir die wahre Lebensart des Weltmanns, — im besten Verstande des Wortes, — zu seyn: wenigstens ist es die einzige, welche von ihm studirt seyn will, bey der er denken muß; und auf die also sein Geist und Herz einen Einfluß hat. Denn das bloß mechanische Nachma-

chen der Gewohnheiten und Sitten, die man von Jugend auf gesehen hat, wenn sie auch die vortreflichsten wären, kann keine große Tugend seyn, so wie es keine großen Talente fordert. Daß also ein vornehmer Mann die Sitten vornehmer Leute an sich trägt, das giebt von der Beschaffenheit seines Innern, worauf es doch beym Fürsten und beym Bettler zuletzt ankömmt, wenig oder nichts zu erkennen. Etwas mehr Verdienst ist bey dem Menschen von geringerem Herkommen, und einem seltnern Umgang mit der großen Welt, der doch den darinn schicklichen Wohlstand ohne Affectation beobachtet. — Aber was einen höhern Grad sowohl von Beobachtungsgabe, als von feiner und menschlicher Empfindung anzeigt, ist, wenn man sich in gleichgültigen und willkührlichen Dingen, die doch zugleich in jeder Classe durch ihr eigne Conventionen ausgemacht sind, den Personen, unter denen man ist, gleichstellt, und verschiedene Rollen, höhere und niedrigere, auf eine gleich anständige, edle und natürliche Art zu spielen weiß; — wenn man die bürgerlichen Sitten unter Bürgern beybehält, indem man das Gemeine davon absondert, — und dem Adel durch adliche Sitten näher tritt, ohne die Anmaßungen zu zeigen, die der Stolz oft damit verbindet.

Noch einige zerstreute Anmerkungen über die ganze Materie, welche in den verschiedenen Abtheilungen der vorhergehenden Abhandlung nicht ihren bequemen Platz fanden, sey es mir erlaubt, am Ende derselben hinzuzusetzen.

Die erste betrifft die modischen Sitten oder die Etiquette. Die Vollkommenheit derselben ist, dünkt mich, nach folgendem Maßstabe zu bestimmen: „je weniger sie künstlich und zusammengesetzt, und je angemessener sie zugleich dem Zwecke sind, die gesellige Einigkeit zu unterhalten und die Mittheilung des Vergnügens zu erleichtern; je weniger sie die Freyheit einschränken, und je mehr sie doch Geselligkeit und gesellige Tugenden ausdrücken, desto vollkommner sind sie.“

Denn von der einen Seite muß der Umgang frey seyn, wenn er angenehm seyn soll: weil nur bey der Freyheit der ungehinderte Gebrauch aller Seelenkräfte statt findet; und weil insbesondre Imagination, Witz und Zärtlichkeit, die drey Sachen, welche die Würze jedes gesellschaftlichen Vergnügens ausmachen müssen, durch Zwang getödtet werden.

Auf der andern muß der Umgang artig seyn. Das heißt erstlich, er muß alles vermeiden, was durch seinen sinnlichen Eindruck, oder durch seine

Nebenidee anstößig ist, was den Augen und Ohren mißfällt, oder was in der Imagination, (sey es aus welcher Ursache es wolle) unangenehme Bilder erregt. Das heißt zweytens, er muß alles enthalten, was als Ausdruck, oder als Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nöthig ist, welche die Glieder der Gesellschaft gegen einander hegen sollen. So viele verschiedene Verhältnisse es in der bürgerlichen Gesellschaft giebt, so verschiedne Pflichten eines Menschen gegen den andern daraus erwachsen: so vielfach modificirt sich auch dieser Ausdruck. Um desto zusammengesetzter wird also auch die Wort- und Geberdensprache der Politesse. Aber eine gemeinschaftliche Gesinnung muß durch alle die mannichfaltigen Höflichkeitsbezeugungen hindurchschimmern, welche die Abtheilung der Stände, und die natürliche und gesetzliche Ungleichheit der Menschen so vervielfältiget hat: das ist die Gesinnung einer mäßigen Selbstschätzung, welche aus dem Bewußtseyn der Rechtschaffenheit entsteht; und die Gesinnung eines allgemeinen Wohlwollens, — welches auch dem Respecte gegen Höhere zum Grunde liegen muß. Dadurch allein bekommen die abwechselnden und zusammengesetzten Formen der Politesse diejenige Einheit, durch welche sie einer wahren Schönheit fähig werden. Und derjenige ist der artigste

Mann, der in seinen Ausdrücken und in seinem ganzen Betragen, das, was er jedem Alter, Range und Verdienste zu leisten hat, am bestem mit dem zu vereinigen weiß, was er sich selbst als einem Manne von Charakter und Ehre, und was er der allgemeinen und großen menschlichen Gesellschaft schuldig ist, deren Glieder, trotz aller zufälligen Unterschiede, doch durch eine wesentliche Gleichheit und durch gemeinschaftliche Rechte verbunden sind.

Der Gang der Natur in Verfeinerung der Politesse ist sonderbar. Aber er befremdet weniger, wenn man ihn mit der Geschichte der Wissenschaften vergleicht. Denn fast durch gleich krumme Wendungen haben die Menschen sich dem Ziele in jeder Art der Vollkommenheit genähert.

Zuerst sind die Sitten roh. Der Mensch ist natürlich, aber grob; — er affectirt nicht, aber er ist unhöflich und ungefällig. Er ist in seinen Complimenten lakonisch und wahr; — aber er läßt es auch an den nöthigen Zeichen von Aufmerksamkeit und Achtung ermangeln.

Dann kommen die weitläuftigen Complimente, die Ziererey und das gezwungne Wesen. Das Gesetzbuch der Artigkeit wird sehr complicirt. Alle

Gradationen des Ranges erhalten ihre eigne Sprache, sowohl für die, welche ihren Rang zu behaupten, als für die, welche den Rang andrer zu respectiren haben. Der Umgang wird steif, und das Wesen desselben, das Gespräch wird über der Form fast vergessen.

Zuletzt vereinfachen sich wieder diese Regeln; die Forderungen der verschiedenen Stände werden weniger pünctlich und mannigfaltig; die Titel kürzen sich ab, die Geberden und Stellungen werden freyer, die Sitten nähern sich von neuem der ersten Einfalt, aber einer Einfalt, die, da sie mit einem feinen Gefühl aller Verhältnisse und aller Obliegenheiten des menschlichen Lebens verbunden ist, nun den Charakter der Eleganz bekömmt.

Dieser schnelle Uebergang der Sitten von grober Einfalt, zum Studirten, — und vom Mangel aller Höflichkeit, zu einer sehr prunkvollen und beschwerlichen, würde, wie ich gesagt habe, mehr befremden, wenn wir nicht in der Succession der wissenschaftlichen Fortschritte des Menschen etwas ähnliches wiederfänden. In der Philosophie folgt die äußerste Subtilität fast unmittelbar auf die Unwissenheit; und das Grübeln über die unbeantwortlichsten Fragen, auf die völlige Gleichgültigkeit gegen alle Erkenntniß. — In allen menschlichen

Handlungsarten geht das Natürliche erst hinter dem Künstlichen her, und das Schwere und Zusammengesetzte muß dem Leichten und Einfachen Bahn machen. So ist es in den Formen von Kleidung, Hausgeräthe und Equipage, welche die eigentlichen Moden ausmachen, so in denen des Umgangs, welche zur Etiquette gehören.

Der menschliche Geist ist wie eine elastische Feder. Wenn der Druck, welcher ihn zuerst in völliger Unthätigkeit erhielt, aufhört, und die Feder ihre Kraft zu äußern anfängt, so treibt sie den Menschen allenthalben, mit unwillkührlicher Gewalt, über sein Ziel hinaus. Es gehört Zeit dazu, daß er gleichsam Herr von sich selbst, von seiner Thätigkeit und von seinen Bewegungen werde. Dann erst mißt er seine Mittel gegen seine Zwecke ab: und nur dann lernt eine Verrichtung und ein Studium mit den übrigen ins Gleichgewicht bringen: und nur dadurch schränkt er sie alle in gewisse Gränzen ein, und macht sie simpler, indem er sie zugleich zweckmäßiger macht.

Es giebt eine Art Menschen, die nicht so wohl der Mode in Befolgung aller ihrer Veränderungen getreu, als nur sehr sorgfältig sind, die von ihnen

einmahl gewählte, in ihrer völligen Genauigkeit und Eleganz zu beobachten. Das sind die Leute, welche die Franzosen tirés à quatre epingles nennen. — Sie geben auf ihre Kleidung, auf jede Kleinigkeit in der Anordnung ihrer Wohnzimmer und ihrer Tafel, auf ihre Stellungen und auf ihre Complimente, genau Achtung: nicht, um allen diesen Dingen die Formen der neuesten Erfindung und des modernsten Geschmacks zu geben; sondern um nur das Ideal von Artigkeit und gutem Ton zu erfüllen, welches sie sich selbst gebildet haben. Wenn dieses alte und im übrigen verständige Leute thun, so gefallen sie gemeiniglich;— selbst wenn einige Schwäche dabey sichtbar wird. Man rechnet ihnen diese Aufmerksamkeit, andern zu gefallen, als ein Verdienst an, da sie selbige in einem Alter und unter Umständen beweisen, wo andre nur ihre Bequemlichkeit suchen. Die meisten talentvollen Menschen sind um ihr Aeußeres unbekümmert, und die Greise werden es nach und nach. Wenn also die Gesellsellschaft, einen aus beyden Classen, von dieser Regel abweichen, und sich der Mühe unterziehn sieht, welche eine pünctliche Eleganz, sie sey alt, oder neumodisch, verlangt: so erkennt sie diese ihr bewiesene Achtung mit einiger Dankbarkeit. Es ist auch wirklich ein angenehmer Anblick, einen, ohne Affecta-

tion, nettgepuhten alten Mann, und einen in seinem Hauswesen elegant eingerichteten Philosophen zu sehen.

Aber zu weit muß diese Sorgfalt nicht getrieben werden, oder zu sichtbar muß wenigstens diese Aufmerksamkeit nicht seyn: sonst verräth der Mensch entweder einen Geist der Kleinigkeiten, oder eine Eitelkeit, die sich weder mit wahren Verdiensten verträgt, noch dem Alter wohl ansteht. Reinlichkeit und guter Geschmack sind zwey Gesetze, wovon das eine unerläßlich für jeden Menschen ist, der in der Gesellschaft gelitten werden will, das andre von großem Ansehn für den seyn muß, der von ihr aufgesucht zu werden wünscht. Aber die Vorschriften derselben sind nicht genau bestimmt, sie können auf mehr als eine Art beobachtet werden; sie verlangen weder eine immer gleiche Regelmäßigkeit, noch machen sie eine ununterbrochne Aufmerksamkeit nothwendig. Sie schließen so gar nicht die gratam negligentiam aus, welche selbst der weiblichen Schönheit einen neuen Reitz giebt, aber dem männlichen Ernst und der männlichen Anmuth so vorzüglich angemessen ist. — Wenn es, in Kunstwerken, der Zweck und der Triumph des großen Meisters ist, die Kunst zu verbergen: so ist es noch mehr nothwendig,

in dem, was das edelste Werk der Natur, den Menschen, nur bekleiden und schmücken soll, die Zwanglosigkeit der Natur, und den Anschein der Zufälligkeit, den sie ihren Producten zu geben weiß, beyzubehalten. Das, was in der Kleidung, wie im Anstande, der Beobachtung allgemeiner, vorherbestimmter und unabänderlicher Regeln zu ähnlich sieht, es mögen Regeln seyn, welche uns bloß die Mode und die Etiquette aufgedrungen hat, oder solche, die wir selbst uns vorgeschrieben haben, ist ohne Anmuth und Grazie, so schön oder so zweckmäßig es an sich seyn mag: und nur das gefällt, in diesen kleinen Verschönerungen der Person oder des Betragens des Menschen, was auf der Stelle erfunden und gedacht, die Folge immer neuer Ueberlegungen, aber leichter und zwangloser Ueberlegungen zu seyn scheint.

Die Modesucht mit Prachtliebe verbunden, und von dem Reichthume, der ihr ein Gnüge thun kann, unterstützt, hat etwas verführerisch reitzendes: aber Modesucht im armseligen Gewande ist äußerst lächerlich. Das Neumodische muß durchaus auch

neu und schön seyn, wenn es gefallen soll: und die Veränderung der Form bey einem abgenutzten Stoffe, dient nur dazu, dessen Mängel mehr ins Licht zu setzen. — Dieser Umstand, verbunden mit vielen andern, macht also für die, durch die Unterschiede des Reichthums, und der Würde abgetheilten Rangordnungen der menschlichen Gesellschaft, einen ähnlichen Unterschied ihrer Moral, auch in Absicht der Moden, nothwendig. Es giebt Stände und Lagen im bürgerlichen Leben, welche Pracht erfordern, weil, — wenigstens nach der bisherigen Meinung der Menschen, und bey dem Unverstande des großen Haufens, — von dieser Pracht ein Theil des obrigkeitlichen Ansehns abhängt, mit welchem diese Stände, zum Wohl des Staats und zur allgemeinen Sicherheit, bekleidet seyn müssen. Es sammeln sich ferner, in einem blühenden Lande, bey einzelnen Personen und Familien, so große Reichthümer, daß sie ohne irgend einer andern ihrer Pflichten den für sie nöthigen Aufwand entziehn zu dürfen, noch genug übrig behalten, ihrer äußern Lebensart den möglich größten Glanz zu geben. — Diejenigen nun, denen vermöge des Ranges, welchen sie unter ihren Mitbürgern einnehmen, erlaubt, und fast gebothen ist, Pracht zu zeigen; und die durch ihr Vermögen dazu in den

Stand gesetzt sind, können sowohl mit mehr Recht, als mit mehr Ehre, allen Abwechselungen der Mode folgen, und jede neue Erfindung der Industrie, so wie sie aus den Werkstätten des Künstlers kömmt, annehmen und nutzen. Da sie dem Neuen immer zugleich Glanz geben: so erscheint es, wenn es wirklich schön ist, in seinem vortheilhaftesten Lichte: und selbst das Thörichte und Ausschweifende wird, bey dem Schimmer, der es umgiebt, weniger anstößig. — Der Reiche von minderem Range, der vermöge seiner Einkünfte, den Luxus der Vornehmsten mitmachen kann, aber, vermöge seiner Lage im bürgerlichen Leben, dazu nicht aufgefordert wird, und zu einem gewissen Prunke nicht einmahl berechtigt ist, wird eben den Grad der Mäßigung in Absicht des Modischen beobachten müssen, mit welcher er überhaupt die Pracht seiner Kleidung, die seiner Wohnung und seiner Equipage einzuschränken verbunden ist. Das prunklose Schöne hat fixere Regeln, und ist wenigern Veränderungen unterworfen: so wie hingegen das Neumodische, von Pracht entblößt, oft allen seinen Werth verliert, und für den Anblick eben so wenig Anziehendes behält, als es beym Gebrauche Bequemes hat. Der Mann endlich, dessen Rang und Vermögen gleich mittelmäßig sind, wird in allen den Dingen, die unter das Gebieth der

Mode gehören, aus Pflicht sowohl, als des guten Geschmacks wegen, oft beym Alten bleiben, wenn die vornehmere und reichere Welt Neuerungen macht. Nicht nur hat er etwas anderes und nothwendigeres zu thun, als sich um alle diese neuen Moden zu bekümmern, und für die Herbeyschaffung der dazu nöthigen Sachen zu sorgen: nicht nur hält ihn eine weise Oekonomie ab, sein mäßiges Einkommen auf das Ueberflüssige zu wenden, da vielleicht noch dringendere Bedürfnisse seiner selbst und der Seinigen unbefriedigt sind: sondern auch selbst die Begierde, Beyfall zu erhalten, wenn sie bey ihm von Ueberlegung geleitet wird, weiset ihn an, den Sachen seines Putzes und seiner Haushaltung, die er sich nicht kostbar an innerm Werthe anschaffen kann, auch ein bescheidnes äußeres Ansehn zu geben: wozu dies mit gehört, daß sie sich nicht durch das Neumodische in Form und Farben unterscheiden. Eine Kleidung, ein Hausrath, eine Equipage, die wohlfeil und von gemeinem Stoffe sind, müssen auch einfach und gemein in ihrem Schnitt und Verzierungen seyn, sonst fehlt es ihnen an derjenigen Uebereinstimmung, welche das Wesen des Geschmackvollen ausmacht. Der Mittelmann, welcher nicht im Stande ist, alles um sich herum schön und glänzend zu machen, muß doppelt sorgfältig seyn, Harmonie

zwischen den verschiednen Theilen seiner Haushaltung und seiner Lebensart hervorzubringen: — welches er am ersten erreicht, wenn er nichts außerordentlich verzieret, also auch den Glanz der Neuheit an seinen Sachen zu vermeiden sucht, und nur alle Flecken des Schmutzes und der Vernachlässigung von ihnen abwischt.

Eine gewisse Nachsicht gegen die Thorheiten der Menschen gehört unter die schätzbaren Eigenschaften. Wer könnte wohl mit einiger Zufriedenheit unter den Menschen leben, der alles mit ihnen so genau nehmen, und über jeden unrechten Schritt, den er sie thun sieht, bitter oder traurig werden wollte? Und wer könnte hoffen, der Gesellschaft, unter der er zu leben hat, angenehm zu bleiben, wenn er alle Augenblicke etwas an ihr zu tadeln findet?

Und unter allen Thorheiten verdient vielleicht keine diese Nachsicht mehr, als die, welche die Menschen begehn, um herrschende Moden mitzumachen. Sie sind deswegen verzeihlicher, weil sie weniger

freywillig sind. Ich gebe es zu, daß der Gehorsam, mit welchem sich viele Personen der Mode unterwerfen, sklavisch ist, und von ihnen nicht gefordert wird. Aber sich ihrer Herrschaft ganz zu entziehn, ist den meisten, die noch in der Welt zu leben gedenken, unmöglich. Niemand kann also mit Recht das Ausschweifende, welches sich von Zeit zu Zeit in Stücken des weiblichen Putzes findet, den Schönen allein zur Last legen, die mit denselben ausgeschmückt erscheinen. Vielleicht mißbilligt ihr erstes richtiges Gefühl, so wie das unsrige, die ungeheure Höhe ihrer Kopfzeuge und Hüte, die etwas wilde Unordnung ihres Haarputzes, die den Gang verhindernde Länge ihrer Schleppkleider, ihre bis an das Kinn aufgepaußten Halskrausen. Aber anfangs richteten sie sich, nur aus Gefälligkeit und Nachgeben, nach Gewohnheiten, die sie, trotz ihrer Mißbilligung, immer allgemeiner werden sahen. Endlich gewöhnte sich ihr Auge daran; der Uebelstand verschwand, so wie die Unbequemlichkeit, bey genauerer Bekanntschaft mit der Sache: und die Nebenidee der Artigkeit oder des Ranges aller der Personen, welche sie einstimmig in diesen Anzügen erscheinen sahen, verband endlich, selbst in ihren Augen, eine gewisse Annehmlichkeit oder Würde damit, die sie dafür einnahm.

Warum

Warum haben wir, die wir uns zu ihren Richtern aufwerfen, uns der natürlichen Folge der Eindrücke, welche diese neuen Moden auf menschliche Augen und Gemüther machen, nicht eben so ungehindert überlassen? Was können die Schönen, die wir tadeln, dafür, daß unsre Entfernung von der Welt, unser Geschlecht, unser Alter, uns die mißfälligen Moden nicht so oft als sie sehen läßt, vielweniger unsre Eitelkeit eben so rege macht, sie nachzuahmen? In gleichen Umständen würden wir gerade so urtheilen, gerade so uns betragen, wie sie.

Ueberdies, da es in dem Wesen der Mode liegt, veränderlich zu seyn, und ståte Veränderungen nur möglich sind, wenn die Sache durch alle Formen hindurchgeht, deren sie fähig ist, ohne ganz ihren Endzweck zu verfehlen: so ist es natürlich, daß, in diesem ewigen Kreislaufe, das Unschickliche zuweilen auf das Passende, und das Ausschweifende und Uebertriebne auf das Angemessene und Zweckmäßige folge. Immer bey dem Alten zu bleiben, ist wider die Natur des Menschen, wenigstens des Menschen in Zeitaltern der blühenden Industrie, und eines ausgebreiteten geselligen Verkehrs. Der Wunsch nach Neuheit

aber zerstört eben so oft das Schöne, das wirklich gefunden war, als er, nach vollendetem Cirkel der Thorheiten, das Vernünftige wieder herbeyführt. — Es fragt sich nun, welches fürs menschliche Geschlecht vortheilhafter, welches eine Anzeige größrer Vollkommenheit sey: — ob diese Festigkeit des Urtheils und diese überwiegende Herrschaft des guten Geschmacks, welche machen würde, daß die Menschen bey dem Schönen und Zweckmäßigen, wenn sie es einmahl gefunden haben, fest hielten, und das Langweilige eines immer gleichen Anblicks um der wirklichen Proportion, oder der innern Güte der Sache willen, ertrügen; — oder diese rastlose Thätigkeit des Geistes, welche sie immer nach neuen Ideen, und nach Hervorbringung veränderter Formen in den Dingen außer sich, lüstern macht, gesetzt auch, daß sie von richtigern Ideen zu verkehrtern, und von schönern Formen zu häßlichern übergehen sollten? — Auf diesem letztern Wege sind die Menschen doch, in allen Sachen, ihrer Vollkommenheit immer näher gerückt; nicht auf einer geradlinichten Bahn, sondern in einer Art von Schneckengange. Sie entfernen sich immer, Periodenweise, von dem Puncte der Wahrheit und Schönheit, den sie schon erreicht zu haben schienen: aber auf ihrem Rücklaufe kommen sie

demselben doch wieder um ein Stück näher. So hat der Kreislauf der Moden in Kleidungen und Meubeln, durch alle Abentheuerlichkeiten, durch welche er in der Reihe vergangner Jahrhunderte bis auf unsre Zeit hindurchgegangen ist, doch im Ganzen unsre Kleidung bequemer, und unsern Hausrath zweckmäßiger und einfacher gemacht, als beydes bey unsern Vorfahren gewesen ist.

Giebt es irgendwo einen Endpunct oder ein Ziel der Vollkommenheit, wo der menschliche Geist, wenn er es erreicht, ruhen wird? Und wird er es je erreichen? Fragen, die aus der Erfahrung nicht beantwortet werden können, und die nach der Analogie verneint werden müssen. Wenigstens, glaube ich, daß das Zeitalter, in welchem die ewigdauernden und unwandelbaren Moden erfunden seyn werden, noch weit später eintreten wird, als das, worin die Philosophen sich über allgemein geltende und unabänderliche Principien der Metaphysik und Moral vereinigen werden.

Ich schließe mit einer allgemeinen Betrachtung, die allen vorigen zum Grunde liegt.

Die Vernunft ist ein ehrwürdigerer Gesetzgeber, als die Gewohnheit: und die Einsicht des Guten ein höheres Princip als der Nachahmungstrieb.

Diese Vernunft lehrt mich aber, die großen und fortdauernden Verhältnisse, in denen ich als Mensch, als Bürger, als Vater, als Ehemann, als Beamter des Staats, als Reicher oder Armer, — stehe, und die Pflichten, die mir vermöge dieser Verhältnisse obliegen, den flüchtigen Verbindungen, die sich nur auf den Umgang beziehn, und den kleinern Obliegenheiten, die ich nur als angenehmer Gesellschafter zu beobachten habe, vorziehn.

Alles aber, was die Mode regulirt, hat nur seinen Bezug auf das Gefallen in Gesellschaft, und auf die Erleichterung und Vermehrung des gesellschaftlichen Vergnügens. Alles hingegen, was den modischen Luxus einschränkt, und uns in Befolgung der modischen Veränderungen Mäßigung vorschreibt, hat seinen Bezug auf Tugend

und Glückseligkeit, und ist zur Aufrechterhaltung der Ehre und des Glücks der Familien nothwendig, wodurch es mittelbar auch für das Wohl des Staates wichtig wird.

Gewohnheit und Sitte muß allerdings in unserm Leben, die Kleinigkeiten regieren, damit Vernunft und Ueberlegung für das Große übrig bleibe. Aber auch nicht weiter als auf Kleinigkeiten muß diese Gewohnheit ihre Rechte erstrecken. Und auch die Sorgfalt, mit der man sie beobachtet, muß nicht größere Anstrengung, mehr Zeit, und mehr Aufwand kosten, als andre wichtigere Endzwecke und Pflichten, denen wir unsre Kräfte, unsre Tage, und unser Vermögen zu widmen schuldig sind, erlauben.

Endlich, da die Absicht, warum wir Moden mitmachen, keine andre ist, als weil wir zwischen uns und andern Menschen die Gleichförmigkeit, die der vertraulichen Verbindung mit ihnen günstig ist, zu erhalten wünschen: so ist klar, daß wir den Endzweck der Moden am besten erreichen, wenn wir uns nach den Gewohnheiten der vernünftigsten und gesetztesten Personen unsers Geschlechts richten. Da aber diese mit ihrem

Innern, als dem Wichtigern, stets mehr, als mit dem Aeußern beschäftigt sind: so können wir ihre Mode nicht wohl anders befolgen, als indem wir die der Galanterie ein wenig vernachlässigen.

III.

Ueber
die Maxime Rochefaucaults:
das
bürgerliche Air
verliehrt sich zuweilen bey der Armee, niemahls am Hofe.

Die Maximen des Rochefaucault haben die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen zuerst durch die Theorie auf sich gezogen, welche, im Ganzen genommen, darin herrscht. Die meinige ist, bey seinem Werke, vorzüglich auf die feinen Beobachtungen über das gesellschaftliche Leben gerichtet gewesen, welche in demselben zerstreuet sind.

Jene Theorie, welche die Eigenliebe zum Triebwerke aller menschlichen Handlungen, und die Tugend zu einer feinern Berechnung des Eigennutzes macht, war zu der Zeit, als Rochefaucault schrieb, noch neu genug, um Aufsehen zu erregen. Die Weltleute glaubten in ihm einen großen Aufschluß über die Falschheit der menschlichen Tugenden zu finden, die sie in der Ausübung immer schon angenommen hatten, und durch die sie ihre eigne Gleißnerey sowohl, als ihren beständigen Argwohn gegen andre rechtfertigen konnten. Die Moralisten zogen aus seinem Werke, nach einigen damit vorgenommenen Veränderungen die Grundlage eines neuen Systems, indem sie die Selbstliebe des Menschen,

die ihn nothwendig zum Mittelpuncte aller seiner Bestrebungen macht, ebenfalls als Principium der Tugenden annahmen, und sie nur von dem Eigennutze, der bloß die äußern Güter, Reichthum und Macht, sucht, sorgfältiger, als Rochefaucault, unterschieden. Beyde vereinigten sich, ihn als den größten Kenner des menschlichen Herzens zu preisen. Heute zu Tage ist dieser Grundsatz, daß bey allen menschlichen Handlungen Eigennutz zum Grunde liege, — der in Rochefaucaults Maximen durch eine Menge ausgesuchter Beyspiele durchgeführt wird, — so oft aufgestellt, bestritten, und von allen Seiten beleuchtet worden; man hat sich so allgemein überzeugt, daß die Selbstliebe, in einer gewissen Bedeutung des Worts, das Principium der menschlichen Handlungen, und also auch ihrer Tugenden sey, — weil dasjenige auf den Zustand des Menschen einen Bezug haben muß, was seinen Willen in Bewegung setzen soll; — und man hat so allgemein anerkannt, daß auch der Eigennutz im engern Verstande, der, welcher auf Geld oder auf Ehre geht, sehr viele der glänzendsten und am meisten gepriesenen Thaten der Menschen hervorbringe: daß es einer moralischen Schrift kein großes Verdienst mehr in unsern Augen geben kann, jenes Princip ins Licht gesetzt, und diese Täuschung auf-

gedeckt zu haben. Man ist überdies, nach einer längern Betrachtung dieser Maximen, die durch das Entscheidende ihrer Behauptungen anfangs eben so sehr als durch die Kürze und das Sinnreiche ihres Ausdrucks einnahmen, ziemlich darüber einverstanden, daß viele derselben Uebertreibungen enthalten, und daß sie Erfahrungen, die in vielen Fällen wahr sind, und bey der Classe von Menschen, unter denen Rochefaucault gelebt hat, am häufigsten zutreffen, in ganz allgemeine Grundsätze verwandeln. Als Moralist führt dieser oft seine Leser irre, oder er belehrt sie nicht so sehr, als es scheint. Seine allgemeine Theorie ist in der Ausdehnung und Gewißheit, mit welcher er sie vorträgt, nicht richtig: und mit den Einschränkungen, unter welchen sie wahr ist, enthält sie nicht so viel unbekanntes.

Aber von einem dauerhaftern und unveränderlichern Werthe sind eben diese Maximen des Herzogs, wenn sie als Schilderungen d e r Menschen angesehen werden, unter welchen er lebte; wenn man darin nicht sowohl die Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, als die Kenntniß der Welt, das heißt der verschiedenen Classen der Menschen im bürgerlichen Leben, und besonders die Kenntniß der Großen in den neuern Zeiten und Staaten sucht. Rochefaucault hat scharf und tief gesehen, was er

von moralischen Gegenständen vor Augen hatte: und er ist eben so glücklich in dem Ausdrucke dieser feinen Schattirungen der Sitten; — bey welchen, eben ihrer Feinheit wegen, die Darstellung kein kleineres Verdienst ist, als die Entdeckung derselben. Wer sich an seine Stelle setzt, und seine Sätze auslegt, so wie er sie sich in seiner Lage dachte; das heißt, wer die große Welt in der Hauptstadt Frankreichs, und den Hof Ludwigs des vierzehnten dabey vor Augen hat: der wird in seiner Schrift eben so viel Unterricht über jene merkwürdigen Schauplätze des menschlichen Lebens, als Veranlassung finden, die Menschen seiner Zeit und seiner Classe, durch Vergleichung mit einem so wohlgetroffenen Gemählde eines vergangnen Zeitalters und eines höhern Standes zu studieren. Das Einzelne und Besondre ist, nach meinem Urtheile, in Rochefaucaults Maximen mehr werth, als das Allgemeine; die scheinbar kleinen Bemerkungen über Sitten, Lebensart und Decorum mehr, als die großen und vielumfassenden Lehrsätze über Tugend und Leidenschaften überhaupt. Jene, obgleich zuweilen etwas dunkel und räthselhaft ausgedrückt, haben mir doch, bey einer genauern Betrachtung, einen wahren, und einen praktisch nützlichen Inhalt zu enthalten geschienen: wenigstens haben sie mir immer Anlaß zum Denken ge-

geben. Diese, so deutlich sie waren, haben mich weniger unterhalten, und oft eben so wenig überzeugt.

Ueberhaupt ist die Form unbewiesener und unausgeführter Sentenzen, weit schicklicher zur Mittheilung von Beobachtungen, bey welchen es nur darauf ankömmt, den Blick des Lesers auf den Gesichtspunct hinzulenken, welchen der Autor ins Auge gefaßt hat, als zum Vortrage theoretischer Sätze, die durchaus ihre Entwickelung und ihre Beweise zur Seite haben müssen, wenn sie nicht mißverstanden werden, und wenn sie zum theoretischen oder praktischen Gebrauche tauglich seyn sollen.

Zu diesem für mich interessantern Theile der Maximen des Rochefaucault gehört auch diejenige, welche ich in diesem Aufsatze aus einander zu setzen gedenke: das bürgerliche Air verliert sich zuweilen bey der Armee, niemahls bey Hofe. Sie hat mich vielleicht deswegen mehr als andre an sich gezogen, weil sie beym ersten Anblicke mir weniger klar war, und als ich ihrem Sinne nachspürte, mir ein ziemlich weites Feld eigner Betrachtungen zu eröffnen schien. Indem ich den Lesern den Gang, welchen diese meine Reflexionen genommen haben, und die Resultate, auf welche ich dabey gekommen bin, vorlege: werde ich zugleich

jenen Sinn, so weit ich ihn selbst einsehe, ins Licht setzen.

Wie geht es in aller Welt zu, dachte ich zuerst, daß, da das Wort Bürger, nichts anders als den Mann aus dem Mittelstande bezeichnet, — aus dem Stande, der, nach aller, selbst nach der Großen Geständnisse, das Achtungswürdigste in sich enthält, was eine Nation an talentvollen und tugendhaften Leuten besitzt, das Beywort, bürgerlich, demohnerachtet eine verächtliche Nebenidee erweckt? — Ist es deswegen, weil es gemeiniglich nur als ein Epithet der äußern Sitten gebraucht wird, — und weil grade in den äußern Sitten der Mittelstand hinter dem vornehmern zurück ist, indeß er ihn zugleich an wesentlichern Eigenschaften übertrifft? — Und zweytens, wenn ein solcher Vorzug des Adelstandes vor dem Bürgerstande existirt: worin besteht er, wo rührt er her, und welche Ursache hat man, die besondre Bemerkung des Rochefaucault, daß der vornehm gewordne Bürger die vornehmen Sitten eher unter Soldaten, als unter Hofleuten erlernen könne, für wahr anzunehmen?

Das Wort, Bürger, hat im Deutschen mehr Würde, als das Französische bourgeois, dessen sich Rochefaucault in unsrer Stelle bedient. Und zwar

deswegen hat es mehr, weil es bey uns zwey Sachen zugleich bezeichnet, die im Französischen zwey verschiedene Benennungen haben. Es heißt einmahl, ein jedes Mitglied einer bürgerlichen Gesellschaft, — das ist das Französische citoyen; — es bedeutet zum andern den unadlichen Stadteinwohner, der von einem gewissen Gewerbe lebt, — und das ist bourgeois.

Unter Bürgern, im letztern Verstande des Worts, sind Handwerker, Krämer, und kleine Kaufleute mit begriffen. Beydes, die Erziehung und die Geschäfte derselben, sind gemeiniglich von der Art, daß der Körper dabey vernachläßiget wird, der Geschmack ungebildet bleibt, und selbst der Verstand wenig Aufklärung erhält. Ihre Sitten, und der Ton ihres Umgangs sind diesen Umständen gemäß. — Ihre gute Seite, ihre Redlichkeit, ihre Klugheit, ihre Kenntnisse, zeigen sich vornehmlich nur in der Ausübung ihrer Profession. In ihren Erhohlungsstunden, in ihren Gesellschaften, in dem bloß zur Geistesunterhaltung abzielenden Umgange mit andern Menschen, kömmt gemeiniglich nur ihre schlechtere Seite zum Vorschein, — ihre Leere an Kenntniß der allgemein interessanten Gegenstände, ihr weniges Gefühl für das Schöne, die Steifigkeit ihrer Muskeln, und die Einseitigkeit ihrer Denkungsart. Weil

sie nun von Allen, die nicht zu ihrer Profession gehören, oder ihrer in den Arbeiten derselben bedürfen, — weil sie besonders von den Vornehmern, — bloß nach denjenigen Eigenschaften beurtheilt werden, die sie in der allgemeinen Beziehung, als Menschen, und in dem allgemeinen Verkehr mit andern, welchen man Umgang heißt, äußern: so kann es nicht fehlen, daß dieses Urtheil nachtheiliger, als sie es verdienen, für sie ausfällt.

Zu dem Bürgerstande aber gehören, nach der gesetzlichen Rangordnung, auch noch die Gelehrten *), und die Großhändler, zwey Classen, bey welchen, wie immer bey den Gränzen, Streit darüber ist, wohin sie und ihre Kinder gehören, — in wie fern sie den Bürgern, die ich bisher genannt habe, der Geburt nach gleich zu achten sind, und um wie viel sie sich dem Adel nähern. So viel ist gewiß, reiche Handelsleute können ihren Kindern eben die Erziehung geben, als die Großen den ihrigen. — Ein Gelehrter, wenn er ein wahrer Gelehrter

*) Ich verstehe darunter diejenigen, welche sich dem Unterrichte der Jugend, oder der Erwachsenen, in Kirchen, Schulen und Universitäten widmen, wovon die meisten gewiß vom Bürgerstande sind.

lehrter ist, muß einen eben so angebauten Verstand, und einen größern Vorrath von Kenntnissen haben, als der feinste Weltmann: und auch an Geschmack kann es demjenigen nie ganz fehlen, welcher wahre Einsichten besitzet. — In der That werden auch diese beyden Classen der Bürgerlichen, wenn auch die Gesetze, zwischen ihnen und gemeinen Bürgern, keinen Unterschied des Standes annehmen, doch durch Gewohnheit und Herkommen ihnen vorgezogen. Die Franzosen, welche, da sie noch ruhig waren und monarchisch regiert wurden, alle Sachen, welche die äußern Sitten und das gesellschaftliche Leben betreffen, mehr als wir aufs Reine gebracht hatten, (obgleich oft mehr durch willkührliche Bestimmungen, als durch vernünftige Gründe) zogen, wie man mir gesagt hat, eine Gränzlinie bey den Banquiers. Indeß diese in die gute Gesellschaft aufgenommen werden konnten, blieben Waarenhändler (Marchands) gänzlich davon ausgeschlossen. Was ihre Gelehrten betrifft, so bestimmte bloß ihr Ruhm, ihr Witz und ihre Artigkeit, welchem Stande sie gleichgeschätzt werden, und mit welchem sie leben sollten. — Bey uns Deutschen ist die Scheidewand, welche zwischen Adlichen und Unadlichen die Geburt setzt, die einzige feste, aber auch eine unvertilgbare Unterscheidung: alles übrige

ist unbestimmt und vermischt. Indessen hat doch auch hier der Adel den Vorzug eines, durch ausgebreitete Handlungsgeschäfte, oder durch Nachdenken und Wissenschaft gebildeten Bürgers, vor einem Krämer und Handwerker, anerkennen müssen.

Nichts desto weniger bleibt das verächtliche Beywort, bürgerlich, auch an den Sitten dieser höhern Bürgerclassen haften, besonders wenn, wie es in Rochefaucaults Maxime geschieht, Hofsitten, als das höchste Ideal der Feinheit und des Geschmackvollen im äußern Betragen, denselben entgegengesetzt werden.

Sollte dann nun wirklich etwas in der Natur dieser Stände, in ihrer Erziehung, ihrer Lage im gemeinen Wesen, oder in ihren Beschäftigungen seyn, welches nothwendig ihre Manieren verschieden, — und insbesondre die des Bürgers geschmackloser machte, wenn dieser auch eben den Zutritt zu allen den Hülfsmitteln hätte, wodurch sich der Sohn einer großen Familie verfeinert?

Ganz vorzüglich seltsam scheint es, daß, da doch der Gelehrte den jungen Weltmann gemeiniglich zu erziehn bekömmt; da Kenntnisse und Künste fast immer von Gelehrten, die bürgerlich waren, erfunden und zuerst cultivirt, und dann erst von den Großen und ihren Kindern gelernt worden sind; da

alles, was an einem Hofmanne, und um ihn glänzt, gemeiniglich von Bürgern angegeben, verfertigt, oder ihm beygebracht und gelehrt worden ist: — der Lehrling doch so weit über seine Meister seyn, und der Adliche, dessen Erziehung vollendet ist, mit Würde und Beyfall in Gesellschaften soll auftreten können, worin sein Erzieher eine schlechte Figur macht.

Ich gehöre auch zu dem Bürgerstande, und habe also mein eignes Interesse und meine Gerechtsame bey dieser Untersuchung mit im Spiele. Vielleicht bin ich auch, ohne daß ich es weiß, von Vorurtheilen meines Standes eingenommen, und unfähig, unparteyisch über einen andern zu urtheilen. Ich sehe überdies ein, daß ich, indem ich diese Betrachtungen dem Publikum mittheile, in Gefahr bin, entweder von den Adlichen für stolz gehalten zu werden, wenn ich die Vorzüge der Classe, aus welcher ich herstamme, ins Licht setze, oder von meines Gleichen für eitel und begierig nach dem Umgange mit den Großen, wenn ich die Sitten der großen Welt lobe. Demohnerachtet, weil alles, was die Verschiedenheit der Stände, und den Einfluß ihres Unterschiedes auf Sitten und Lebensgenuß betrifft, mir wichtig scheint, indem dadurch zugleich die Kenntniß der menschlichen Natur befördert wird;

und weil ich mir wenigstens des Vorsatzes bewußt bin, ganz unparteyisch bey dieser Untersuchung zu Werke zu gehn, meiner persönlichen Lage in der bürgerlichen Welt, und meiner Wünsche ganz zu vergessen, und nur meinen Beobachtungen zu folgen: so will ich jener Schwierigkeiten nicht achten, und über die Materie, von der in Rochefaucaults Maxime die Rede ist, meine Meinung ohne Zurückhaltung sagen.

Das ist ein Factum, daß die größte Feinheit der Sitten, die vollkommenste Politur des gesellschaftlichen Umgangs, der wahrhaft gute Ton nicht in des Handelsstädten, nicht in den Universitäten und Musensitzen, sondern in den Hauptstädten und Residenzen gesucht wird. Ein junger Mann von Stande, der durch den Umgang seine Erziehung vollenden, selbst die meisten Annehmlichkeiten des geselligen Lebens genießen, und sich zugleich das annehmlichste Aeußre erwerben will, wird in Holland nicht nach Amsterdam, sondern nach dem Haag gehn. Er wird London vor Oxfort, Berlin vor Hamburg, und Paris vor Lion wählen. Wo der größte Zusammenfluß der Großen des Landes ist: da wird er auch die Gesellschaften vom besten Tone erwarten: — und er wird sich, im Ganzen, nicht betrogen finden.

Ferner, an jedem dieser Orte, ist der, welcher in der Gesellschaft des ersten Ranges lebt, wenn er mit denen, die ihren Umgangskreis in niedrigern Classen haben, gleiche natürliche Vorzüge des Körpers und des Geistes besitzt, diesen in Sitten und Anstand, und der Kunst zu gefallen, selbst in den Augen der niedrigern Classen, gewiß überlegen.

Warum ist besonders der Hof — diejenige Gesellschaft der Menschen, welche den Beherrscher des Landes umgiebt, — zu allen Zeiten, und in allen Ländern, für die Schule der Artigkeit gehalten worden? Und, in der That, wer kann den wahren Hofmann, wenn er zugleich Verstand und Charakter hat, anders als liebenswürdig finden, — so abgeschmackt auch der nachgeäffte und verfehlte Hofton ist?

Ist dies bloß Folge des Vorurtheils der Menschen für alles, was Macht besitzt, was herrscht, oder was den Mächtigen und Herrschern nahe kömmt? Scheinen uns nur deswegen die Sitten der Vornehmern schön, weil wir ihre Personen mit Ehrerbiethung anzusehen gewohnt sind? Oder ist in ihrer Lage etwas, welches ihnen wirklich eine größre Leichtigkeit und mehr Hülfsmittel giebt, ihre Sitten zu verfeinern? Bildet sich unter ihnen wirklich ein feinerer Geschmack in Sachen

des Wohlstandes aus; gelangen sie durch Ursachen, die ihnen allein eigen sind, zu einer höhern Vollkommenheit im äußern Betragen, welche die andern Stände, wenn sie sie gewahr werden, billigen, und ihrer eignen Art zu seyn und zu handeln vorziehn müssen? Oder würden diese jeder Gewohnheit und Sitte ihren Beyfall geben, die sie von Höhern angenommen sehen?

Es giebt unter dem Bürgerstande unparteyische Männer, die weder sklavisch genug denken, um alles, was nach bürgerlichen Verhältnissen über ihnen ist auch an innern Eigenschaften vortreflicher zu finden, — noch so eitel sind, daß sie, ohne zu billigen, nachahmen sollten, was den Höhern eigen ist. Wenn von diesen Männern einer, auf Wegen, welche seinem Stande offen stehen, durch Studium und Nachdenken, durch Lesung guter Bücher, durch einen zwar eingeschränkten Umgang, aber mit vernünftigen Leuten, und durch beständige Aufmerksamkeit auf die Fehler selbst, die er in seinen Gesellschaften wahrgenommen hat, zu einer feinern Ausbildung seiner Sitten, oder doch zu einem richtigern Geschmack über das, was feine Sitten heißt, gelangt ist: so wird dieser gemeiniglich der erste seyn, welcher zugesteht, daß der Mann aus der großen Welt, der mit ihm gleiche innere Voll-

kommenheit besitzt, im Umgange einen Vorzug vor ihm habe. Er wird, glaube ich, anerkennen, daß in der sogenannten guten Gesellschaft, oder in der, welche sich an die Großen des Landes anschließt, mehr Personen, als unter noch so gut erzognen Handelsleuten und Gelehrten zu finden sind, die ohne Affectation gefällig, ohne Weitschweifigkeit in ihrem Vortrage deutlich und ohne Künsteley beredt zu seyn wissen, — mehr Personen, die mit ihrem Tone und mit ihrem Anstande abzuwechseln, und ihn den Personen und Umständen, unter welchen sie sich befinden, anzupassen verstehn, die, nie verlegen, und nie unbescheiden dreist, aufmerksam auf andrer Wünsche, und doch unbekümmert und sorglos, — bemüht zu gefallen, und doch unbefangen und natürlich sind.

Besonders dieses letztre, das natürliche Wesen, die Abwesenheit alles Zwanges und aller Spuren von Verlegenheit, die Leichtigkeit, ein Gespräch anzufangen, die anscheinende Gelassenheit und Ruhe, auch bey der sorgfältigsten Achtsamkeit auf seine Worte, Geberden und Handlungen, die mit Respect verbundne Freymüthigkeit gegen Höhere, die Höflichkeit gegen Niedere, welche der Würde nichts vergiebt, der vertrauliche Ton mit seines Gleichen, der doch nie aus den Schranken des Anstandes tritt,

das Talent, mitten im Geräusche, unter Fremden, und unter Fürsten, in einem eben so behaglichen Zustande zu seyn, oder doch zu scheinen, als wenn man allein, oder unter seinen vertrautesten Freunden wäre: alle diese Vorzüge finden sich, auch bey Hofleuten von sonst mittelmäßigem Verdienste, häufig, bey Gelehrten, Künstlern und Handelsmännern, selbst bey denen von großen Einsichten und von einer glücklichen Ausbildung, nur selten.

In der That entdecken sich auch, wenn man die Lage beyder Classen in der bürgerlichen Gesellschaft genauer untersucht, sehr begreifliche Ursachen, warum jene Vorzüge, die sich auf den Umgang beziehn, der höhern Classe eigen seyn müssen.

Der Umgang ist eine Kunst, und wird, wie alle Künste, nur durch Uebung zur Vollkommenheit gebracht. So wie nur nach sehr vielem Zeichnen und Mahlen, in einer Nation, große Mahler zum Vorschein kommen; so wie der, welcher ein großer Tonkünstler werden soll, sehr viel musiciren muß: so muß in einer Gesellschaft von Menschen, wo der Umgang sehr verfeinert werden soll, sehr viel Umgang seyn; der Mensch, welcher ein guter Gesellschafter werden will, muß viel Zeit in Gesellschaft zubringen.

Ja, um Fortschritte in der Kunst des Umgangs zu machen, ist der vielfache und häufige Verkehr der Menschen unter einander noch weit nothwendiger, als zu der Vervollkommung jeder andern Kunst die Menge der Arbeiten und der Arbeiter in derselben nöthig ist.

Bey den mechanischen, und bey dem größten Theile der schönen Künste ist das Material, welches bearbeitet, und das Werkzeug, mit welchem operirt wird, ein todtes Wesen: und nur der Meister ist lebendig und selbstthätig. Nicht beyde bilden einander wechselsweise; sondern der ausübende Lehrling bildet sich selbst, indem er die Handgriffe und Verrichtungen, die zur Hervorbringung seines Kunstwerks gehören, so oft wiederhohlet, bis er endlich gewahr wird, wo er fehlt, oder durch dunkle Gefühle seine Hand, sein Auge, und alle dabey wirksamen Glieder seines Körpers instinctmäßig in die gehörige Richtung bringen lernt.

Es kann daher auch durch ein einziges großes Genie, eine Gattung der Kunst auf einmahl weiter gebracht werden, als viele handwerksmäßige Arbeiter, mit ihrem vereinigten Fleiße sie bringen können.

Im Umgange hingegen sind die Materie und das Werkzeug der Kunst, von welcher die Rede ist, lebendige, freye Wesen. Hier hat es der Mensch mit Menschen zu thun: er soll auf sie wirken, indem er sich zugleich ihnen gleichsam darbiethet, um gewisse Eindrücke von ihnen zu empfangen, und ihrer Thätigkeit hinwiederum zum Gegenstande und zum Gehülfen zu dienen. Jeder bringt hier seine Gerechtsame, seine Ansprüche, seine Absichten, seine Leidenschaften mit lauter Sachen, die einander oft widersprechen, und wenn sie ohne Einschränkung fortwirken, unmittelbar Streit und Beleidigung, oder Kaltsinn und Gleichgültigkeit erregen. — Es sollen Mittel gefunden werden, wie alle diese mit Begierden und einer herrschsüchtigen Thätigkeit begabte Geschöpfe zugleich befriedigt werden können, so daß keines zu viel aufopfern dürfe, — jedes etwas bekomme und mittheile, genieße und zum Genusse der andern beytrage, — und so alle bey einander vergnügter sind, als sie einsam seyn würden. — Um diese Auskunftsmittel zu entdecken, müssen die Collisionsfälle, wo man ihrer bedarf, vorgekommen seyn. Um die Unbequemlichkeiten zu vermeiden, welche streitende Verhältnisse erregen, müssen die Verbindungen selbst vielfach seyn, und

oft wiederkommen, in welchen die verschiedenen Arten dieses Streits bemerkt werden. Nur die Erfahrung kann uns hier leiten. Die moralischen Beziehungen sind so zahlreich, so veränderlich, und zum Theil so fein, daß sie sich nicht durch die Reflexion voraussehn, oder nach allgemeinen Grundsätzen unter Regeln bringen lassen. Man muß wirklich in denjenigen Verhältnissen gewesen seyn, welche man richtig beurtheilen, und bey denen man sich schicklich betragen lernen soll. Und damit nun die gesammte Aufführung des Menschen zu dieser Richtigkeit und Schicklichkeit gelange, ist es nöthig, daß er solcher Erfahrungen sehr viele mache, d. h. viel in Gesellschaft lebe.

Leute, sagt das Sprüchwort, machen Leute. Das heißt erstlich so viel: ein junger Mensch kann zu einem artigen Manne nicht gebildet werden, als wenn er unter artigen Leuten lebt. Aber es ist noch in einem andern Sinne wahr. Die Artigkeit, in jeder Nation, in jedem Stande, ist immer in Verhältnisse mit dem häufigen oder seltenen Umgange, welchen die Menschen dieses Standes, dieser Nation mit einander haben.

Nun gehört aber zum Genusse des Umganges Muße; und Muße setzt Befreyung von Nahrungssorgen voraus. Also kann häufiger Umgang nur

unter den Wohlhabenden einer Nation seyn. Die größte Wohlhabenheit aber findet sich immer in der höchsten Classe; wenigstens findet sich dort die größte Muße.

Noch ein Umstand kömmt hinzu, das gesellige Leben auf die wohlhabenden Classen einzuschränken. Da der Mensch früher sinnlich als vernünftig ist, und immer in gewissem Grade ein sinnliches Wesen bleibt, so will er auch zum Umgange mit seines Gleichen, zum Ausdrucke der Ideen, zum gesellschaftlichen Vergnügen, insofern es geistig ist, durch das sinnliche gereitzt seyn. Wenn er gern und viel mit andern zusammenkommen soll, so muß er auch in besser ausgezierten und heller erleuchteten Zimmern mit ihnen zusammenkommen. Er will, bey der geselligen Tafel, durch einen ausgesuchteren Schmuck seiner selbst und seiner Gäste, etwas für sein Auge, durch ausgesuchtere Speisen und Weine, etwas für seinen Gaumen haben.

Man wird nicht leicht bey ganz frugalen Mahlzeiten, und ohne alle Zurüstungen, Leute oft zusammenkommen sehn, ausgenommen solche, die gelehrte, oder die vertrauliche Gespräche mit einander zu führen wissen, — die entweder durch wahre Freundschaft, oder durch die Liebe gemeinschaftlicher Wissenschaften mit einander verbunden wer-

den. Aber die Anzahl von Personen, bey welchen ein Umgang dieser Art statt findet, ist zu klein, als daß sie eine Welt für sich ausmachen könnten: auch erneuert sich das Bedürfniß, dessen Befriedigung sie in ihren Zusammenkünften suchen, nicht so oft. Hingegen mit einem gewissen Genusse verfeinerter Sinnlichkeit, mit einem immer sich erneuernden Schauspiel zur Ergötzung des Auges verbunden, kann die Gesellschaft sehr viele, sonst ungleichartige, Menschen vereinigen und vergnügen, — kann jedem unter ihnen lange angenehm bleiben, auch wenn die Geistesunterhaltung nur mittelmäßig ist. *)

---

*) Man sollte glauben, daß auch Leute von geringem Vermögen, wenn sie nur Neigung zur Geselligkeit besäßen, Verabredungen unter sich treffen könnten, wonach sie, Familienweise, eben so oft, als die Reichen, zusammenkämen, und aller Vortheile eines fortdauernden Umgangs so wie diese, genössen. Sie müßten nur mit einander nicht essen und trinken, oder wenigstens nicht viel besser essen und trinken wollen, als jeder von ihnen es zu Hause zu thun gewohnt ist. Das Gespräch und die eigentlich gesellschaftlichen Unterhaltungen erfordern keinen großen Aufwand: und sobald nur alle einig wären, keinen weitern machen zu wollen, so würde niemand über die zu kärgliche Bewirthung seiner Gäste beschämt seyn, und alle würden doch des wesentlichen Guten, das im Umgange liegt, genießen können. — Aber die Erfahrung

Man mag diesen Hang der Menschen immerhin als ein Hinderniß der Geselligkeit, und als eine Verkennung des wahren Zwecks derselben tadeln: man muß demohngeachtet gestehn, daß eben diese äußern Zierrathen, diese Vorbereitungen, dieser in

---

zeigt, daß dies höchst selten geschieht: — vornehmlich, wenn beide Geschlechter an dem Umgange, wovon die Rede ist, Theil nehmen sollen. Es sey, daß durch das eine Vergnügen der Trieb zum andern mehr rege wird, und daß also die Sinnlichkeit etwas mehr zu ihrer Befriedigung verlangt, wenn das Herz durch Gesellschaft zur Freude gestimmt ist; — oder es sey, daß die Gegenwart andrer Menschen, besonders eines andern Geschlechts, die schlafende Eitelkeit weckt, und jeder an das Ausschmücken und Verschönern das seinige sogleich zu denken anfängt, als er Gelegenheit hat, gesehn zu werden: genug, es ist so, daß, wenn gewöhnliche Menschen viel und gern mit einander umgehen sollen, sie schimmern und scheinen, oder gut essen und trinken müssen. Je besser die Küche und der Keller bey jemanden versehn, je prachtvoller seine Zimmer ausgeziert sind, je mehr er andern köstliches vorsetzen oder schönes zeigen kann: desto mehr Lust haben andre, zu ihm zu kommen, desto mehr Lust hat er selbst, Leute bey sich zu sehn.

Ja es ist nicht genug, wenn man in einem Hause gern zu Gaste seyn soll, daß die Bewirthung gut sey: sie muß auch leicht seyn; man muß sehn, daß sie dem Wirthe keine Mühe, keine Aengstlichkeit kostet. Dazu gehört aber am nothwendigsten Vermögen. — Wenn genaue

den Anordnungen der gesellschaftlichen Geräthschaften, Werkzeuge und Zusammenkunftsplätze wetteifernde Luxus, selbst etwas dazu beyträgt, einen gewissen Anstand unter den sich daselbst versammelnden Gesellschaftern zu verbreiten, ihre übeln Launen und ihre ungeselligen Leidenschaften zurückzuhalten, und ihnen eine größere Begierde zu gefallen, einzuflößen.

Um dieser Ursachen willen kann also nur diejenige Classe einer Nation, in welcher die größte Anzahl reicher und nicht allzu beschäftigter Leute befindlich ist, und an gemeinschaftlichen Wohnplätzen zusammenlebt, durch Umgang sich sehr verfeinern.

Diese Erfahrungen bestätigen sich auch bey den übrigen Bürgerklassen, nicht bey der höchsten allein. Diejenige von ihnen findet man an jedem Orte, zu jeder Zeit am artigsten, die am meisten unter sich zusammenhält, deren Familien mit einander am häufigsten umgehn.

Sparsamkeit mit modischer Eleganz verbunden werden soll, dann sind Sorgen unvermeidlich: und mühsame Vorkehrungen können schwerlich verborgen bleiben. — Der Herr oder die Frau von Hause müßten dann Meister in der Kunst zu bewirthen seyn. Aber Meister giebt es in jeder Kunst wenige.

So bekömmt zum Beyspiele, der reiche Kaufmannsstand, in ansehnlichen Handlungsörtern, nach dem Adel in Residenzen, die meiste äußre Politur. Die Wissenschaften können in dieser Absicht dem gelehrten Stande, an Oertern, wo er der allein herrschende ist, das nicht ersetzen, was ihm der Mangel eines ausgebreiteten Umganges entzieht. Ausgebreiteter Umgang ist aber dort den Gelehrten weniger möglich, theils wegen der Natur ihrer Beschäftigungen, welche einen weit größern Theil ihrer Zeit, als der große Handelsmann auf seine Geschäfte wenden darf, fordern, und während dieser Zeit sie zur Einsamkeit nöthigen, theils wegen ihrer geringern Anzahl, und ihrer eingeschränkteren Einkünfte.

Auch der Kaufmannsstand genießt des Vortheils, von dem ich redete, nur da, wo er zahlreich, wo er wohlhabend und an Wohlhabenheit ziemlich gleich ist. Ich muß noch hinzusetzen, daß er auch durch die Mannigfaltigkeit der Handlungszweige, in die er sich getheilt hat, von der ihm sonst so eignen Rivalität befreyet seyn muß. — Da, wo eine und dieselbe Art des Verkehrs alle beschäftigt, da werden sie durch ihr streitendes Interesse, und durch die gegenseitige Besorgniß, einander in der Vertraulichkeit des Umgangs, zu viel von ihren Angelegenheiten zu entdecken, von einander entfernt. Ueberdies

dies bringt die große Gleichheit ihrer Beschäftigungen auch eine gewisse Gleichförmigkeit in ihrem Geiste und in ihren Sitten hervor. Dadurch werden sie weniger geschickt, sich wechselseitig abzuschleifen. Denn nur die Verschiedenheit der Menschen macht, daß durch den Umgang einer gleichsam der Erzieher des andern wird.

Jeder bringt nähmlich alsdann gewisse eigne Vorurtheile und Thorheiten mit, die der andre, weil er sie nicht mit ihm gemein hat, leichter gewahr wird, und denen er also entgegenarbeitet. Jeder hat gewisse rauhe Ecken, aber jeder hat andre. Diese fügen sich nicht so in einander, daß sie alle stehn bleiben könnten. Entweder müssen sich also sämmtliche Glieder der Gesellschaft ein wenig in einander schicken, sich bilden und abschleifen: oder sie müssen sich trennen. Dafür hat auch, bey größrer Mannichfaltigkeit der mit einander lebenden Menschen, jeder gewisse eigne Vorzüge, die von den übrigen nachgeahmt werden können: und so wird durch das Zusammenseyn jeder gebessert.

Jedes Band, welches im Bürgerstande eine beträchtliche Anzahl Familien näher zusammenknüpft, und daher sie zum Umgange mit einander einladet, trägt auch dazu bey, sie zu verfeinern. Dies ist vielleicht der Grund, warum in mehrern Deutschen

Handelsstädten sich die französischen Colonisten, vor den einheimischen Kaufleuten, an Artigkeit und Weltton auszeichnen. Nationalliebe, Sprache und Stolz verband jene Familien lange Zeit genauer, als es die deutschen Kaufmannsfamilien derselben Oerter waren. Abgerechnet also, was die natürliche Anlage dieser Nation zur Geselligkeit ihr vor uns vorausgiebt, hat auch dieser häufigere, vertrautere, und doch, wo zahlreiche Colonien, wie in Berlin und Leipzig, sind, ausgebreitete Umgang, dessen die Glieder derselben genießen, jene Anlage begünstigt, und sie nach und nach auf Einrichtungen, Sitten und Moden gebracht, die der Annehmlichkeit des geselligen Lebens zuträglicher sind, als die, welche in Deutschen Kaufmannshäusern herrschen.

Diese Vortheile nun, die in den gedachten Bürgerclassen dem geselligen Umgange zu Statten kommen, finden sich in der Classe des Adels, in den Hauptstädten der Europäischen Reiche, vereiniget: und diesem sind noch einige Vortheile ausschließend eigen, welche dem Bürgerstande gänzlich fehlen.

Erstlich, nirgends ist die Gesellschaft zahlreicher, mannigfaltiger zusammengesetzt, abwechselnder; — nirgends ist der Umgang häufiger und weniger unterbrochen. Die große Welt und die Höfe scheinen

nichts anders, als Schauplätze gesellschaftlicher Ergötzungen zu seyn, und die Personen, welche an beyden figuriren, scheinen nichts anders zu thun zu haben, als Tag vor Tag Auftritte dieses Schauspiels aufzuführen.

Nirgends vereinigen sich die gesitteten Stände, und die vorzüglichsten Personen aus jedem, so sehr, als gerade in eben diesen Hauptstädten und in den obern Classen der Gesellschaft. Wenigstens ist es gewiß, daß hier der Gelehrte, der Künstler, der angesehene und unterrichtete Kaufmann weniger von einander und von den Großen entfernt sind, als in den Provincialstädten.

Eben weil die Großen sich immer einander sehen und von der Einförmigkeit ihrer Gesellschaften und Vergnügungen ermüdet werden, dabey aber an beständigen Umgang, als an ein unentbehrliches Bedürfniß, gewöhnt sind, suchen sie die angesehenen Leute andrer Stände auf. Jedes Talent, jede Tugend, die zugleich vergnügt und annehmlich ist, die außerdem sich durch ein anständiges Aeußere empfiehlt, wird von ihnen begieriger aufgesucht, als von den mittlern Cirkeln der bürgerlichen Reichen, die gemeiniglich nur ihres Gleichen zu ihren Festen zulassen, oder, wenn sie ihre Gesellschaften erweitern wollen, lieber höher hinaufsteigen, als sich zu denen

herablassen, die an Range oder Vermögen unter ihnen sind.

Eben so ist außer der großen Welt, d. h. der Gesellschaft des ersten Adels in den Hauptstädten, keine andre Gesellschaft, in welcher Personen aus so vielerley Nationen zusammenkämen und so oft durch neue Ankömmlinge ersetzt würden. In den Residenzstädten macht schon das diplomatische Corpus, das aus den Gesandten und Geschäftsträgern der auswärtigen Mächte besteht, einen beträchtlichen Theil der Gesellschaft aus, und der in die übrige viel Einfluß hat. Diese Personen, welche die Kenntniß so vieler Länder, und nach einer gegründeten Vermuthung, die beste Erziehung und die feinsten Sitten, die in jedem zu finden sind, mitbringen, formiren nothwendig eine gute Schule für das Anständige in der Gesellschaft. Unter den vornehmen Reisenden, welche das Ansehn einer Regierung, die Pracht des Hofes, die Sehenswürdigkeiten der Residenzstadt, oder selbst der Ruf von den Vergnügungen ihrer Gesellschaften herbeyzieht, und die bloß ihres Nahmens und ihrer Geburt wegen, in allen Cirkeln der großen Welt, sobald sie sich melden, Zutritt finden, kommen von Zeit zu Zeit unfehlbar einige vor, die neuen Stoff zur Bereicherung des gesellschaftlichen Schatzes der Unterhaltung, neue Modelle zur

Verfeinerung der geselligen Gewohnheiten und Talente liefern.

Daß der Umgang mit Fremden, die einen Ort als Reisende besuchen, die Gesellschaften desselben aufgeklärter und gesitteter zu machen diene; davon kann ebenfalls der Kaufmannsstand einen Beweiß abgeben. Er theilt, besonders in Städten, die an der See oder an den großen Heerstraßen von Europa liegen, den gedachten Vortheil mit dem Adel der Residenzstädte, und erhebt dadurch hier in der That seinen gesellschaftlichen Ton über das gewöhnliche Maß seines Standes. Aber doch nimmt an diesem Vortheile nicht sowohl der ganze Stand und dessen Gesellschaften, als nur eine kleine Anzahl von Individuen Theil. Es sind immer nur einige wenige Kaufmannshäuser, die entweder durch ihre Geschäfte, oder durch ihre Gastfreyheit, oder durch ihre schon zuvor erlangte Verfeinerung, und den Ruf derselben, die Fremden an sich ziehen, da hingegen der adliche Fremde in allen guten Häusern seines Ranges zu finden ist, und in kurzem mit dem gesammten Adel in Verbindung kömmt.

So wie die Gesellschaft der obersten Classe, in ihren vornehmsten Zusammenkunftsörtern, zahlreicher ist, als die jeder andern; so wie sie von einem größern Raume der Erde die Menschen in sich vereiniget, und also eine mannich-

fältigere Mischung von Charakteren und Sitten in sich schließt: so erneuert sie sich auch öfter, durch den Wechsel ihrer Glieder; und indem sie im Ganzen, an Umfang und Verfassung, dieselbe zu bleiben scheint, stellt sie doch in kurzen Zeiträumen, dem Beobachter ganz neue Bestandtheile dar.

Dieser Wechsel ist selbst schon eine Folge der Größe der Gesellschaft. Diese macht es unvermeidlich, daß durch Tod, Veränderung des Wohnortes, durch Versetzung in andre Aemter, und durch alle die Ursachen, welche den Wechsel im Menschengeschlecht überhaupt veranlassen, eine beträchtliche Anzahl ihrer Glieder jährlich abgeht und durch neue ersetzt wird. Ueberdies aber ist an den Höfen der Fürsten und in den Mittelpuncten großer Reiche ein eignes Principium von Bewegung und Veränderlichkeit, eine anziehende und zurückstoßende Kraft, welche bald neue Gäste und Colonisten herbeylockt, bald die alten Einwohner entfernt. Die Regierungsgeschäfte, die von den Provinzialobrigkeiten abzulegende Rechenschaft oder einzuhohlende Befehle, die vor den obersten Tribunälen des Landes schwebenden Processe, die bey den Landesherrn unmittelbar anzubringenden Gesuche, führen immer andre und andre Menschen aus den Provinzen des Reichs, — die politischen Angelegenheiten führen

sie aus andern Höfen, — die Begierde der Menschen ihr Glück zu machen, und die Hülfsmittel, welche besonders Gelehrte und Künstler zu ihrer Ausbildung dort finden, führen diese aus allen Ländern, und führen immer wieder neue Menschen herbey. Endlich bringt der Hang zum Vergnügen selbst, der unter den müßigen Großen so vorzüglich herrscht, die Veränderlichkeit hervor; und veranlaßt sie zu mehr Wanderungen, als andre Stände sich erlauben oder möglich finden. So erscheinen also immer andre und andre Acteurs auf dem Schauplatze der Höfe und der sich an sie anschließenden Gesellschaften des ersten Ranges. — Diese ihnen zuströmenden neuen Mitglieder sind nicht zahlreich genug, um den guten Ton, wenn er sich einmahl in jenen festgesetzt hat, durch die Einmischung fremder und schlechterer Sitten zu verunstalten: indem der alte bleibende Stamm, nicht nur den größern, sondern auch den angesehenern Theil des Ganzen ausmacht, den die neuen Ankömmlinge zu respectiren genöthigt sind, und nach dessen Muster sie sich zu bilden wetteifern. Aber sie dienen dazu, durch den Glanz, welchen alles neue hat, und durch die Aufmerksamkeit, welche Fremde erregen, so lange man sie erst kennen zu lernen sucht, mehr Leben und Unterhaltung in die Gesellschaft zu brin-

gen; sie dienen dazu, derjenigen Schläfrigkeit, dem Kaltsinne und der langen Weile zu wehren, die sich unter Menschen, welche sich täglich sehen, so leicht einschleichen, und die entweder die Lust, mit einander in Gesellschaft zu seyn, bey ihnen schwächen, oder sie wenigstens nachläßiger in der Bemühung machen, einander gefallen zu wollen.

Der Mangel dieser beständigen Auffrischungen der Gesellschaft, dieses Ab- und Zuflusses der Mitglieder, ist Ursache, warum in Provinzialstädten, und besonders unter dem Bürgerstande, die Entwürfe und Vorschläge zu einer beständigen und ausgebreiteten Geselligkeit so selten zu Stande kommen. Eine Gesellschaft, die nicht sehr zahlreich ist, und unverändert dieselbe bleibt, muß, wenn sie sich täglich mit Vergnügen sehen soll, aus sehr unterhaltenden, sehr angenehmen, das heißt, aus geistreichen und unterrichteten Personen bestehn, die noch dazu einen geselligen Charakter haben. Ist dies nicht; sind es nur gewöhnliche Menschen: so werden sie, je mehr sie Verabredungen machen, häufig zusammenzukommen, desto geschwinder gewahr werden, daß sie sich ausgeredet, und an einander alles genossen haben, was zu genießen war; daher sie dann anfangen, sich mit wenigerer Begierde einander aufzusuchen, und endlich das Vergnügen,

welches sie bey ihren Clubs, Assembleen, oder Theegesellschaften finden, des Aufwandes und der Anstalten, welche es kostet, nicht mehr werth finden.

Die Größe also, die Mischung und das Abwechselnde der Gesellschaft in der sogenannten großen Welt, macht ihr einen ununterbrochenen Umgang möglich, der bey den übrigen Classen der gesitteten Bürger schwer zu errichten, und nie lange zu erhalten ist. Mit der Zeit aber und der Aufmerksamkeit, welche die Menschen auf eine Sache wenden, steht die Vollkommenheit, zu der sie es in derselben bringen, gemeiniglich im Verhältnisse.

In der That wird in dieser Sphäre, von welcher ich rede, der Umgang, der nur eine Erhohlung des Lebens seyn sollte, zu einem Geschäfte desselben. Besonders in derjenigen Zeit des Jahres, welche, weil die Natur uns verläßt, der Geselligkeit vorzüglich gewidmet ist, dem Winter, sind am Hofe und unter den Großen, alle Tage ohne Ausnahme mit gesellschaftlichen Zusammenkünften besetzt. Während desselben hört man die Adelichen der Hauptstädte, welche den Hof, oder die Gesellschaften der großen Welt besuchen, fast von gar nichts anderm reden, als in welchen Häusern sie die vergangnen Tage gewesen sind, und in welche sie für die nächsten eingeladen worden; — was sie in jenem für

Zeitvertreibe gehabt, und was für welche sie in diesen wahrscheinlich zu erwarten haben. Ihr Gemüth, ihre ganze Thätigkeit wird mit der Sorge ausgefüllt, die Gesellschaften, welche sie bey sich bewirthen wollen, anzuordnen, oder sich zu denen, worinn sie außer ihrem Hause erscheinen sollen, vorzubereiten. Und wenn sie ja Zwischenräume der Ruhe suchen, so ist es, um in einem kleinern Kreise ihrer vertrautern Freunde, ihre Bemerkungen über die Menschen und Vorfälle mitzutheilen, welche sie in dem größern gesehen haben.

Dieses wird ohne Zweifel zum Excesse. So sehr auch der Umgang die feinere Ausbildung des Menschen befördern mag: so kann er doch in Absicht der wahren Veredlung seines Geistes, die Stelle des Studiums und des ernsthaften Nachdenkens nicht ersetzen. Selbst die Menschenkenntniß, die man als die Frucht desselben ansieht, wird durch ihn nicht allein erlangt. Menschen sehn, heißt nicht so viel als Menschen beobachten: und über das Lächerliche im äußern Betragen andrer urtheilen, heißt nicht, die menschliche Natur erforschen.

Noch weniger enthält der Umgang alle oder die vornehmsten Pflichten des menschlichen Lebens. Wer demselben seine ganze Zeit widmet, kann als Glied der bürgerlichen oder häuslichen Gesellschaft,

seinen Nebenmenschen nicht sehr nützlich seyn. Und wer dies thut, da er doch wichtige Pflichten mit seinen Würden über sich genommen hat, welches bey so vielen der Fall ist, die in den Zerstreuungen der großen Welt leben, ist in Gefahr, sich eines wirklichen Verbrechens schuldig zu machen.

Indessen ist so viel gewiß, daß eben diese allgemeine, beständige, und so ernsthafte Beschäftigung einer großen Anzahl von Menschen, mit der Bewirthung oder mit der Besuchung von Gesellschaften, natürlicher Weise veranlassen muß, daß jeder darauf sinnt, wie er das Vergnügen des Umgangs erhöhen, und wie er es von den Unannehmlichkeiten, welche demselben ankleben, befreyen könne. Aus diesen vereinigten Bemühungen können leicht glückliche Erfindungen entspringen; oder auch die bloß mechanische, aber immerwährende Uebung, bringt nach und nach Gewohnheiten herbey, welche der Erreichung des Endzweckes günstig sind.

Die erste und nothwendigste, für den gesellschaftlichen Umgang ist, daß man die Etiquette einschränkt, das Ceremoniell einfacher, die Höflichkeitsbezeugungen kürzer, den ganzen Ton leichter, ungezwungner und natürlicher macht.

In einer kleinen Gesellschaft, und worin immer dieselben Menschen zusammenkommen, wird man

durch gewisse Gesetze einer überflüssigen Höflichkeit, durch lange Complimente, — durch das Nöthigen bey den Mahlzeiten, wenig beschwert. Alles das ist doch bald zu Ende, wenn der Personen nur wenige sind, gegen die man diese Regeln zu beobachten hat, — und es bleibt zu dem Wesentlichen der Unterhaltung, dem Gespräche, noch Raum übrig. Aber da, wo eine Menge von Menschen mit einander in Gesellsaft seyn will, da ist es gar nicht möglich, bey dieser weitschweifigen Höflichkeit zu beharren, oder man müßte darüber den Umgang selbst, den Genuß alles dessen, was der Zweck der Gesellschaft ist, gänzlich aufgeben. Die Nothwendigkeit bringt die Menschen dahin, ihre Grüße abzukürzen, wenn sie Hunderte und Tausende von Menschen zu begrüßen haben. Die Formalitäten in den Gesellschaften müssen vermindert werden, wo viele Geschäfte sind: die Formen der Höflichkeit müssen einfacher werden, wo man gegen sehr viele Menschen höflich seyn will.

Eine andre Folge dieser zahlreichern Versammlungen, und der Vermischung mehr ungleichartiger Menschen in ihnen ist, daß jeder seine Eigenheiten, die ihm persönlich zugehören, die ihm von seinem Lande, Volke, oder Familien angeerbt worden, oder ihm von seiner ersten Erziehung an-

kleben, eher ablegt oder mildert. — Dieses Eigenthümliche der Charaktere und Sitten, welches von Zeit- und Ortverhältnissen herkömmt, und welches man zu oft mit der Originalität des Genies verwechselt, ist immer etwas fehlerhaftes oder hängt mit Fehlern zusammen. Es verliert sich aber, wenn man sich unter vielen, und immer unter andern und andern Menschen befindet, und macht endlich dem Gemeinschaftlichen der menschlichen Natur Platz, welches allen gefällt, und welches zugleich für jeden Einzelnen die wahre Vollkommenheit ist. Diejenigen Sitten, Gewohnheiten und Formen, in welchen sich Menschen von verschiednen Nationen und Anlagen vereinigen, werden immer die vernünftigsten und den Endzwecken des geselligen Umgangs am angemessensten seyn.

So wie das Ideal der Schönheit nur dadurch gebildet werden kann, wenn man aus mehrern in der Natur vorhandnen schönen Körpern die schönsten Theile zusammensetzt: so wird das Ideal guter Sitten und feinen Anstandes nur gefunden, wenn man von den Gewohnheiten, die in den verschiedenen Ständen, Nationen oder Lebensarten, zufälliger oder nothwendiger Weise entstanden sind, die allgemein schicklichen aussucht, und dieselben verbindet.

Die Vorurtheile sind einander entgegengesetzt, die Wahrheit ist immer dieselbe. Wenn viele Menschen ihre Gedanken gegen einander umtauschen: so werden sie durch jene immer in Streit gerathen, und nur durch diese zusammentreffen. Halten sie nun mit dieser gegenseitigen Mittheilung ihrer Ideen an: so schlägt entweder die Mißhelligkeit der Meinungen, zu einer völligen Trennung der Gemüther aus; oder die einseitigen Betrachtungsarten, welche jeder aus seinem Standorte mitbrachte, reiben sich nach und nach gegen einander auf. Und die Ideen nun, welche in ihrer aller Köpfen, als Vereinigungspuncte übrig bleiben, können mit gutem Fuge, für Wahrheit angenommen werden.

Auf gleiche Weise sind, in dem Betragen der Menschen, unzählige Arten von Gewohnheiten, welche fehlerhaft, thöricht und unschicklich sind: und viele derselben sind einander widersprechend. Diejenigen Regeln und Sitten aber, die in der menschlichen Natur, in der Vernunft, in den allgemeinen Verhältnissen des geselligen Lebens, in dem Endzwecke jeder Verrichtung, ihren Grund haben, sind einfach und übereinstimmend. Wo Menschen zusammenkommen, werden sie einander immer durch die erstern anstößig, und gefallen sich gegenseitig

nur vermöge der letztern. Jede Thorheit scheint dem, welcher die entgegengesetzte hat, höchst lächerlich oder häßlich: — in einem weit höhern Grade, als dem Vernünftigen, der gleichsam in der Mitte steht, und von den beyden Extremen weniger entfernt ist, als sie es unter sich sind. Man lasse also Menschen in Menge zusammenkommen, welche vernünftige und thörichte Gewohnheiten mitbringen, und man lasse sie lange und oft mit einander umgehn: so wird jeder an seinem Theil genöthiget werden, das abzulegen, wodurch er sich von andern so merklich unterschied, um nur beyzubehalten, worinn er ihnen ähnlich war, oder zu dessen Nachahmung er die übrigen bewegen kann, — welches letztre selbst schon ein Beweis seyn würde, daß er das beßre ist. Die zuletzt sich ergebenden Sitten einer solcher Gesellschaft werden also am reinsten und richtigsten enthalten, was der gemeinsamen Natur der Menschen am gemäßesten, oder in der Beschaffenheit und der Absicht der gesellschaftlichen Verrichtungen am augenscheinlichsten gegründet ist: und gerade auf diesen beyden Grundsäulen beruhet der wahre gute Anstand.

Wohlhabenheit und Muße, habe ich oben gesagt, müsse sich bey derjenigen Classe der Bürger in einer Nation vereinigen, die sich durch Um-

gang sehr verfeinern soll, weil nur unter diesen beyden Bedingungen ein ausgebreiteter und vielfacher Umgang möglich ist; und beydes finde sich nirgends mehr, als in der höchsten Classe. Ich muß hierüber noch einige Anmerkungen hinzufügen, um Mißverständnisse zu verhindern und meine Gedanken in ihr volles Licht zu stellen.

Ohne Zweifel kann in gewissen Handelsstädten ein größerer Geldreichthum bey einer Anzahl kaufmännischer Familien aufgehäuft seyn, als sich in irgend einer Residenz, bey einer gleichen Anzahl der ersten Adlichen findet. Aber nichts desto weniger wird, unter den großen Nationen, der Reichthum, welcher sich in den Händen des gesammten Adels befindet, denjenigen überwiegen, welcher von jeder andern einzelnen Classe besessen wird. Der Beweis davon ist, daß Grund und Boden und dessen Producte, die erste Basis, und die Quelle alles Eigenthums der Einwohner eines Landes ausmachen, — und daß, von diesem Grund und Boden, fast allenthalben der größere Theil dem Adel zugehört. Wenigstens ist so viel gewiß, daß es keine andre Classe giebt, in welcher eine gleich große Anzahl von wohlhabenden Leuten, — auf einer gleichen Oberfläche des Landes verbreitet, und doch so genau mit

einander verbunden sind. Die reiche Kaufmannschaft einer Stadt macht immer ein unbeträchtliches Corpus gegen den reichen Adel eines großen Königreichs aus. Wenn daher sich in Residenzstädten der vermögendste Theil dieses, im Ganzen schon begüterten Adels versammelt, um dort zu glänzen oder sich zu vergnügen; wenn ein andrer Theil durch die obersten Staatsämter, welche er bekleidet, — Aemter, die doch zugleich immer die am reichsten besoldeten sind, — dort zu wohnen genöthigt wird: so läßt sich an keinem andern Orte, und in keinem andern Kreise der Einwohner eines Landes, eine so beträchtliche Anzahl von Menschen erwarten, die für Umgang und Geselligkeit gleichen Aufwand machen könnten.

Wenn es aber auch noch streitig wäre, bey welchem dieser verschiednen Stände die Wohlhabenheit, das Hülfsmittel der Geselligkeit, am größten sey: so ist es in Absicht der Muße, welche die unentbehrliche Bedingung zu derselben ist, entschieden, daß sie der Adel im höhern Grade besitzt. Die Reichen andrer Stände haben entweder mehr Geschäfte, weil sie das Gewerbe, dem sie ihre Reichthümer verdanken, noch forttreiben; oder sie sind wenigstens zum Arbeiten mehr gewöhnt, und in der Gewohnheit des Arbeitens erzogen. Die, wel

che ihr Vermögen selbst erworben haben, setzen gemeiniglich die Lebensart fort, welche sie angenommen hatten, da sie noch keines besaßen; — und durch diese wird ihnen einsame Arbeitsamkeit zum Vergnügen, wenigstens ist die Gesellschaft für sie kein dringendes Bedürfniß. Die Kaufmannssöhne, welche große Reichthümer ererbt haben, sind zwar gemeiniglich leidenschaftliche Freunde des Vergnügens und der Gesellschaft: aber sehr oft, wenn sie die Geschäfte vernachläßigen oder aufgeben, richten sie sich entweder zu Grunde, oder gehen zu der Classe des Adels über.

Der begüterte Adliche, wenn er nicht im Dienste des Staats begriffen ist, hat höchstens nur mit der Bewirthschaftung seiner Landgüter zu thun. Diese läßt ihn wenigstens die Hälfte des Jahres arbeitslos. Den Winter hindurch kann auch der sein Land selbst anbauende Gutsherr fast seine ganze Zeit auf Erhohlungen wenden: und wenn er von gebildetem Geiste ist, so sucht er die geselligen. Diejenigen Adlichen, welche in öffentlichen Aemtern stehn, können zwar zuweilen durch ihre Arbeitsamkeit von der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Aber gerade die obersten Stellen, die Direction der Geschäfte, die Aufsicht über die verschiedenen Departements, welche diesem Stande ausschließend, oder doch vor-

züglich zugehören, geben weit weniger zu thun, oder erfüllen doch weniger Zeit mit Arbeiten, als das Detail der Ausführung, welches den aus dem Bürgerstande genommenen Subalternen anvertrauet ist. Und welche außerordentliche Muße genießt nicht der Militärstand, der einen so großen Theil des Adels in sich schließt, und selbst wieder einen so beträchtlichen Theil der Gesellschaft an den Höfen und in der großen Welt ausmacht?

Ein andrer Umstand vereiniget sich hiermit: daß, wenn es auch, an dem Hofe eines Fürsten oder in seiner Hauptstadt, nicht mehr reiche Adliche giebt, als eben daselbst, oder in einer Handelsstadt desselben Landes, reiche Kaufleute sind, doch, zur Erreichung der geselligen Endzwecke, der Reichthum einzelner Großen dem ganzen Stande des Adels mehr zu Statten kömmt, als der Reichthum einzelner Handelsleute dem übrigen Kaufmannsstande.

Zu einer großen und ausgebreiteten Geselligkeit gehören nothwendig Personen, welche nach dem gewöhnlichen, aus dem Französischen entlehnten Ausdrucke, ein Haus machen; d. h. welche ihre Häuser zu Vereinigungspuncten der übrigen Gesellschaft eröffnen; welche täglich bey sich eine Menge Menschen versammeln und bewirthen, und die auf solche Weise, durch ihre Gastfreyheit, alle zum Um-

gange mit einander tauglich geachteten Leute, einander wirklich näher bringen. Dieses zu thun, sehen die, welche die ersten Staatswürden bekleiden, so wie überhaupt die reichsten und vornehmsten Personen unter dem Adel, als eine Art von Pflicht, oder als ein Vorrecht ihres Ranges an. Für die ersten ist eine solche mit Pracht ausgeübte Gastfreyheit ein Mittel, sich die Gunst des vornehmen Publicums zu erwerben, deren sie, es sey nun, sich in ihrem Posten zu erhalten, es sey, um ihm mit besserm Erfolge vorzustehn, nicht entbehren zu können glauben: die andern hoffen dadurch einem bloßen Titel Würde zu geben; oder selbst ein von allen Titeln unabhängiges Ansehn zu erlangen.

In diesen Häusern nun finden alle übrigen Personen von Adel, — reich oder nicht reich, mit oder ohne Titel, — wenn sie nur einen bekannten, und einen, nach den gemeinen Begriffen der Ehre, unbefleckten Nahmen haben, Zutritt: und wenn sie nur wohlhabend genug sind, um in schicklicher Kleidung zu erscheinen, und den Aufwand, welchen das Spiel und die eingeführten Zeitvertreibe erfordern, zu machen: so finden sie hier immer gesellschaftliche Vergnügungen, an denen sie Theil nehmen können. Der wenig begüterte, oder der durch keine Würden ausgezeichnete Edelmann genießt also alle die Vor-

theile mit, welche den ersten Familien seines Korps durch ihre großen Reichthümer, oder durch ihre einträglichen Aemter gewährt werden.

Der reiche Kaufmann ist weder daran gewöhnt, noch glaubt er sich dazu verpflichtet, sein Haus allen unbescholtnen Personen seines Standes zu eröffnen, oder den größern Theil davon an seine Tafel zu ziehn. Wenn er in Umgang mit seines Gleichen tritt: so ist es gemeiniglich mit eben so reichen, als er ist, welche ihm die Gastmähler wiedergeben können, zu welchen er sie einladet, oder mit solchen, die ihm in seinen Geschäften Dienste leisten. Dadurch wird der Kreis von Gesellschaften, in welchem er sich selbst umher bewegt, und auf welchen er Einfluß hat, viel enger. Sehr viele und sehr artige Leute der minder reichen Kaufmannschaft leben ganz einsam. Da sie nicht wieder auf den Fuß Gäste bey sich bewirthen können, auf welchen sie an den Tafeln jener Matadors bewirthet werden: so werden sie entweder gar nicht dazu eingeladen, oder sie entziehen sich diesen Einladungen vorsätzlich, weil sie es für einen Uebelstand, und für eine Art von Erniedrigung halten, auch im gesellschaftlichen Umgange von ihres Gleichen anzunehmen, was sie ihnen nicht wieder zu geben im Stande sind. Bey dem Adel

ist es allgemein eingeführte Sitte, daß in den großen Häusern Viele täglich eingeladen und bewirthet werden, die niemahls daran denken, diese Gastfreyheit zu erwiedern. Der Große, welcher Gesellschaften giebt, macht keine solche Forderungen an seine Gäste, zufrieden, wenn sein Haus voll, und an seinem Tische die gute Gesellschaft versammelt ist; und diese wissen von jener falschen Schaam nichts, da sie sich kaum einer ihnen aufgelegten Verbindlichkeit bewußt sind. —

Schon dieser einzige Umstand macht, daß die Geselligkeit, insofern sie vom Vermögen unterstützt werden muß, unter dem Adel ausgebreiteter seyn kann, als unter dem Mittelstande. Dort ist die Gesellschaft ein Sammelplatz aller derer, die ungefähr gleiche Erziehung und gleiche Sitten haben, und also einer gleichen Ausbildung fähig sind: hier ist sie gemeiniglich nur eine Vereinigung derer, die sich in gleichen Glücksumständen, oder in zufälligen Verbindungen befinden. Dort werden junge und noch wenig bedeutende Leute mit aufgenommen, und zu der Rolle, die sie einst werden in der Gesellschaft zu spielen haben, angezogen. Hier kommen fast nur Leute zusammen, deren Glück schon gemacht und deren Ton schon bestimmt ist, so daß keiner sehr als

Lehrer und Muster von den andern anerkannt wird.

Ich habe bisher den Umgang als eine Kunst betrachtet, die, da sie nur durch Uebung zur Vollkommenheit gebracht werden kann, in derjenigen Classe sich am vollkommensten erwarten läßt, in welcher der häufige Umgang vorhanden ist, und welche ihn am meisten als wichtigen Gegenstand behandelt. Die Classe ist ganz unstreitig der Adel, und besonders derjenige Theil desselben, der sich um den Landesherrn versammelt, und, mit dessen Familie zusammengenommen, den Hof ausmacht. Nirgends findet sich die zur Cultivirung des geselligen Lebens nöthige Muße, Wohlhabenheit und Erziehung bey einer so großen Anzahl vereinigter Menschen: nirgends findet der Trieb zur Geselligkeit so viele Beförderungsmittel, und so wenige Hindernisse. Gute Gesellschafter zu seyn, ist das vornehmste Bestreben aller jungen Leute von Stande, und die Gesellschaften zu besuchen, ein wichtiges Geschäft der Erwachsenen.

In allen Ländern und zu allen Zeiten mußte also, unter den Ersten des Staats und im Gefolge des Regenten, der Umgang zuerst verfeinert

werden, weil man sich dort mit ihm am ernsthaftesten und mit der meisten Emsigkeit beschäftigte.

Doch es giebt, außer den bisher angeführten, noch andre, diesem Stande eigenthümliche, Verhältnisse, welche machen, daß seine Gesellschaften sich den Nahmen der guten ausschließend zueignen, und gewissermaßen auch verdienen. Betrachtungen über die Natur des Anstandes überhaupt werden, diese Ursachen zu entwickeln, vorausgeschickt werden müssen.

Der angenehmste und der vollkommenste Umgang ist unter Menschen, die einen gewissen Grad von vertraulicher Zuneigung mit gegenseitiger Hochachtung verbinden. Jene macht die Gemüther frey, und die Mittheilung der Gedanken leicht: diese beugt allen Beleidigungen, so wie den Ausbrüchen von Launen und Leidenschaften, vor. Da nun die Artigkeit, wenn dies Wort für das Französische politesse gebraucht wird, in demjenigen Aeußern besteht, welches die der Geselligkeit günstigsten Eigenschaften des Gemüths aufs vollkommenste ausdrückt: so wird, auch in den Sitten, der beste und edelste Anstand die Zeichen jener beyden Grundzüge des geselligen Charakters, die Zeichen von Vertraulichkeit und die von Achtung, enthalten müssen. — Personen, welche

angenehm mit einander leben sollen, müssen sich als Freunde behandeln, wenn sie es auch nicht im eigentlichen Verstande wären. Es muß ein Ton unter ihnen herrschen, wie er unter alten Bekannten zu seyn pflegt. Sie müssen weder Zwang noch Zurückhaltung gegen einander zeigen. — Aber auf der andern Seite muß diese Zwanglosigkeit nicht in Herrschsucht oder Vernachläßigung ausarten. Jeder muß seine Rechte behaupten, aber auch der andern ihre anerkennen. Jeder muß, wenigstens für die Zeit der Gesellschaft, diejenigen, mit welchen er umgeht, auf den Fuß der Gleichheit behandeln. Furchtsam gegen andre seyn, demüthig nachgeben, sich vor ihnen zurückziehn oder verschließen, macht den Menschen entweder seinen Gesellschaftern verächtlich, oder unfähig, zum Vergnügen derselben beyzutragen. Denn jede solche freywillige Erniedrigung, eine jede Art von Zwang, die man sich anthut; wirkt auf die Seele, wie der Krampf auf die Glieder des Körpers; sie lähmt ihre Fähigkeiten, macht den Witzigen geistlos, und giebt dem Verständigsten das Ansehn von Einfalt. — Aber eben so wenig darf der Mann, welcher gefallen will, vorlaut, anmaßend und zudringlich seyn. Weder seinen höhern Stand, noch selbst seine höhern Fähigkeiten muß er seine Gesellschafter fühlen lassen.

Er muß diejenigen, welche er, nach der zutraulichen und geprängelosen Art, auf die er mit ihnen umgeht, zu lieben scheint, zugleich zu respectiren scheinen, indem er alles vermeidet, was sie beleidigen, oder ihnen mißfallen könnte.

Diese Theorie des guten Anstandes finden wir auch durch die Erfahrung bestätigt. Wenn wir uns in der Welt umsehen, welches diejenigen Gesellschaften sind, in welchen, nach dem Urtheile der Kenner, der wahrhaft gute, gesellschaftliche Ton herrscht: so werden wir finden, daß es diejenigen sind, wo, von allen Seiten, die vollkommenste Freymüthigkeit mit der genauesten Aufmerksamkeit verbunden ist, einem jeden die Achtung, auf die er Anspruch machen kann, zu erweisen. Auch wenn einzelne Personen mit einander verglichen werden, unterscheidet sich der Mann von Welt vornehmlich dadurch, daß er unter Fremden sogleich den Ton eines alten Bekannten anzunehmen weiß, ohne doch der vollkommensten Höflichkeit irgend etwas zu vergeben; er unterscheidet sich durch eine gewisse mit Bescheidenheit gepaarte Würde, und durch ein ungezwungnes, zutrauliches Wesen, das ihn doch nicht verhindert, immer in seinen Schranken zu bleiben, und den andern in seinen Schranken zu halten. —

Daß nun dieser Ton unter den Gesellschaften des ersten Ranges, an Höfen, und in den Hauptstädten der Europäischen Reiche, eher, als unter irgend einer andern Classe von Menschen, entstehen konnte: dazu sind in der Lage dieser Classen, und selbst ihren Vorurtheilen, einige begreifliche Ursachen vorhanden.

Die Scheidewand, welche die Gesetze und die Gewohnheiten zwischen dem Adelstande und dem unadlichen gemacht haben, ist unter den Absonderungen, die sich jetzt unter den Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft finden, die größte und wesentlichste. Sie ist es deswegen, weil sie einen lebenslänglichen und erblichen Unterschied hervorbringt, und weil sie nie übersprungen werden kann. Der Unterschied, welchen die verschiedenen Aemter des gemeinen Wesens unter denjenigen machen, welche deren höhere oder niedrigere bekleiden, ist bey weitem nicht so beträchtlich. Denn es kann ein Mensch von einem geringern Posten zu einem wichtigern emporsteigen. Der jüngste Candidat ist der nähmliche Stoff, aus welchem man den ersten Rath eines Collegiums bildet. Aber der Mensch von gemeiner Herkunft kann nie, in eigentlichem Verstande ein Mann von guter Geburt werden: und selbst der Fürst, welcher ihm den Titel des Adels beylegt,

kann nicht machen, daß seine Familie von jeher, oder doch von lange her, angesehen gewesen sey, worinn das Wesen des Adels besteht. — Wenn die ersten Aemter des Staats, oder diejenigen in den Tribunälen und Regierungscollegien, mit welchen die Direction derselben verbunden ist, einen größern Abstand von den subalternen Stellen bekommen: so geschieht es eben dadurch, daß mit dem Vorzuge der Amtswürden sich der Vorzug der Geburt vereinigt, das heißt, daß jene Aemter nur Adlichen ertheilt werden. Die verschiedenen Stufen des Ranges, in welche der Adel selbst abgetheilt ist, unterscheiden sich, (wenn die regierenden Fürsten davon ausgenommen werden,) weit weniger unter sich, als sich der Adlige vom Bürger unterscheidet. Denn jene können sich doch alle mit einander verheyrathen, ohne daß der Höhere oder seine Nachkommenschaft ihre Rechte verliert, wenigstens sind sie gewohnt, alle mit einander umzugehn, ohne daß der vom höhern Range sich dadurch erniedrigt glaubt. Die Heyrath eines Adlichen mit einer Bürgerlichen hingegen ist eine Mißheyrath; — und der Umgang des Adlichen mit den Bürgerlichen wird noch von vielen für eine Herablassung gehalten. Selbst dem Fürsten, eine so große Erhabenheit ihm auch die höchste Gewalt zu

geben scheint, ist doch der Adliche, da er täglich mit ihm umgeht, näher, als diesem der Bürgerliche, der von den Gesellschaften des Adels ausgeschlossen ist.

Unter den Adlichen herrscht also in der That eine gewisse Gleichheit, es existirt unter ihnen ein Band der Freundschaft, wodurch das erste Erforderniß einer guten Lebensart, der Ton zwangloser Vertraulichkeit befördert wird. Dieses Band besteht eben in der gemeinschaftlichen Absonderung von dem größern Haufen ihrer Mitbürger, und in der Schätzung der Vorrechte, die sie vor diesem voraus, und unter einander gemein haben. Im menschlichen Herzen ist die Liebe mit der Abneigung, und das Principium der Vereinigung mit dem der Trennung auf eine so sonderbare Weise gepaart: daß, um den Gliedern einer Gesellschaft eine größre Anhänglichkeit an einander zu geben, es nöthig ist, daß sie gegen eine andre Gesellschaft Partey machen. Ist jene erstre Gesellschaft noch überdies klein und übersehbar, indeß die andre, von der sie sich absondert, oder der sie sich entgegensetzt, groß und zu einer genauen Bekanntschaft der Glieder unter einander zu zahlreich ist: so wird die erstre noch genauer unter sich verbunden werden; es sey, weil sich die geselligen Neigungen in ihr mehr concentri-

ren und dadurch verstärkt werden, oder weil die Furcht vor Eingriffen von Seiten der zahlreichern Partey dadurch vermehrt wird. So sind die Mitglieder der kleinern Secten, die in der Kirche entstanden, besonders so lange sie ihrer Partey eine vorzügliche Reinigkeit des Glaubens oder des Wandels zuschrieben, und die allgemeine Kirche für verderbt hielten, immer von einer wärmern Freundschaft gegen einander beseelt gewesen, als das Gesetz der Bruderliebe, ohne Hülfe des Parteygeistes, unter den Christen überhaupt, je hat hervorbringen können. Und fast immer hat die Innigkeit jener Freundschaft in dem Maaße zu- oder abgenommen, als die Verachtung, welche sie gegen die übrigen Christen außer ihrer Partey hegten, oder die Abneigung, welche sie von denselben entfernte, größer oder geringer wurde.

Eine ähnliche Partey nun macht der Adel im Staate aus. Er hat nicht nur Vorzüge, die er über die übrigen zahlreichern Mitbürger zu behaupten, sondern er hat auch Rechte, welche er gegen sie zu vertheidigen hat. Er hat die Eingriffe derselben zu fürchten, und sucht sich durch allerhand Gehege, die er um sich herum zieht, dafür sicher zu stellen.

Diejenigen seiner Mitglieder, deren Gesinnungen bloß durch ihre äußern Verhältnisse bestimmt werden, kommen in einer gemeinschaftlichen Geringschätzung des Bürgerlichen, und in einem gemeinschaftlichen Unwillen gegen die Anmaßungen der Niedern überein. Ueber diesem größern Interesse, das ihnen gemein ist, vergessen sie das kleinere, welches sie entzweyen könnte. Sie werden, durch die Gleichheit ihrer bürgerlichen Lage, nicht nur einander in ihrer Denkungsart ähnlicher, sondern sie werden auch, eben wegen ihrer ausschließenden Vorrechte, einander gegenseitig zum Genusse des Lebens nothwendiger.

In der That, wie könnte wohl der Stolz, der in diese Vorrechte einen so großen Werth setzt, anders einen Gebrauch von denselben machen, oder welchen Genuß könnte er aus ihnen ziehen, als indem er die, welche daran Theil haben, mit einander vereiniget, und eine Gesellschaft unter ihnen erst stiftet, damit die Ausschließung der übrigen merklich werde. Der einzelne Vornehme, so sehr er sich über Andre erhoben glauben mag, ist, isolirt, immer ein schwaches Geschöpf und fühlt sich als ein solches. Erst, wenn er sich mit seines Gleichen zusammengesellt, sieht er seine Ansprüche hinlänglich unterstützt, um dieselben geltend zu ma-

chen. Erst dann findet sich das angenehme Selbstgefühl der Ueberlegenheit über den großen Haufen ein, wenn er sich selbst unter dem kleinern begünstigten Häuflein befindet, das jenem erstern den Zutritt versagt *).

Zu diesem ersten Grunde einer leichtern, oder einer größern Vertraulichkeit unter Adlichen treten andre hinzu. Einer davon ist die vor allem persönlichen Umgange vorhergehende Bekanntschaft, welche sie mit einander haben.

Adliche Familien sind, was der lateinische Nahme *nobiles* sehr richtig ausdrückt, die von Alters her bekanntern Familien. Ein durch mehrere Generationen, vielleicht durch mehrere Jahrhunderte fortdauerndes bürgerliches Ansehn eines Geschlechts muß nothwendig den Nahmen desselben bekannter, und die übrigen Menschen neugieriger machen, seine Sprößlinge kennen zu lernen. — Bey denen, die einen gleichen Rang haben: wird diese Neugierde, eben um des nähern An-

---

*) Daher erfahren es Bürgerliche so oft, daß Adliche, welche allein, oder in kleiner Gesellschaft, sie mit der Miene der Freundschaft empfingen, in großer Gesellschaft fremd gegen sie thun.

Antheils willen, den sie an den Umständen und Schicksalen von Personen nehmen, die mit ihnen zu einem und demselben Corpus gehören, noch lebhafter. Es wird ein Studium für Adliche, die vornehmsten Geschlechter ihres und der benachbarten Länder kennen zu lernen, — von ihrer Abstammung und ihren Verwandtschaften unterrichtet zu seyn. Familien, von vorzüglichem Range oder Alterthum, sind auch in der Ferne, durch Geschichte oder durch Reisende, bekannt; und je mehr ein Adlicher in der Welt gelebt, oder in derselben mit Anstand aufzutreten sich vorbereitet hat: desto besser wird er vorläufig mit dem, was groß und angesehen in den Europäischen Reichen ist, bekannt seyn. Zu dieser Bekanntschaft trägt es sehr viel bey, so wie es zugleich die Anlässe zu Verbindungen vervielfältigt, daß der Adel sich nur unter sich verheyrathet. Ein Adlicher, in dessen Familie keine Mißheyrath vorgefallen ist, findet seine ganze Verwandtschaft wieder nur unter dem Adel, und oft erstreckt sie sich, bey angesehnen und zahlreichen Geschlechtern, auf einen beträchtlichen Theil desselben. Ein Sohn aus diesen komme in eine adliche Gesellschaft seines Landes oder der umliegenden Länder, in welche er will, so ist er fast gewiß, Personen anzutreffen, die entweder selbst, oder durch ihre Vorfahren, mit seiner Familie in

Verbindung gewesen sind, — Personen, die seinen Nahmen kennen, und von den Schicksalen und der Verfassung seines Hauses etwas gehört haben, so wie hinwiederum solche, deren Herkommen, Umstände, Verdienste oder Reichthümer ihm bekannt, und wegen gewisser Familienverhältnisse wichtig sind. So giebt es also zwischen den Adlichen nähere Beziehungen, bloß deswegen, weil sie adlich sind; Beziehungen, welche machen, daß, wenn sie an einem Orte, in einer Gesellschaft zusammentreffen, sie leichter vertraulich werden. Sie sind selten einander so völlig fremd, daß sie nicht Berührungspuncte zu finden wüßten, auch wenn sie einander zum erstenmahle sehen. Die immer bereit liegende Gegenstände ihres Gesprächs sind, daß sie sich über gemeinschaftliche Freunde, oder Bekannten, die sie, oder ihre Vorfahren und Verwandten gehabt haben, befragen, und verständigen. Bey einiger persönlichen Uebereinstimmung führen diese entfernten Verbindungen bald zu einer genauern. Die Materien zum Gespräch vervielfältigen sich mit dem Fortgange der Unterredung selbst, wenn nur erst der Faden, an welchen man sie knüpfen kann, gefunden ist; und ein mit einander zugebrachter Abend bringt adliche Familien von einem gewissen Ansehn, wenn sie sich auch zuvor nie per-

sönlich kannten, einander viel näher, als bürgerliche Familien nach langem Umgange einander kommen können.

Diese sind an und für sich einander fremd, wenn nicht Verwandtschaft, zufällige Verbindungen der Geschäfte, oder der Umgang selbst die eine veranlaßt hat, sich um die Umstände, das Herkommen und die Handlungen der andern zu bekümmern. Der Nahme eines Mannes, der sich durch den Handel bereichert, oder durch Wissenschaften Ruhm erworben hat, war noch vor kurzem keinem Menschen seiner Zeit bekannt: und auch in seinem erhöhten Stande bleibt er noch immer dem größten Theile seiner Mitbürger verborgen, wenn diese nicht von seinem Gewerbe sind, oder einen gleichen Zweig der Wissenschaften mit ihm anbauen. Wenigstens verhüllt die Dunkelheit, aus der er sich herausgearbeitet hat, noch immer seine Familie. Selbst Personen seines Standes ist deren Geschichte und gegenwärtige Verfassung gleichgültig. Nichts ist unter Bürgerlichen, als solchen, vorbereitet, wodurch sie an einander angezogen würden, oder zur Eröffnung des Gesprächs und der Vertraulichkeit Hülfsmittel und Gegenstände bekämen.

Die Unadlichen haben also nicht eine so große Anzahl von Menschen neben sich, mit welcher sie

schon, vor persönlicher Bekanntschaft, und ohne wirklichen Umgang, in einer gewissen Verbindung stünden: und es ist ihnen daher auch nicht so leicht, eine zahlreiche, und eine oft abwechselnde Gesellschaft zu errichten, in welcher der Ton von Vertraulichkeit herrschend würde.

Dazu tritt noch der neue Umstand, daß, so ungleich auch die Erziehung in adlichen Familien seyn, und so groß der Abstand zwischen einen Landjunker und einem Hofmann angenommen werden mag: doch diese Verschiedenheit nicht derjenigen beykömmt, die sich zwischen Bürgern selbst einer und derselben Classe, zwischen einem Gelehrten und einem andern Gelehrten, zwischen Kaufmann und Kaufmann findet. Wenigstens wird jener Unterschied unter denjenigen Adlichen nicht merklich, die in den Hauptstädten und an Höfen einander nahe genug kommen, um in Gesellschaft mit einander verglichen zu werden: dahingegen dieser Unterschied sehr oft unter Bürgerlichen auffällt, welche mit einander alle Tage an gemeinschaftlichen Tafeln schmausen. Von jenen Sammelplätzen der großen und feinen Welt ziehen sich auch Adliche freywillig zurück, wenn sie sich bewußt sind, daß sie in denselben eine schlechte Figur spielen. Hingegen wohnt, in einer und eben derselben Stadt, der artigste unter den Kaufleuten

neben dem von den gemeinsten Sitten. Und sie wohnen nicht nur neben einander, sondern sie sind auch vielleicht, durch ihre Geschäfte, oder selbst durch Verwandtschaft und frühzeitige Verhältnisse an einander dergestalt gebunden, daß sie mit einander umgehen, und sich in denselben Gesellschaften vereinigen müssen. — Dieser Contrast der Sitten aber, der sich unter den Gliedern bürgerlicher Gesellschaften so oft findet, läßt den Ton anständiger Vertraulichkeit unter ihnen nicht so allgemein werden.

Doch der gute Anstand verlangt nicht bloß die Abwesenheit des Zwanges, sondern zugleich die gegenseitige Beweisung einer gewissen Achtung. Nicht bloß den Ton der Gleichheit und der Vertraulichkeit, sondern auch den der Ehrerbiethung und der zuvorkommenden Gefälligkeiten müssen die Glieder einer Gesellschaft gegen einander haben, welche sich mit Recht den Nahmen der guten soll beylegen können. Und auch diese zweyte Vollkommenheit in ihren Umgang zu bringen, haben die Menschen aus den obersten Classen, die Hofleute und der Adel gewisse Erleichterungen, welche dem Mittelstande fehlen.

Eben der Stolz, welcher sie, weil sie gemeinschaftliche angeerbte Vorzüge haben, mit einander in scheinbarer Vertraulichkeit verbindet, auch wenn

kein Grund wahrer Freundschaft zwischen ihnen vorhanden ist: eben dieser Stolz macht auch, daß sie einander, bey dieser Vertraulichkeit, ehren, und jeder folglich aufmerksam ist, nichts zu sagen, nichts zu thun, was die Würde des andern, die zugleich seine eigne ist, herabsetzen könnte. Daher die Ausdrücke einer tiefern Demüthigung in der gewöhnlichen Complimentensprache des Adels, bey allen den Aeußerungen einer großen Familiarität im übrigen Betragen. Die Güte ist zur Gnade hinaufgestimmt: und der Gehorsam, welchen der Bürger seinem Freunde versichert, wenn er ihn begrüßt, wird bey Adlichen zur Unterthänigkeit. Indeß sie sich häufig mit dem Bruder- und Schwesternahmen belegen, und sich einander auf diese Weise von allem lästigen Cerimoniel der Höflichkeit lossprechen, behalten sie doch diese Kennzeichen ihrer Würde und ihrer gegenseitigen Ehrerbiethung für dieselbe, bey. Diese demüthigen Ausdrücke sind für keinen erniedrigend, weil sie gegenseitig gebraucht werden: sie zeigen aber den Bürgerlichen, welche in der Gesellschaft sind, sogleich, daß sie sich unter Personen eines höhern Standes befinden.

Das Vorrecht, welches sich der Adel noch bis jetzt unter den übrigen Ständen allein vorbehal-

ten hat, Beleidigungen der Ehre mit dem Degen zu rächen, hat viel dazu beygetragen, die Behutsamkeit, nichts anstößiges zu sagen, und die Aufmerksamkeit, gefällig zu seyn, unter den Gesellschaften seines Standes allgemeiner zu machen. Bey ihm geschieht es, daß brüderlich Vertraute sich als Feinde gegen einander bewaffnen, sobald der eine es an der Achtung hat fehlen lassen, die der andre als Mensch oder als Edelmann fordern zu können glaubt. Wenn diese Furcht vor dem Zweykampfe auch jetzt nicht mehr nöthig ist, wohlerzogne Adliche in den Schranken der Höflichkeit zu erhalten: so war sie doch gewiß eine Triebfeder, welche, da die Menschen überhaupt noch erst aus dem Stande der Rohheit heraustraten, die Personen dieser Classe mehr als andre antrieb, Höflichkeit zu erlernen. Noch jetzt werden junge, noch ungebildete Wüstlinge aus derselben, durch diese Furcht, zuerst von groben Unanständigkeiten zurückgehalten, und bekommen Zeit, wenn der Saame der feinern Sittlichkeit in ihnen liegt, auf die Vollkommenheiten der Muster, die ihnen vor Augen sind, aufmerksam zu werden, um Artigkeit aus bessern Principen zu lernen. So haben auch die Vorurtheile beytragen müssen, die Menschen auf der Bahn der Cultur weiter zu

bringen; und was durch die Mangelhaftigkeit der gesellschaftlichen Einrichtungen veranlasset worden war; und in der Ungebundenheit der Leidenschaften seinen Ursprung nahm, — die Anmaßung der vornehmern Glieder des Staats, sich selbst Recht zu schaffen, — hat in seinen Folgen dazu beygetragen, der Gesellschaft wahre Vorzüge zu geben, und jene Leidenschaften selbst zu bändigen.

Ein andrer noch wichtigerer Umstand, der in die Sitten des Hofes, und des vornehmsten Adels, besonders in Hauptstädten, diesen Bestandtheil achtungsvoller Aufmerksamkeit bringt, welcher, mit der Freymüthigkeit zusammengesetzt, das Ganze der feinen Lebensart ausmacht, ist, daß an der Spitze seiner Gesellschaften die landesherrliche Familie und die ersten Beamten des Staates stehn. In den meisten Zusammenkünften der vornehmen Welt sind Männer, welche wichtige Aemter bekleiden, oder Personen von hohem Ansehn gegenwärtig: oder jene Zusammenkünfte werden auch in den Häusern dieser veranstaltet. Ohne daß dadurch dem übrigen weniger angesehnen Theile der Gesellschaft Zwang auferlegt würde, wird er doch dadurch in Schranken gehalten. Eben die Personen, welche zum Glück andrer beyzutragen die Macht haben, und deren Mißfallen ihnen schaden

kann, sind hier mit diesen andern in den Stunden des Vergnügens versammelt. Es ist natürlich, daß die letztern auch dann, wenn es nur auf Zeitvertreib und Ergötzung ankömmt, bemüht seyn werden, vortheilhafte Ideen bey den erstern zu erwecken.

Hierin liegt eine der vornehmsten Ursachen, warum die Hofsitten die feinsten zu seyn pflegen. Ein Umgang mit Höhern, wenn er eine gewisse Vertraulichkeit zuläßt, ist immer eine Schule der Artigkeit. Der Umgang mit seinem Landesherrn und denen, die ihm durch Blut und an Autorität die nächsten sind, ist für den Unterthan die höchste Schule der Kunst zu gefallen. Blödigkeit gefällt hier nicht: denn wie könnte sich ein Fürst unter Personen vergnügen, die sich vor ihm zu fürchten scheinen? Dreistigkeit und Vernachläßigung seiner selbst mißfällt auf der andern Seite unfehlbar: denn nie vergißt der Fürst ganz, daß er der erste in der Gesellschaft ist. Also jeder, welcher Verstand hat, strebt, das kunstloseste, unbefangenste Betragen mit dem vollkommensten Respect zu vereinigen, — so freymüthig zu seyn, daß er das größte Vertrauen zur Gnade des Fürsten zeige, und doch so auf seiner Hut zu seyn, daß er sich nichts entwischen lasse, was mißfallen könne. Der Wetteifer Vieler in ähnlichen Bestrebungen, wenn jeder auch nur mittel-

mäßige Fähigkeit zu der Sache besitzt, bringt doch einen schnellern Fortgang in der Kunst hervor, welche sie alle treiben. Wie sollte nicht die Kunst des angenehmen Umgangs an Höfen angebauet werden, wo es die größte Angelegenheit so vieler Menschen ist, gefallen zu wollen, und das vornehmste Mittel sein Glück zu machen, wenn man wirklich gefällt?

In den Gesellschaften des Mittelstandes fehlt dieses alles. Selten sind in ihnen Personen gegenwärtig, welche über die übrigen Glieder ein so großes Ansehn hätten, als der Fürst oder die ersten Staatsbeamten in den Gesellschaften des Adels haben. Oder wenn Personen von höherm Ansehn sich bey denselben einfinden, so haben sie über die übrigen Glieder ein zu großes Uebergewicht, wodurch sie diese von sich entfernen und zurückschrecken, anstatt, daß sie sie zu sich erheben sollten. Selten sind die Personen, welche die ersten Stellen bekleiden, mit ihren bürgerlichen Untergebnen, auf einen hinlänglich vertrauten Fuß, um daß eine fortdauernde Gesellschaft beyden Theilen angenehm, und der Umgang also für den geringern oder jüngern Theil bildend seyn könnte. Die Folge dieses Mangels respectirter und doch nicht gefürchteter Directoren in den bürgerlichen Gesellschaften ist, daß

die gemeiner erzognen, oder die noch jugendlich muthwilligen Glieder derselben nicht auf gleiche Weise in den Schranken des Anstandes gehalten werden. Es geht daher in ihnen, wenn sie zahlreich, und, wie man zu sagen pflegt, galant sind, gemeiniglich lauter und lärmender zu, als in den adlichen. Sind sie hingegen bloß auf Familienzusammenkünfte eingeschränkt: so sind sie wieder nicht belebt genug. Die Unterhaltung ist schläfrig, wo keiner starke Bewegungsgründe hat, sich für das Vergnügen andrer anzustrengen. Der, welcher das Muster der Sitten für die übrigen hätte seyn können, wird eher seinen Ton herabstimmen, um sich diesen gleich zu stellen, als daß er diese bewegen könnte, ihm nachzuahmen.

Die Gabe in Gesellschaft zu gefallen, ist für den Mann aus dem Mittelstande nicht der Weg, sein Glück zu machen: für den Hofmann ist sie es. Das hingegen kömmt, gewöhnlicher Weise, der erstre durch Fleiß mit Wissenschaft verbunden, empor, indeß der zweyte, wenn auch beyde Eigenschaften ihn auszeichnen, doch noch hinter Rivalen, die besser zu gefallen wissen, zurücksteht. Kein Wunder also, daß die Geschmeidigkeit im Umgange vom Hofmanne, und die Brauchbarkeit in nützlichen Geschäften am meisten von Bürgerlichen cultivirt wird. Jeder

Stand wird in derjenigen Kunst am vortrefflichsten, die bey ihm am besten belohnt wird.

Zwar kömmt in allen Ständen, vom Tagelöhner bis zum Prinzen, der Mann, welcher gefällt, wenn das übrige gleich ist, in seinem Gewerbe besser fort, und erlangt den Gewinnst oder die Ehre, welche dasselbe gewähren kann, leichter. Denn jeder hat doch in dem Geschäfte, was er treibt und wodurch er sein Glück zu machen gedenkt, immer mit Menschen zu thun, oder muß von ihnen darinn unterstützt werden. Ja die meisten, sogar der Handwerker und Künstler, noch weit mehr aber der Arzt und der Candidat zu öffentlichen Bedienungen, müssen erst von andern Menschen zu den Diensten, die sie durch ihre Arbeiten leisten wollen, aufgefordert werden, ehe sie sich durch die treue uud geschickte Ausrichtung derselben bekannt machen können. Wer sich also seinen Mitbürgern, in der allgemeinen Beziehung des Umgangs, angenehm zu machen gewußt hat: den sind sie auch geneigter, in der besondern Beziehung des Berufs, dem er sich gewidmet hat, hervorzuziehn oder zu gebrauchen. Aber dieser Einfluß des Angenehmen, das ein Mensch im Umgange für andre hat, auf das Glück, welches er in seinem Stande machen soll, zeigt sich immer größer und sichrer, so wie man unter den Ständen

der Gesellschaft emporsteigt. In dem obersten Range, aus welchem die Verwalter des Staats, oder die unmittelbaren Stellvertreter des Regenten gemeiniglich gezogen werden, ist dieser Einfluß, für das Wohl des Ganzen, oft nur allzu groß.

Der Handwerker und Künstler wird von vielen Leuten gebraucht, die ihn gar nicht kennen. Man verlangt nicht ihn, man verlangt nur das Product seiner Arbeit zu sehen. Sein Ruf als Künstler muß schon erworben, und sein Ruhm groß seyn, ehe er selbst zum Vorschein kommen kann; und dann können allerdings seine persönlichen Annehmlichkeiten dazu beytragen, seine Kundschaft auszubreiten; aber sie können ihm nicht zuerst Kunden zuführen.

Der Kaufmann und der subalterne Arbeiter in den richterlichen und Regierungsgeschäften, kann zwar seine Arbeit nie allein verrichten. Ihr Beruf selbst bringt beyde in Gesellschaft. Aber die Menschen, mit welchen sie in den Stunden der Geschäfte zusammenkommen, sind nicht eben die, mit welchen sie sich nach der Endigung derselben erhohlen. Den Personen, welche den ersten auf seiner Schreibstube oder in seinem Kramladen, den andern in der Canzley sehen, den Handlungsfreunden und Kunden des ersten, den Obern und höhern Collegen des

letztern bleibt es oft verborgen, wie der Mann in Gesellschaft sey; ob er, außer seinem Fache, Kenntnisse, ob er Witz und gute Laune, ob er Geschmack und gefällige Sitten habe.

Der Großhändler und Banquier, der Rath eines Collegiums, selbst der adliche Candidat ist schon in einem andern Falle. Jener kömmt mit den Personen, welche ihm Geschäfte zuwenden sollen, diese kommen mit den Personen, welche sie zu höhern Aemtern empfehlen oder befördern können, öfter in Gesellschaft zusammen. Hier sehen wir daher auch schon nicht selten die angenehmen, die schönen, die lustigen, die gastfreyen, die geselligen Leute über die bloß geschickten und arbeitsamen obsiegen. Eben der Weg, den der unbekannte, von Assembleen und Gastmählern entfernte bürgerliche Candidat, mit genauer Noth, durch angestrengte Arbeit mehrerer Jahre, und nach vielen Beweisen vorzüglicher Kenntnisse, bis zu einer Rathsstelle in einem Landescollegium machen konnte, den durchläuft oft ein junger Adlicher, welchen seine Befördrer zugleich als ihren Gesellschafter zulassen, in kurzer Zeit mitten unter dem Genusse aller Arten von Vergnügungen, und nach sehr zweydeutigen Beweisen seiner Geschicklichkeit. Das Vergnügen selbst, welches er genoß, und zu welchem er bey-

trug, giebt ihm einen Anspruch. Er scheint würdiger zu seyn, an der Seite seiner Obern im Collegium zu sitzen, weil er so oft mit ihnen den Becher der Fröhlichkeit leerte, oder die Charten mit ihnen mischte.

Je näher ein Mensch der ersten Quelle der Ehren und der Belohnungen im Staate, — je näher er dem Souverain kömmt: desto mehr kann er von der Gabe zu gefallen hoffen. Keine Aemter sind öfter, als die der ersten Minister und Befehlshaber, bloß durch ein angenehmes Aeußere und ein Talent zu geringfügigen Zeitvertreiben erworben worden. Luines erster Schritt zur Premierministerschaft, und einer fast unumschränkten Gewalt war, daß er dem noch kindischen Ludwig dem dreyzehnten Vögel fangen half, und Dohlen wie Falken für ihn abrichtete. Und selbst dem sich so weise dünkenden Jacob dem ersten, wurden die Sommersets und Buckinghams durch nichts, als durch eine schöne Gestalt, einen gewandten Körper und einen gefälligen Anstand zu der ausgezeichneten Gunst empfohlen, durch welche er sie in kurzem zu den ersten Staatswürden erhob.

Zwar geschieht dieses nicht, wenn ein König, wie unser großer Friedrich war, auf dem Throne sitzt, der

ohne eigentlichen Hof lebt, und wie er selbst seine Würde darein setzt, sein großes Werk unablässig zu treiben, auch von denen, welchen er einen Theil seiner Gewalt anvertrauen will, nur fordert, daß sie zu ihrem Geschäfte geschickt und in demselben emsig seyn sollen. Ein solcher Fürst weiß seine Privatneigungen von den Bewegungsgründen, die ihn in der Wahl seiner Staatsdiener leiten sollen, zu unterscheiden. Er macht nicht gerade diejenigen zu seinen Rathgebern und Gehülfen in der Regierung, die er als lustige Gesellschafter an seine Tafel zieht, selbst die nicht, welche er als artige und unterrichtete Weltleute seines vertrautern Umgangs würdigt. Und doch würde ein solcher Fürst, da seine Zeitvertreibe selbst Beschäftigungen des Verstandes sind, und immer einen Bezug auf die wichtigen Gegenstände haben, welche seinen Beruf ausmachen, auch dann weniger irren, wenn er die Personen, welche ihm den angenehmsten Umgang gewähren, für fähig hielte, ihm wichtige Dienste zu leisten.

Indeß, auch an dem Hofe eines Friedrichs, wird das Verdienst eher bis zur Kenntniß des Monarchen durchdringen, wenn es durch einen guten Ruf bey den Großen und Vornehmen unterstützt

wird:

wird: und es wird diesen guten Ruf eher erlangen, wenn die Person, welche es besitzt, sich ihnen auch in ihren Gesellschaften angenehm zu machen gewußt hat.

Jedes Talent, welchem ein großer Preis vorgesteckt ist, wird mit Fleiße cultivirt. Da, wo Gelehrsamkeit allein emporbringt, da findet man auch arbeitsame und gelehrte Männer, — aber nicht immer gesellige und artige. Wo Feinheit der Sitten, Sorgfalt, niemanden anstößig zu werden, Eifer und Talent, Vielen Vergnügen zu machen, wo guter Anstand und Geschmack zu Ehren und Reichthümern führen: da werden durch den Wetteifer derer, welche um diese Vorzüge sich bewerben, dieselben sowohl auf einen höhern Grad gebracht, als mehreren gemein werden. Dies kann nur in den Gesellschaften der Vornehmsten geschehn. Hier ist Vergnügen mit Geschäften, Umgang mit politischen Absichten, die Bemühung, sich und andern die Zeit zu vertreiben, mit der sein Glück zu machen, oder seine Pläne durchzusetzen, mehr als irgendwo verwebt. Ein Ball, ein Gastmahl, eine gesellige Lustbarkeit, ist oft der Schauplatz von Unterhandlungen, und giebt zu den ernsthaftesten Auftritten die Veranlassung. Um deswillen werden auch hier Vergnügungen, wie

Geschäfte behandelt; mit einem Ernste, mit einem Eifer, *) und also auch mit einer Geschicklichkeit,

*) Die Feste, (die Diners, Sopers, Bälle, u. s. f.) folgen, an den Höfen und in der großen Welt, so dicht auf einander, und gehen in einer so unaufhörlichen Reihe fort, daß es uns andern, zur Abwechselung zwischen Arbeit und Erhohlung gewöhnten Leuten scheint, sie müßten, bey dem engen Kreise, in welchen doch immer die menschlichen Vergnügungen, vermöge den Einschränkungen der menschlichen Natur, auch unter Fürsten und Fürstenkindern eingeschlossen bleiben, am Ende die tödtlichste lange Weile machen. Das thun sie aber, nach der Erfahrung, unter diesen nicht so sehr, als eine ähnliche zerstreute Lebensart in der Sphäre des Mittelstandes thut. Die Ursache davon ist, wenn ich nicht irre, daß diese große Welt zugleich das Theater der Politik, also derjenigen Geschäfte und der Begebenheiten ist, die man für die wichtigsten hält, die auf ganze Nationen Einfluß haben, welche wenigstens die Neugierde der Menschen sehr reizen, und bey denen, welche ihnen in der Nähe zusehen, auch manche andre Begierde erwecken. Mit den Scenen dieses politischen Schauspiels sind die des geselligen Vergnügens, am Hofe und in den obersten Cirkeln verbunden, — im bürgerlichen Stande nicht. Bald ist es die Zusammenkunft mehrerer regierenden Herren, welche die Hoffeste veranlaßt: und man setzt voraus, daß auf denselben zugleich Verbindungen verabredet, oder Freundschaften gestiftet werden, die auf das Wohl ihrer Länder Einfluß haben. Bald ist es die Ankunft fremder Gesandten oder solcher Männer, die eine Rolle in andern Staaten gespielt haben, welche die Gesellschaft von neuem belebt, und die Feste vervielfältigt; oder endlich sind es fröhliche

welche man anderswo nicht kennt. Müssiggang und Reichthum, mit einander vereiniget, suchen nur

Begebenheiten im Staate, oder in der Familie des Fürsten, welche durch Gastmähler und Bälle gefeiert werden.

Die bürgerlichen Gastmähler haben weniger Verbindungen mit ernsthaften Gegenständen. Dadurch werden sie, wenn sie häufig auf einander folgen, geschmacklos, und erscheinen in ihrem wahren Lichte, als unbedeutend; besonders, wenn sie nicht durch den Geist und die Fröhlichkeit der Gäste, die dabey erscheinen, außerordentlich belebt werden. Die Diners am Hofe haben wenigstens den Anschein von etwas wichtigerm. Der Fürst belohnt den einen seiner Unterthanen, indem er ihn an seine Tafel zieht; den andern prüft er an derselben, indem er ihn seiner Beobachtung näher bringt. Immer sind es eben die Personen, welche in den Angelegenheiten der Staaten verflochten, und auf diesem Theater am geschäftigsten sind, die auch in den Gesellschaften der großen Welt figuriren. Man ist in diesem Kreise oft mit großen Angelegenheiten beschäftigt, indem man nur sein Vergnügen zu suchen scheint. Die Subalternen, welche die Sachen im Detail ausarbeiten, sind in ihren Cabinettern: wenn die Häupter, welche sie dirigiren, beym Schmause oder auf dem Balle zusammenkommen.

Alles aber, was dem Menschen wichtig scheint, thut er mit besserm Anstande. Eine unnütze Sache, und die er selbst dafür hält, thut er immer auf eine nachläßige, und also gemeiniglich auf eine mangelhafte Weise. Und selten wird ein Reicher, der bey seinen prächtigen Gastgebungen nichts weiter zur Absicht hat, als Gäste zu haben, dieselben auf eine so interessante Art bewirthen, als der, welcher seine Geselligkeit höhern Zwecken unterordnet.

Wohlleben: und sie finden es in diesem Kreise. Der Ehrgeitzige setzt eine große Wichtigkeit darein, der Tischgenosse der Prinzen und Ersten des Staats zu seyn. Der wahre Geschäftsmann sucht Gelegenheit, Personen, die er als Werkzeuge brauchen will, oder welche Theilnehmer seiner Entwürfe seyn sollen, dann, wenn sie am wenigsten auf ihrer Hut, oder am meisten von Eigensinn und Leidenschaft frey sind, — in den Stunden der Fröhlichkeit und der Abspannung, — zu sprechen. Alle diese vereinigten Absichten, die durch den Umgang hier befördert werden, geben ihm ein Leben, ein Interesse und eine Wichtigkeit, welche er sonst nirgends haben kann.

Aus dieser Verschiedenheit der Absichten, in welchen die Gesellschaften der großen, und die der kleinen Welt von ihren Mitgliedern besucht werden, entsteht ein neuer Umstand, der zu der Verfeinerung der erstern beyträgt. Bürgerliche, welche ein entgegenstehendes Interesse haben, trennen sich von einander, und sehen sich selten. Was nöthigt sie, mit einander umzugehn, wenn sie sich nicht lieben? Am Hofe müssen Personen täglich mit einander umgehn, die in ihren Absichten, Entwürfen und Glücksaussichten einander in den Weg kommen. Dies ist also eine große Schule zur Beobachtung

andrer, zur behutsamen Achtsamkeit auf seine Worte und Handlungen, — selbst zur Ueberwindung seiner Leidenschaften.

So wie der moralisch gesellige Mensch derjenige ist, welcher seine eigennützigen Triebe der Neigung zum allgemeinen Besten untergeordnet: so ist der angenehmste Gesellschafter der, welcher dem Vergnügen Vieler seine Eigenheiten und seine Launen aufzuopfern weiß. Ueberwindung gehört zum ersten; Zwang und Verstellung kann zuweilen zum zweyten hinlänglich seyn: aber beydes muß erst natürlich werden, ehe jenes Tugend und dieses Artigkeit heißt. Die Gelegenheit, sich darin zu üben, kann dem Menschen nur durch Collisionen, die er zu entscheiden, durch Schwierigkeiten, die er zu überwinden bekömmt, gegeben werden. Auf je schwerere Proben die Rechtschaffenheit eines Mannes, durch Anläße, die sich ihm zu ungerechtem Gewinne darbieten, gesetzt wird: desto bewährter ist sie, wenn er darin aushält. Und je mehr er gelernt hat, gegen Leute gefällig zu seyn, denen er, unartig zu begegnen, in Versuchung war: desto angenehmer wird er im Umgange mit der Welt überhaupt werden.

Man gehe in die Städte, wo der Handel das Hauptgeschäfte ausmacht. Ist hier, so wie an Hö-

fen, das Intereſſe der Einwohner einander in dem Grade entgegengeſetzt, daß einer der Nebenbuhler des andern wird: ſo iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, ein einſames häusliches Leben die Folge. Hier ſucht man den Schwierigkeiten eines Umganges, der nicht durchaus offenherzig und freundſchaftlich ſeyn kann, dadurch auszuweichen, daß man ihm gänzlich entſagt. — Sind hingegen die Erwerbsarten mannigfaltig und von einander unabhängig: ſo ſind die Geſellſchaften der Bürger an ſolchen Orten zwar leichter zu errichten; aber ſie ſind ohne großen Reitz. Man hat ſich nichts als allgemeine Sachen mitzutheilen, woran keiner großen Antheil nimmt. Man hat ſich weniger vor einander zu fürchten, aber man hat auch weniger Gelegenheit, ſich an einander abzuſchleifen.

In der adlichen Geſellſchaft der Hauptſtädte, und noch mehr an den Höfen, iſt immer nur **ein** Intereſſe: das iſt Gunſt der Mächtigſten und Angeſehenſten, — des Fürſten, oder deſſen, welcher Ehren und Vergnügungen austheilt. Dies verurſacht daher unaufhörliche Colliſionen. Und doch ſind die Perſonen, deren Intereſſe einander ſo entgegengeſetzt iſt, unzertrennlich. — Was muß aus einer ſolchen Lage nothwendig entſtehn? — Eine angeſtrengte Aufmerkſamkeit auf ſich und andre;

daher Menschenkenntniß, und Gewalt über sich selbst, — zwey Dinge, die, vereinigt, am sichersten zur wahren Artigkeit und zum guten geselligen Ton führen. Freylich geht diese Selbstbeherrschung oft nicht weiter, als auf äußere Handlungen, auf Stimme, Mienen und Geberden. Um deswillen hat man von je her den Hof für den Sitz der Verstellung gehalten. Aber in der That ist auch da, wo wahre innere Güte des Herzens, wo Tugend fehlt, nur glückliche Verstellung, was den Menschen angenehm machen kann. Artig seyn, heißt, so aussehn, so reden, so handeln, als wenn man ein vernünftiger, guter Mann wäre, und diejenigen liebte, unter welchen man sich befindet. Ist man dieses alles nicht, so muß man den Schein davon annehmen *). Ja jeder Mensch, so gut er seyn, und so aufrichtig er andern wohlwollen mag, muß immer noch etwas

*) Die Kunst zu scheinen, was man ist, ist die Artigkeit des Mannes von wahrem Verdienst. Die Kunst zu scheinen, was man seyn sollte, oder was man glaubt, seyn zu müssen, ist die Artigkeit, welche am meisten in der Welt herrscht: und die auf so mancherley Weise verkehrt und unrichtig seyn kann, als der Irrthum mannigfaltig ist, der unter den Menschen über das, was sie für ihre Pflicht, oder für die Forderungen andrer halten, obwaltet.

besser scheinen, als er ist, wenn er zu allen Zeiten gefallen will. Er muß wenigstens augenblickliche Aufwallungen übelartiger Leidenschaften verbergen, er muß zuweilen mehr freundschaftliche Empfindung und wohlwollende Theilnehmung ausdrücken, als er in diesem Augenblicke bey sich gewahr wird.

Dies lernt derjenige am vollkommensten, der zugleich zu starken Leidenschaften Versuchung, und ihre Ausbrüche zu verbergen, oder sie zu verfeinern, das größte Interesse hat. Beydes ist in dem Leben der Großen. — Dadurch wird allerdings der Charakter verdorben, wofern nicht die Vernunft an der Ueberwindung der Leidenschaften selbst während der Zeit arbeitet, daß die gute Lebensart über die Aeußerungen derselben einen Schleyer wirft. Wenn zu Haß oder Lieblosigkeit Falschheit hinzukömmt: so hat das moralische Verderben seinen Gipfel erreicht. Das ist aber nicht eine nothwendige Folge jener Lage, und des dadurch dem Menschen aufgelegten Zwanges. So wie der Soldatenstand zur Härte und Rauhigkeit Anlaß giebt; aber die leutseligsten Menschen macht, wenn ein sanftes Naturell, oder menschenfreundliche Grundsätze über die Versuchungen des Standes gesiegt haben: so kann das Hofleben, welches gemeine Menschen zur Falschheit verleitet, bey Menschen

von edlerer Natur, auch Muster wahrer Selbstbeherrschung hervorbringen.

Eine Sache, welche den Mann von der großen Welt, oder den, von welchem man sagt, daß er Welt habe, vorzüglich unterscheidet, ist, daß er mit Königen und Fürsten so zwanglos und so natürlich, als mit seines Gleichen zu reden weiß. Die Verlegenheit im Umgange mit Höhern, ist das Charakteristische bürgerlicher Sitten. Der Hausvater unter seinen Kindern, der Freund unter seinen Freunden, — von welchem Stande er immer seyn, und in welcher Schule er erzogen seyn mag, — wenn er nur vernünftig und sittlich gut ist, wird immer dem ähnlich seyn, was der feinste Weltmann unter den Seinigen oder unter seinen Vertrauten ist. Beyde fangen erst dann an, sich zu unterscheiden, wenn sie in einen fremden Kreis von Menschen, unter Gesellschaften aus andern Ständen, und besonders aus den obersten kommen. Alsdann wird der erste gezwungen, furchtsam, unentschlossen, was er thun soll; der letztre bleibt frey, natürlich, ruhig, und redet und handelt wie zuvor.

Dies nun entsteht natürlicher Weise schon daraus, wenn ein Mensch viel Umgang hat. Denn wer unter einer großen Anzahl von Menschen und unter Leuten von allerley Arten gelebt hat: dem können nicht leicht Fälle im Umgange vorkommen, die ihm ganz unbekannt wären. Er hat schon ähnliche erfahren, — hat gesehen, wie andre, mit denen man zufrieden war, sich darin betragen haben, und weiß also, welche Regeln zu beobachten sind. Er ist überdies dazu gewöhnt, aus sich selbst und aus seinen Gewohnheiten herauszugehn, und fremde Sitten, deren Eigenthümlichkeiten er schnell empfindet, auch mit Leichtigkeit nachzuahmen.

Aber noch weit mehr gelangt man zu dieser gleichen Freymüthigkeit gegen alle Menschen, wenn man von Jugend auf, oder doch lange Zeit, mit den Vornehmsten und Größten unter den Menschen umgegangen ist. Denn da hier die Schwierigkeiten, seine Rolle gut zu spielen, größer als irgendwo sind, so erwirbt man dadurch, daß man diese überwunden hat, Herz und Selbstvertrauen für jede andre Art des Umgangs. Wer sollte uns noch in Verlegenheit setzen, wenn wir in deren Gegenwart ohne Zwang sind, vor welchen die meisten Menschen ihre Freymüthigkeit und ihr natürliches Wesen verlieren? Der, welcher aus dem Zimmer eines Kö-

nigs, *) zufrieden mit sich, und überzeugt, nicht mißgefallen zu haben, herauskömmt, ist gewiß diesen Tag in jeder Gesellschaft mit Dreistigkeit aufzutreten geschickter, wenn er auch sonst noch so furchtsam wäre. Der Hofmann ist alle Tage in diesem Falle. Wenn er auch den Prinzen und Ersten des Reichs nicht genug gefällt, um ihr Vertrauter zu werden: so sieht er sie doch so oft, daß sie ihre schüchtern machende Erhabenheit in seinen Augen verlieren müssen. Wenn sein Ton im Umgange mit ihnen auch nicht vertraulich wird, so muß er doch nach und nach unbefangen und frey werden. Und sobald er dazu gelangt ist, so kann es nicht feh-

*) Dies ist bey Personen von einer gesetzten Denkungsart und festem Charakter nur dann wahr, wenn dieser König, ein großer König, ein guter Kenner des Verdienstes, und ein feiner Beobachter der Thorheiten der Menschen ist. Ueberhaupt wird der Ton eines Hofes, da er durch Ehrerbietung für den Monarchen und die Begierde, ihm zu gefallen, einen Theil seiner Vorzüge erhält, auch durch die persönlichen Eigenschaften und den Geschmack desselben Abänderungen leiden, erhöht oder herabgestimmt, freyer oder steifer, dem wahren Anstande näher gebracht, oder durch prunkvolle Eitelkeit und leeres Ceremonien-Wesen entstellt werden, nachdem der Fürst mehr die Unterhaltung des Geistes, oder bloß Pracht und Sinnlichkeit liebt, nachdem er selbst in seiner Natur mehr oder weniger Anlage zum guten Gesellschafter hat.

len, daß er sich nicht allen andern Gesellschaften für überlegen halte. Da er glaubt, selbst Muster zu seyn und Regeln geben zu können: so kann er nie deshalb verlegen werden, wie er sich zu betragen habe.

Die äußern Sitten und Gewohnheiten, die in den Gesellschaften der verschiednen Stände herrschen, sind ein zusammengesetztes von Regeln der Vernunft, und von Conventionen. Was die Vernunft gebiethet, kann durch vernünftiges Nachdenken erkannt werden: willkührliche Verabredungen muß man von denjenigen lernen, welche sie unter sich eingeführt haben. Die Conventionen dieser Art bey den geringern Ständen stehn in keinem Ansehn: sie zu wissen ist kein Verdienst; sie zu übertreten ist kein großer Fehler. Aber wer sich dieselben so zu eigen gemacht hat, daß er das Abweichende in den Gewohnheiten höherer Stände nicht bemerkt, oder nicht geschickt nachahmen kann, wenn er sich unter ihnen befindet: der zeichnet sich eben dadurch als einen Menschen ohne Welt aus. Die nicht weniger willkührlichen Verabredungen der vornehmsten Gesellschaft hingegen, bekommen in den Augen des großen Haufens eine Wichtigkeit und eine Würde, die sie an sich nicht haben, durch den Rang der Personen, welche sich nach denselben richten. Der,

welcher mit ihnen bekannt, und besonders sie mit Leichtigkeit zu beobachten geübt ist, findet schon deshalb weniger Anlaß, in irgend einer andern Gesellschaft verlegen zu werden. Denn ist die Gesellschaft, worinn er sich befindet, von Stande, so sind ihre Sitten die seinigen: ist sie aus einer niedrigern Classe, so sind seine Sitten, nach seiner Meinung, die bessern, und er darf die Conventionen, die er hier nicht kennt, ungestraft, ja er wird sie vielleicht sogar mit einigem Stolze vernachläßigen. Der witzige, kluge Mann aus dem Bürgerstande hingegen, findet, wenn er sich unter seines Gleichen befindet, keine Nachsicht gegen die Verletzungen des Ueblichen, und wenn er zu Höhern kömmt, Verachtung und richterliche Strenge gegen alle die, welche es übertreten. Dort muß er immer aufmerksam seyn, zu beobachten, was er als Regel kennt: hier wird er furchtsam, daß er aus Unwissenheit unterlassen möge, was von ihm erwartet wird. Der Mann aus der wirklich großen Welt, hat sich also dadurch von den Fesseln jeder andern Etiquette losgemacht, indem er zeitig die Fesseln derjenigen, welche in den Augen der Welt allein den Schein von Würde hat, zu tragen gewöhnt worden ist.

Das Studium der Hofgewohnheiten ist im Grunde weder weitläuftiger noch wichtiger, als das Studium der Gebräuche, die in den bürgerlichen Gesellschaften des kleinsten Städtchens herrschen. Aber die Meinung der Welt von dem Werthe der dadurch zu erlangenden Geschicklichkeiten ist sehr verschieden. Sie hält die erste für etwas großes, weil sie die Personen hochachtet, in deren Gesellschaft man sie allein erlangen kann, und die andre für etwas unbedeutendes, weil sie das Bild von den Sitten derjenigen Classe darstellt, die von ihr geringer geschätzt wird. Diese Meinung der Welt wirkt wieder auf den Menschen, welcher jene Geschicklichkeiten erworben hat, zurück. Die Kenntniß der vornehmen Sitten erhebt ihn in seinen eignen Augen; die Bekanntschaft mit den bürgerlichen Sitten setzt seinem Werthe nichts hinzu. Und von diesem mindern oder größern Selbstvertrauen ist ein freyeres oder gezwungneres Betragen die natürliche Folge, wodurch hinwiederum die Annehmlichkeit des Menschen befördert oder gehindert wird.

Doch der Adel wird nicht bloß durch den Vorzug, den Ersten des Staates näher zu seyn, —

er wird auch durch das Bewußtseyn seines eignen und unverlierbaren Ranges zur Freymüthigkeit gewöhnt, und eben deswegen zur Erlernung der guten Lebensart geschickter. Daher unterscheidet er sich in dieser Absicht auch da noch von dem Bürgerstande, wo er von der großen Welt entfernt lebt, wenn es ihm nur nicht an derjenigen Bildung des Geistes mangelt, welche den Grund zu allem, was gut und schön am Menschen ist, legen muß, und ohne welche Schüchternheit unvermeidlich ist, oder Freymüthigkeit in Grobheit und Ausgelassenheit ausartet. — An allen Orten und Enden der Welt ist der edle Anstand derjenige, welcher das Bewußtseyn einer gewissen Würde ausdrückt. Ein Mensch, welcher glaubt, verachtet zu seyn, oder fürchtet, verachtet werden zu können, wird sich schwerlich mit Schicklichkeit betragen. Diese Furcht nun wandelt den Adlichen viel seltner an, als jeden andern. Selbst Geistesfähigkeiten und erworbne Verdienste schützen davor nicht so sehr, als jene ererbte und unverdiente Vorzüge. Denn die ersten müssen nicht nur überhaupt anerkannt seyn, wenn sie dem Menschen die Achtung der Welt sichern sollen; sondern sie müssen auch den Personen, unter welchen er sich jedesmahl befindet, bekannt gemacht werden; sie

müssen überdies noch in den Augen derselben etwas gelten, wenn sie ihm in ihrer Gesellschaft von Nutzen seyn sollen. Alles dieses hat mehr Schwierigkeit, und ist von ungewisserer Wirkung, als die Anordnung und Bekanntmachung eines durch die Gesetze bestimmten Ranges. Jedermann weiß, was das heiße, von Adel seyn; — nur der verständige Mann weiß, was es bedeute und was es werth sey, Verstand zu haben. Von jeder Tugend, durch welche der persönliche Rang eines Mannes erhoben wird, muß derjenige selbst etwas besitzen, der sie an dem ersten schnell gewahr werden, oder nach Gebühr schätzen soll. Und wie ist es selbst für den besten Richter möglich, in einem Unbekannten sogleich den Mann von Verdienst zu erkennen? Der Nahme desselben kündigt diese Verdienste nicht an, so wie er seine Geburt ankündigt *). Auch seine Handlungen, seine Gespräche können die-

*) Ein großer Ruhm kann allerdings die Stelle der vornehmen Geburt in vielen Absichten ersetzen. Und wir sehen auch, daß sehr berühmte Männer, wie Leute von Range, behandelt werden; aber in der Rücksicht, von welcher ich hier rede, ist doch der Ruhm dem Vorzuge der Geburt nicht gleich zu schätzen. Jener muß erst erworben werden; dieser wird schon mit auf die Welt ge-

dieselben, weder zu allen Zeiten, noch jemahls in sehr kurzer Zeit, andern darlegen — am wenigsten in einem zum Vergnügen versammelten Kreise. Endlich ist ein Mensch, der seine Achtung in der Welt bloß auf seine persönlichen Eigenschaften gründet, genöthigt, seine Ansprüche immer wieder durch neue Beweise geltend zu machen; und er ist immer in Gefahr, jene Achtung durch seine bekanntwerdenden Schwächen, oder durch den Nachlaß seiner Kräfte vermindert zu sehen. Der Vorzug der Geburt hingegen ist nicht nur durch die Gesetze bestimmt, allgemein erkennbar, in die Augen fallend, sondern er wird auch nie ohne große Schuld des Menschen verscherzt oder vermindert. Er thut seine Wirkung bey den Einfältigen, wie bey den Klugen; er setzt keine besondern Veranlassungen voraus, und fordert keine Anstrengung, um sich zu zeigen; er bleibt unter allen Abwechselungen des Lebens, welche dem Menschen oft so viel von seinem Selbst und dessen Liebenswürdigkeit rauben, unverändert

gebracht. Jener kann also nicht zur Bildung des Menschen selbst, zur Veredlung seiner Natur oder seines Aeußern beytragen: dieser kann es, und thut es, bey Menschen von bessern Anlagen, in der That, durch eine frühzeitige Selbstschätzung, die er ihnen einflößt.

derselbe: und nur Niederträchtigkeit und Verbrechen können ihn zu Grunde richten. Kein Wunder also, daß das Selbstvertrauen, welches dem Menschen durch das Ansehn der Familie, aus welcher er stammt, und des Nahmens, welchen er trägt, eingeflößt wird, nach der Regel, größer ist, als das, welches ihm das Bewußtseyn seines Verstandes und seiner Tugenden giebt.

Man gebe zwey Menschen einen gleichen Werth; aber man gebe dem e i n e n etwas, welches diesen Werth sogleich ankündigt, etwas, welches, schon bey seinem Anblicke, oder bey der Nennung seines Nahmens, vermuthen läßt, daß er einen Werth habe: und er wird gewiß unter beyden der vollkommenste scheinen. Die Zeit, während welcher ein Mensch damit beschäftigt ist, sich der Gesellschaft, in welcher er sich befindet, bekannt zu machen, ist immer die, in welcher er am wenigsten gefällt. Diese Zeit ist für den erstern gewonnen. Er handelt gleich anfangs ohne fremde Rücksichten, bloß nach den Eingebungen seiner Natur. Und, weil diese nach der Voraussetzung edel ist: so ist sein Aeußeres unfehlbar angenehm. Kommen die Fälle oft vor, wo der verdienstvolle Unbekannte sich erst hervorthun mußte, um erkannt zu werden: so entsteht durch die Wiederkunft des nämlichen Zwanges, eine Falte

in seinen Sitten, welche dieselben weniger liebenswürdig macht.

Im Geiste liegt immer der Grund alles wahren Guten, auch des wahren Anstandes. Vorzüge der Seele sind auf keinen Stand eingeschlossen. Wenn aber doch die höhern Stände in Absicht des gefälligen Aeußern einen Vorzug haben: so ist es, weil die von der Natur begabten Männer aus denselben weniger Hindernisse finden, ihrer Natur treu zu seyn. Diese vorzüglichen Männer werden die Muster für die übrigen: und die Sitten des Standes charakterisiren sich nach und nach durch den Schein derjenigen Eigenschaften, von denen die Wirklichkeit nur bey den besten Individuen des Standes angetroffen wird.

Noch eines Umstandes muß ich erwähnen, da ich von den Ursachen des Vorzugs rede, welcher adlichen Sitten vor dem bürgerlichen Air zugeschrieben wird.

Alle Welt stimmt überein, daß es das schöne Geschlecht ist welches die Sitten des unsrigen bildet: es sey, durch die Begierde zu gefallen, welche es in uns erweckt, es sey durch die liebenswürdigen Eigenschaften selbst, wovon es uns das Muster auf-

stellt. Aber damit es diesen wohlthätigen Einfluß auf die Gesellschaft äußere, muß es einen wesentlichen Theil derselben ausmachen, — muß es ein gewisses Ansehen darinn behaupten. Beydes ist häufiger der Fall in den höhern Ständen, als in dem Mittelstande. Schon die Erziehung und die Bestimmung der beyden Geschlechter ist unter jenen einander mehr gleich. Der junge Cavalier, wie die junge Dame, werden für den gemeinschaftlichen Endzweck gebildet, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen: die Erziehung in einer Bürgerfamilie geht bey den Söhnen gemeiniglich nach einem andern Ziele, als bey den Töchtern; bey jenen auf Arbeitsamkeit und Geschäfte, bey diesen auf Häuslichkeit und Wirthschaft. Ueberdies fängt in den obern Classen der Umgang beyder Geschlechter früher an und ist weniger unterbrochen. — Von diesen beyden Umständen macht der erste, daß das weibliche Geschlecht dort diejenige Ueberlegenheit des unsrigen, welche von der männlichen Stärke des Verstandes, oder der männlichen Cultur der Wissenschaften herkömmt, weniger fühlt, und diejenige Ueberlegenheit, welche es von seinen Reizen und von seiner Delikatesse erhält, besser behauptet. Vermöge des zweyten Umstandes wird die Kunst, mit Frauenzimmern umzugehn, von den Männern der

vornehmen Welt länger geübt, also auch besser verstanden und auf einen höhern Grad gebracht.

Der Mann wird, außer seinem alltäglichen Umgange, auch noch durch Reisen und Geschäfte mit Menschen und Sitten bekannt: er hat also auch Gelegenheit, sich nach bessern Mustern zu bilden, als er in dem Stande, worinn er geboren und aufgewachsen ist, antrifft. Ein Frauenzimmer kann aus dem Kreise ihrer Familie und deren Gesellschaften schwerlich herauskommen. Daher sind im Bürgerstande die Sitten der Männer im Ganzen besser und vollkommner ausgebildet, als die der Frauenzimmer. Diese sind oft in eben der Familie geziert oder gemein, in welcher jene edel und natürlich sind. Um deswillen können auch hier die Frauenzimmer seltener die Lehrerinnen des Anstandes und die Muster des guten Tons für die Männer werden: sie müssen vielmehr von diesen lernen. (*)

(*) Der billige Leser wird hierbey von selbst einsehn, daß ich nur von dem rede, was nach der Regel geschieht, und daß Ausnahmen von allen Regeln statt finden. Es giebt jetzt unter dem reichen Bürgerstande nicht nur Familien, sondern ganze Societäten, welche auf den Fuß der großen Welt leben, und, so wie sie die Gewohnheiten derselben schon während eines beträchtlichen

Ganz anders ist es bey dem Adel und in den höhern Kreisen. Hier sieht der Mann keine Gesellschaft, mit welcher nicht auch Frau und Tochter in Verbindung wären. Keine Versammlung ist für die letztre verschlossen, zu welcher der erstre Zutritt hätte. Die Lebensart beyder Geschlechter wird also in derselben Schuld, nach einerley Mustern, durch gleiche Ue-

---

Zeitraums angenommen haben, auch sich dem Tone derselben nähern. Es giebt einzelne bürgerliche Frauen, die nicht nur, vermöge ihrer treflichen Naturanlagen und ihrer Erziehung, im Stande sind, den Ton in den Gesellschaften, von welchen sie einen Theil ausmachen, zu geben, sondern die auch durch Umstände wirklich ein solches Ansehn in ihren Gesellschaften erlangt haben, daß sie durch ihr Beyspiel, oder durch ihren Beyfall und ihre Mißbilligung, ihren guten Geschmack darin verbreiten können. Diese Beyspiele beweisen selbst aber den Satz, welchen ich behaupte. Denn eben die Städte, wo unter dem wohlhabenden Bürgerstande solche Gesellschaften, worin beyde Geschlechter an einer gemeinschaftlichen Unterhaltung Antheil nehmen, lange genug bestanden haben, — eben die bürgerlichen Familien, wo solche vorzügliche Weiber den Vorsitz führen, und die jüngern Glieder in Respect erhalten, zeichnen sich durch einen vorzüglich guten Ton des Umgangs vor andern Städten und Gesellschaften aus. Aber diese Vortheile sind dem Bürgerstande erst in unsern Tagen eigen geworden, und sie sind unter demselben noch nicht ausgebreitet: unter

bungen gebildet. Unter diesen Umständen tritt das weibliche Geschlecht in die vollen Rechte, welche ihm seine natürliche Anmuth über das unsrige giebt. Eine Frau, welche Welt hat, ist eben deswegen, weil sie eine Frau ist, ein noch einnehmenderes, — noch mehr Achtung einflößendes Wesen, als der Mann, welcher eben diesen Vorzug der

---

dem in Hauptstädten oder an Höfen versammelten Adel sind sie schon lange vorhanden, und fließen einigermaßen aus seiner Verfassung. Im ganzen genommen, habe ich immer gefunden, daß die Ehrerbietung gegen die Damen, in adlichen Gesellschaften, größer, als in bürgerlichen, ist; daß der Ton der am Hofe und in der großen Welt erzognen Frauen sich über den bürgerlicher Hausmütter mehr erhebt, als der gesellschaftliche Charakter des Hofmanns, von dem des gebildeten Kaufmanns oder Gelehrten unterschieden ist; daß in den Gesellschaften des Bürgerstandes sich die Geschlechter von einander mehr absondern, als unter Adlichen geschieht; daß also diese Feinheit, dieses schnelle Gefühl des Schicklichen, diese aufmerksame Gefälligkeit, von welchen die Damen allein das Geheimniß besitzen, oder welche zu erlernen, sie allein den Trieb in uns erwecken, durch das höhere Ansehen, welches sie in der großen Welt haben, auch unter den Männern, und in der ganzen Gesellschaft des höhern Standes mehr verbreitet worden sind.

Menschenkenntniß und der feinen Lebensart besitzet. Sey es die Delicatesse ihrer Züge, oder die Sanftheit ihrer Stimme, oder die mit einer gewissen Schwäche verbundene Anmuth, die über ihre ganze Person verbreitet ist, woraus diese Wirkung entsteht: genug der Ton von Erfahrung und Selbstvertrauen, welchen die Welt giebt, ist bey den Damen milder, und zugleich interessanter.

Die Grazien sind weibliche Gottheiten, und nur unter dem Vorsitze und der Anführung der Damen können die Dinge, welche des Graziösen fähig sind, diese letzte Ausschmückung erhalten.

Was aber ihr Unterricht uns Männern nicht beybringt, das lehrt uns unsre eigne Begierde, ihnen zu gefallen, wenn wir zeitig in die Schule ihres Umgangs zugelassen, aber auch in dieser Schule durch das Auge älterer und ehrwürdigerer Personen in Schranken gehalten werden. Die Galanterie gegen das schöne Geschlecht hat, mit der Artigkeit der Sitten überhaupt, an allen Orten und zu allen Zeiten immer gleichen Schritt gehalten; und ein geistvoller Mann, welcher Welt hat, unterscheidet sich von einem gleich verständigen, dem es an Welt fehlt, durch nichts vielleicht so sehr, als daß dieser nur in dem ernsthaften Gespräche mit Männern, oder mit solchen Weibern, die wie Männer denken,

jener auch in dem leichten und unbedeutenden Geschwätze mit gewöhnlichen Frauenzimmern, und besonders mit jungen Schönen, seine Rolle zu spielen weiß. Es ist unmöglich, daß derjenige vollkommen artig sey, der nicht eine gewisse Gewandheit in seinem Wesen hat, der nicht seinen Ton mannigfaltig verändern kann; der nicht eben so gut von Kleinigkeiten mit Geschmack, als von wichtigen Dingen mit Einsicht zu reden weiß. Diese Geschmeidigkeit des Verstandes und des Charakters erlangt man nur durch den Umgang mit solchen weiblichen Geschöpfen, welche geistreich genug sind, um abgeschmackte und ganz leere Gespräche zu verachten, aber doch zu leichtsinnig, zu flatterhaft, der Anstrengung zu unfähig, um eine ernsthafte Weisheit zu ertragen.

Ueberdies ist das Gefühl des Lächerlichen bey dem andern Geschlechte weit schärfer, als bey dem unsrigen: und nichts fürchtet das unsrige mehr, als in diesem Stücke Blößen zu geben. Daher werden die Sitten von den kleinen Ungereimtheiten, welche eben den Gegenstand des Belachens ausmachen, da am meisten gereiniget, wo die Aufführung der Männer der Kritik und den Spöttereyen der Damen am meisten ausgesetzt ist: und dies ist sie in der großen Welt.

Endlich gehört zur Artigkeit die Aufmerksamkeit auf die Wünsche andrer, und eine Fähigkeit, sich nach denselben zu richten, ohne sich selbst Zwang anzuthun. Unter Männern kommen die Gelegenheiten, einander gefällig zu seyn, nicht so oft vor; weil wir nur größre Gefälligkeiten von einander verlangen. Daher wird auch diese Aufmerksamkeit, diese Nachgiebigkeit, diese zum Dienst andrer stets bereitwillige Thätigkeit in Männergesellschaften nicht so sehr geübt. Frauenzimmer verlangen eine Menge kleiner Dienste und Aufopferungen, und sie verlangen sie unaufhörlich. Das Beschwerliche derselben, und unsre natürliche Trägheit zu überwinden, dazu kann uns nur der vereinigte Reiz der Schönheit und des Geschlechts vermögen. Aber wer, durch diese Triebfedern in Bewegung gesetzt, gelernt hat, den Damen mit gutem Anstande aufzuwarten, wird gewiß dadurch für jede andre Gesellschaft eine Annehmlichkeit mehr erlangt haben.

Eben die Ursache demnach, welche unsre Europäischen Sitten feiner, und die Europäische Lebensart artiger macht, als der Orientaler ihre sind: eben diese macht die Sitten der vornehmen Welt feiner, als die des Bürgerstandes. Das schöne Geschlecht hat in keinem Welttheile so viel Einfluß

auf Manieren und Sitten, als in Europa, und in keinem Stande so viel, als unter dem Adel.

Ich beschließe diese Untersuchung mit folgender Betrachtung, die ich der Prüfung mehr erfahrner Weltkenner überlasse.

Wenn, in einem Kreise mit einander verbundener Familien, die wahre Artigkeit herrschend werden soll: so muß vor allen Dingen die junge Welt dazu gebildet werden. Sie ist erstlich die Pflanzschule, aus welcher die Gesellschaft ergänzt wird. Und da der Mensch auch in seinem reifen Alter von der Stimmung, und noch mehr von den Manieren, welche er in seinen Erziehungsjahren angenommen hatte, gewiß viel beybehält: so wird der Ton der Gesellschaft überhaupt durch die Sitten, welche unter den jungen Leuten herrschen, mehr oder weniger zum voraus bestimmt. Ueberdies hat in Gesellschaften, die des Vergnügens wegen zusammenkommen, die Jugend, welche darin Zutritt hat, schon gegenwärtig einen gewissen Einfluß auf dieselbe. Der Endzweck dieser Gesellschaften wird durch die jugendliche Munterkeit vorzüglich befördert. Kein Wunder, daß diese Eigenschaft Personen, welche im

übrigen bürgerlichen Leben noch kein sonderliches Ansehn haben, hier ein gewisses Gewicht giebt.

Diese junge Welt nun kömmt, theils wegen ihrer Unwissenheit des Schicklichen und ihres noch nicht ausgebildeten Geschmacks, theils wegen der Heftigkeit der Leidenschaften, welche sie auch zur Verletzung der ihr bekannten Regeln verleitet, am ersten aus den Schranken der Artigkeit. Und ist ihr Ton einmahl verdorben: so verstimmt und verschlechtert er nicht nur die Gesellschaft selbst, in welcher er sich zur Unzeit hören läßt, sondern er legt auch noch überdies den Grund zu allen den Fehlern, welche künftig in der Gesellschaft der Erwachsenen herrschen sollen.

Es sind zwey Abwege, wie diese jüngern Gesellschafter von der rechten Bahn des guten Anstandes und der geschmackvollen Geselligkeit abweichen: durch tölpisches Wesen oder durch Uebermuth; durch Schüchternheit oder durch Anmaßungen. — Wenn in einem Stande oder in einer Nation eine Gesellschaft entstehen soll, die den Namen der guten verdient: so müssen die jungen Leute vor diesen beyden Extremen verwahrt werden. Und dies geschieht am besten, wenn sie mit den ältern und schon gebildeten Personen zeitig in eine solche Verbindung treten, daß sie zwar vor diesen Respect, aber doch

keine Furcht haben, — sich nicht vor ihnen zurückziehn, aber sich ihnen auch nicht gleichsetzen; daß sie zwar freymüthig unter solchen ihre Gedanken äußern, aber doch immer in einer gewissen Unterwürfigkeit bleiben.

Diese Bildung der Jugend nun zu dem Charakter des guten Gesellschafters, und diejenige Lage derselben, durch welche eine solche Bildung befördert wird, ist nach meiner Erfahrung im Bürgerstande seltner, als unter den Großen.

Der junge Plebejer mag sich einem Berufe widmen, welchem er will: so lange er noch Lehrling, und in seiner Profession noch nicht zum Meister geworden ist: so lange gilt er, wenn nicht außerordentliche Umstände ihn begünstigen, allzuwenig, um in der guten Gesellschaft, selbst seines Standes, als vollgültiges Mitglied aufgenommen zu werden. Die Folgen hiervon sind nach den Umständen verschieden.

Entweder sondert er sich von der ältern und gesetztern Welt ab, und tritt mit jungen Leuten seines Alters und seines Gewerbes zur Formirung eigner Gesellschaften zusammen. In diesen, da sie aus lauter Personen bestehen, die eine große Vertraulichkeit, aber wenig Achtung gegen einander haben, die einander alles verzeihen, und das Ausschwei-

fende sogar, wenn es nur das Ansehen von Fröhlichkeit hat, billigen, verwildert der junge Mensch leicht, und verliert, wenn er mehrere Jahre auf sie eingeschränkt gewesen ist, diejenige Fähigkeit, sich einen gewissen Zwang aufzulegen, ohne welche man der bessern Gesellschaft weder gefallen, noch ihr mit Vergnügen beywohnen kann.

Oder wenn für einzelne begünstigte junge Leute aus dem Bürgerstande, des Reichthums oder des Ansehns ihrer Eltern wegen, eine Ausnahme gemacht wird, sie schon in der Zeit ihrer Erziehung zu den Versammlungen der galanten Welt zuzulassen, so sind diese eben deswegen in Gefahr, übermüthig zu werden, weil sie die einzigen ihrer Art und ihres Alters sind, die in den Gesellschaften figuriren. In der That hat man oft auf Universitäten die Söhne berühmter Gelehrten, und in Handelsstädten die Söhne reicher Kaufleute, durch die Gelegenheit, welche sie gehabt, und auf welche sie sich viel zu gute gethan haben, an allen gesellschaftlichen Zeitvertreiben des Orts, von denen ihre Schul- und Comtorcameraden ausgeschlossen waren, Theil zu nehmen, nur zerstreut und eitel werden sehen, ohne daß sie viel artiger dadurch geworden wären. —

Eine dritte Classe der Zöglinge des Bürgerstandes, die weder mit ihres Gleichen viel zusammen

kömmt, noch in die Gesellschaft der Aeltern zugelassen wird, ist oft die beste in Absicht der Unschuld ihrer Sitten, und des Fortgangs in ihren Studien: aber sie wird doch zu gleicher Zeit, natürlicher Weise, menschenscheu und verlegen.

Der Kaufmannsbursche, der junge Studirende wird während der Zeit, da seine Erziehung geschieht, angewiesen, die Arbeitsamkeit als seine einzige Pflicht, und die Gesellschaft als eine Ergötzung anzusehen, die er sich nur sparsam erlauben dürfe. Bey dem Sohne einer angesehnen Familie wird die Besuchung der Gesellschaft für einen Theil der Erziehung selbst gehalten, weil sie ihn zu dem vorbereitet, was man mit zu seinem künftigen Berufe und dem Endzwecke seines Lebens rechnet. Der junge Adliche gilt überdies, schon seines Nahmens und seiner Familie wegen, etwas, zu einer Zeit, wenn er für seine Person in der bürgerlichen Gesellschaft noch nichts — wenn er noch Zögling oder Candidat ist. — Er wird, wenn er nur nicht durch auffallende Fehler im Aeußern sich lächerlich, oder durch grobe Unsittlichkeit in seiner Aufführung verächtlich macht, für vollberechtigt zu den Gesellschaften der Vornehmsten und Würdigsten seines Standes angenommen. Man macht es ihm sogar zur Pflicht, sich bey den

selben einzufinden. Und wenn es bey einem Jünglinge geringern Herkommens für ein übergroßes Glück gehalten wird, daß er nur zuweilen die Zeitvertreibe und Vergnügungen der guten Gesellschaft von ferne sehen darf: so wird es dem Vornehmen sogar zum Verdienste angerechnet, wenn er sie alle Tage aufsucht, weil man daraus schließt, daß er sie zu schätzen weiß, und sie den Ergötzungen schlechterer Gesellschaft vorzieht.

In diesen Versammlungen nun, zu welchen der vornehme Jüngling Zutritt hat, genießt er einen hinlänglichen Grad von Freyheit, um daselbst — wenn er nicht Ausgelassenheit und wüstes Wesen liebt — Vergnügen finden zu können, und er hat, da er hier unter den Augen seiner Eltern, der Vornehmsten seines Standes, der Häupter der Regierung ist, so viel Ursachen, den Beyfall der Anwesenden zu suchen, und ihren Tadel zu scheuen, daß er, Munterkeit mit Wohlstand zu verbinden, in keiner bessern Schule lernen kann. — Darf man sich wohl wundern, wenn er den Mittelweg zwischen Schüchternheit und ungebundner Freyheit, zwischen langweiligem Stillschweigen und lärmender Fröhlichkeit, besser zu halten lernt, als der junge Mensch vom Bürgerstande, der, welche Gelegenheit er auch haben mag, in seinen Arbeitsstunden

den durch seine Studien seinen Geist zu veredeln, doch in seinen Erhohlungsstunden nicht dieselben Hülfsmittel bekömmt, seine Sitten zu verfeinern?

Was heißt dann nun also das bürgerliche Air, welches, nach Rochefoucault, dem Menschen, der es einmahl angenommen hat, so fest ankleben soll, daß die längste und angestrengteste Uebung, sich davon loszumachen, angewandt unter den besten Mustern einer feinen Lebensart, dennoch vergeblich ist; und welches, nach eben des Mannes Ausspruche, wenn es je weicht, nur durch die militärischen Sitten vertrieben werden kann? Es kann etwas spät scheinen, diese Frage jetzt erst aufzuwerfen. Aber die Natur gewisser moralischer Gegenstände läßt sich am besten erkennen, wenn man ihre Ursachen und ihre Folgen entwickelt hat. Wenigstens ist, um das Eigenthümliche in den Sitten verschiedener Stände deutlich einzusehen, nothwendig, das Besondre in der Lage eines jeden zu untersuchen. Daher sind auch in meinen bisherigen Betrachtungen die Merkmahle, welche die Artigkeit des Hofmanns

von dem Wohlstande des Bürgers unterscheiden zerstreut vorgekommen. Jetzt ist es Zeit, dieselben zusammenzufassen, um auf jene Frage etwas bestimmter antworten zu können.

Ich empfinde, was unter dem bürgerlichen Air gemeinet sey, und ich finde Schwierigkeit, es zu beschreiben. Es ist ein gewisser Anstand, aber nicht vollkommen der rechte; es ist eine Gattung der Artigkeit, aber eine, welche die Schule des kleinen Cirkels verräth, wo man sie gelernt hat; es ist eine Begierde zu gefallen, und gemeiniglich eine sehr starke Begierde, aber sie erreicht ihren Zweck nicht, weil sie ihre Mittel nicht richtig wählt, und nicht genug verbirgt.

Der Begriff des bürgerlichen Airs ist nicht nur sehr zusammengesetzt, sondern er ist auch zugleich nach Ort und Umständen veränderlich. Demohnerachtet glaube ich folgende Bestandtheile als wesentlich und unwandelbar in ihm zu entdecken. Erstlich, ein affectirtes und ceremoniöses Wesen, welches die Pflichten der Höflichkeit übertreibt und weitschweifig macht, so daß sie dem Menschen, welcher sie leistet, beschwerlich, und der Gesellschaft, an welche sie gerichtet sind, lästig werden. Zweytens,

eine gewisse Blödigkeit, die doch nicht ohne Stolz ist, und die, da sie von demselben bekämpft wird, und ihm doch nicht völlig weicht, dem Menschen ein zweydeutiges und verlegenes Ansehen giebt. Drittens, Unwissenheit der bestimmten Rechte und Forderungen jedes Standes, und also Unwissenheit in Absicht des Grades von Freymüthigkeit und Zurückhaltung, die wir gegen die mit uns im Umgange begriffenen Personen, besonders gegen Personen eines höhern, oder selbst des höchsten Ranges zu beweisen haben. Endlich viertens, die Spuren, welche man am Geist oder am Körper von dem Gewerbe trägt, das man im bürgerlichen Leben getrieben hat. — Daß dieses letztere zum bürgerlichen Air gehöre, ist bey Handwerkern am offenbarsten. Jede Classe derselben hat einen übeln Anstand andrer Art. Diese Verschiedenheit ist so groß und so bestimmt, daß ein guter Beobachter der Menschen daraus allein ihren Stand und ihre Lebensart erkennen kann. Diese Eigenheiten kommen nirgends anders her, als von der Stellung, welche der Körper jedes Handwerkers bey seinen Arbeiten annehmen muß, und von den Bewegungen, welche er am öftersten bey denselben zu machen genöthiget ist. Aber auch die Schreib- und die Studierstube, die

sitzende Lebensart des Gelehrten oder des Buchhalters, — ob sie gleich nicht auf eine so bestimmte, noch auf eine so gewaltsame und unnatürliche Weise die Glieder einschränken und bewegen, — drücken doch beyden gewisse Eigenthümlichkeiten ein, die an sich nicht schön sind, und durch die sie immer im Aeußern etwas gegen solche Menschen verlieren, die gar keine bestimmte, wenigstens keine anhaltende und anstrengende, Beschäftigungen haben. Und nicht bloß die Stellung und die Figur des Körpers, sondern auch die Art zu denken, der Ausdruck, die Neigung, das Interesse, alles das wird bey dem Menschen durch die Beschäftigungen bestimmt, welche er unabläßig treibt. In so fern nun dieses Gewerbe klein, oder in den Augen der Gesellschaft, in welcher der Mensch sich befindet, verächtlich, oder ihr wenigstens ganz unbekannt und gleichgültig ist: insofern wird es dem Menschen als ein Uebelstand angerechnet, wenn er durch den Inhalt oder den Ton seiner Gespräche zu oft an dasselbe erinnert. Selbst von Wissenschaften in vermischten Gesellschaften zu reden, aber von solchen Wissenschaften, die sich nicht, wie Geschichte, Politik und schöne Litteratur, auf das Interesse der Menschheit überhaupt, sondern nur auf eine besondere Gattung der Geschäfte beziehn, wie die Rechtsgelehrsamkeit, das Sprachstudium u. s. w.: selbst dieses wird mit dem

Nahmen der Pedanterey belegt, und ist eine Unterart des bürgerlichen Airs.

Es gehört zum guten Anstande zweyerley: zu wissen, wie man sich betragen müsse, und sich nach dem, was man weiß, wirklich betragen können. Man muß die richtige Idee haben von dem, was anständig ist; und man muß die Geschicklichkeit besitzen, diese Idee in seinem Aeußern auszudrücken. Zu dem erstern gehört Kenntniß der Welt, der verschiednen Stände, und derjenigen allgemeinen und großen Gegenstände, welche die Welt und die Menschen überhaupt interessiren und beyden wohlgefallen. Zu dem andern gehört eine Uebung des Körpers und der Sprache, eine Uebung, durch welche der Mensch beyde gleichsam in seine Gewalt bekömmt, um das Ideal des Guten und des Schönen, welches seinem Geiste vorschwebt, auch in den Wendungen und dem Tone seiner Rede, in seinen Mienen, Geberden und Bewegungen, rein und unverfälscht auszudrücken. In dem ersten dieser beyden Stücke fehlt der Sohn der bürgerlichen Familie, — wenn er nur die Erziehung seines Standes und seines Gewerbes bekommen hat, — weil er einen zu kleinen Theil der Welt, zu wenige Muster zu sehn Gelegenheit hat, und mit seiner Aufmerksamkeit mehr auf

particuläre und geringfügige Gegenstände, als auf jene allgemeine und große gerichtet ist. In dem zweyten steht er zurück, weil er nicht Zeit und Anlaß zu Leibesübungen hat, die seine Glieder überhaupt ausarbeiten, und sehr viel Zeit mit Beschäftigungen zubringen muß, welche die völlige Freyheit der Glieder hindern.

Zu diesen Mängeln, welche aus Unwissenheit, oder aus Ungeschicklichkeit entstehn, gesellt sich nun noch, um das bürgerliche Air, in dem Sinne, in welchem es Rochefoucault versteht, vollständig zu machen, der Mangel der Würde, von welchem ich schon weitläuftiger geredet habe. Es ist unmöglich, daß der, welcher ohne einen bestimmten und von den Gesetzen anerkannten Rang in der Welt auftritt, das Achtung gebiethende Aeußere annehmen könne, welches, mit Höflichkeit und gefälligem Wesen verbunden, das wahre Air des feinen Weltmanns ausmacht. Wenigstens gehört das Bewußtseyn so großer persönlichen Vorzüge dazu, und dieses Bewußtseyn noch dazu durch eine vortheilhafte Bildung und Leibesgestalt dergestalt unterstützt, daß die wenigen Personen, bey welchen dies alles vereiniget ist, nur

die Ausnahme von der Regel machen, aber die Regel selbst nicht umstoßen können.

Die Folgen dieser mangelnden Standeswürde sind nach dem Charakter und den Umständen der Personen verschieden. Indem sie den einen niederschlägt oder verlegen macht, bewegt sie den andern zu einem desto größern Prunke. Reiche Bürgerliche, welchen es an Weltkenntniß oder Geschmack fehlt, zeichnen sich oft durch einen übertriebnen Putz aus, angelegt bey Gelegenheiten, welche keinen erfordern: so wie sich hingegen Adliche, — als wollten sie das Bewußtseyn ihrer anderweitigen Hoheit zeigen, — sich unter Bürgerlichen durch eine sehr einfache Kleidung zu unterscheiden suchen.

Das, was ich bis jetzt gethan habe, ist nur die Hälfte meiner Arbeit; oder es ist eigentlich nur die Vorbereitung zu meiner Absicht. Ich wollte gern die Ideen wissen, welche Rochefoucaults Geiste vorschwebten, da er die theils dunkle, theils

auffallende Sentenz niederschrieb, welche den Text zu meiner Abhandlung abgiebt. Ich wollte die Ursachen errathen, welche er verschweigt, um derentwillen, nach seinem Ausspruche, das bürgerliche Air eher in dem rohen Militärstande, unter dem Getümmel der Waffen, und in einer Lage, wo auf Anstand und Lebensart am wenigsten gedacht wird, sich verlieren soll, als am Hofe, dem Mittelpuncte aller Artigkeit, und dem Sammelplatze der am feinsten gebildeten Leute. Zu dem Ende habe ich bisher erklärt, warum die bürgerlichen Sitten hinter den Hofsitten zurückstehn, und durch welche Eigenheiten sich die einen und die andern charakterisiren. In der That ist diese Untersuchung des Gegenstandes selbst, auf welchen Rochefoucaults räthselhafte Maxime sich bezieht, wichtiger, als die Auslegung des einzelnen Gedanken, den er dadurch ausdrücken wollte. Es war indeß auch auf keine andere Weise möglich, diesen Gedanken ins Licht zu setzen, oder seine Richtigkeit zu prüfen, als wenn jene Entwickelung vorangieng.

Es scheint allerdings sonderbar, daß man die Politesse da nicht soll erlernen können, wo sie recht zu Hause gehört, — und sich hingegen da zu

ihr vorbereiten soll, wo man am wenigsten auf sie Bedacht nimmt.

Man merke aber, daß die Armee nicht so wohl im Allgemeinen die Schule der Sitten heißt, sondern daß sie es nur für den bürgerlich artigen Mann seyn soll, der das Eingeschränkte, Häusliche und Gezwungene seines Anstandes vergessen, und zu dem freyen und muntern Anstande des Weltmanns übergehen will. Jene Lage soll nur den Rost der ersten Gewohnheiten abreiben, um neuen bessern Platz zu machen, nicht aber dieselben mittheilen. Es ist eine Schule, in welcher man nur verlernt, was man sich schon fehlerhaftes angewöhnt hat, und dadurch für die Nachahmung besserer Muster die Fähigkeit wieder bekömmt. Die militärische Dreistigkeit ist nicht an sich die Artigkeit: sie wirkt aber, wie die Arzeneyen; sie ist das Entgegengesetzte von dem schüchternen Wesen der bürgerlich Erzognen; sie vertreibt das Uebel durch ein Gegengift.

Der Hauptgrund, warum in Gesellschaften, wo die äußerste Verfeinerung der Lebensart herrscht, ein auf gemeinere Art erzogner, und in der Dunkelheit aufgewachsener Mensch, wenn er

plötzlich in dieselben versetzt wird, die Artigkeit nicht lernen kann, ist, weil er durch den Contrast zu sehr in Verlegenheit geräth, den er zwischen seinen Sitten, und dem Betragen der Personen, unter welchen er sich befindet, gewahr wird; weil eine zu lebhafte Begierde in ihm entsteht, sich schnell zu ändern und umzuformen; weil er durch die Blößen, die er alle Augenblicke zu geben befürchtet, in der Aufmerksamkeit auf sich selbst, oder in der Beobachtung seiner Muster gestört, und überhaupt zum freyen und edeln Betragen ungeschickt wird. — Auch in andern Theilen menschlicher Geschicklichkeit ist es schwerer, eine falsch erlernte Kunst in die ächte geschmackvolle zu verwandeln, als die völlige Unwissenheit zu belehren, und die ganz ungebildete Natur zu veredeln. *) Und jene Umwandlung ist um desto schwerer, wenn der, welcher schon Fertigkeit einer

*) Die großen Sprach- und Tanzmeister wiederhohlen es beständig, daß sie einen Lehrling geschwinder weit zu bringen hoffen, der noch gar keinen Unterricht in beyden gehabt, als einen, der unter einem mittelmäßigen Meister Fortschritte gemacht hat. Bey dem ersten haben sie nur mit seiner natürlichen Ungeschicklichkeit, bey dem andern auch mit seiner Einbildung und mit seinen Irrthümern zu kämpfen.

fehlerhaften Art erlangt hat, von Meisterstücken der bessern umringt, und gleichsam geblendet ist.

Dies ist in Absicht der Kunst des Umgangs, welche den feinen Weltmann macht, doppelt wahr. Da, nach unsern bisherigen Betrachtungen, Schüchternheit und Affectation, die vornehmsten Bestandtheile des bürgerlichen Airs ausmachen: so muß durch eine schnelle Versetzung des Menschen in eine glänzendere Sphäre, sich dieses Air eher vermehren, als vermindern: weil zu beyden Fehlern, dort weit häufigere, und weit schwerer zu vermeidende Veranlassungen vorkommen. Der Rang höherer Personen, als mit welchen man bisher umzugehn gewohnt gewesen ist, macht an sich schon, auf das Gemüth gewöhnlicher Menschen, einen der Furcht ähnlichen Eindruck. Aber dieser Eindruck wird durch die Meinung, daß die Gesellschaft, worein wir treten, sehr viel Artigkeit und Weltkenntniß fordert, und daß die übrigen Glieder derselben uns darin überlegen sind, ausnehmend vermehrt. Die Begierde, am Hofe zu gefallen, wird bey dem bürgerlichen Ankömmling aufs höchste gespannt, — und die Besorgniß, daß er mißfallen oder verachtet werden möge, beunruhigt ihn in eben dem Grade. Unter diesen Umständen ist eine unnatürliche An-

strengung, um vor denjenigen liebenswürdig zu erscheinen, deren Geschmack und Gewohnheiten man doch nicht genug kennt, fast unvermeidlich: und diese Anstrengung führt gerade hin zum affectirten Wesen. Besonders giebt Furchtsamkeit verbunden mit der Begierde dreist zu scheinen, dem Menschen das ächt linkische Wesen. Man könnte es so definiren, daß es ein Zusammengesetztes von übel angebrachter Freymüthigkeit und abwechselnder Blödigkeit sey. Nichts sieht man wenigstens häufiger bey Personen des Mittelstandes, wenn sie vor den Großen erscheinen.

Für den Mann nun, wollte Rochefoucault sagen, welcher mit diesen Fehlern behafftet, übrigens, vermöge seiner Naturanlagen und seiner übrigen Geistesbildung, zur Erlangung der wahren Artigkeit fähig, und vermöge seiner veränderten Lage darnach begierig wäre, könnte keine Schule zur Vorbereitung auf dieses Studium besser zu seyn, als die, welche der Militärstand darbiethet, besonders, wenn er in Lägern und vor dem Feinde versammelt ist.

Rochefoucault verschweigt die Gründe dieses seines Ausspruchs: aber es fällt nicht schwer, einige ausfündig zu machen, welche denselben unterstützen. Zwey davon fallen vorzüglich in die Augen: Der

eine ist, daß der Bürgerliche, als Soldat, die Sache, welche vor allen Dingen zum guten Anstande erfordert wird, — freymüthig und unerschrocken handeln; — der zweyte, daß er hier vertraulich und ohne Zwang mit sehr vielen und vielerley Menschen umgehn lernt. Das erste ist die natürliche Folge des Metiers selbst: das andre ist die Wirkung der gesellschaftlichen Verhältnisse, in welche der Officier tritt: (und nur vom Officier kann hier die Rede seyn, wenn wir den Soldatenstand nennen.)

Muth und Unerschrockenheit wird nicht nur von diesem Stande, als die ihm eigenthümliche Pflicht, gefordert: sondern diese Tugenden werden auch, durch die in denselben sich darbiethende Uebungen befördert, durch die auf seine Glieder wirkende Bewegungsgründe erleichtert. Die Furcht vor der Schande auf der einen Seite, — die Hoffnung der Belohnung, und ansehnlicher Belohnungen, auf der andern, — die Menge derer, die mit uns die Gefahr theilen, und unter denen wir unsre Tapferkeit bewähren, oder unsre Feigheit zur Schau ausstellen, — lauter Leidenschaften und Verhältnisse, welche sich in keiner Lage des menschlichen Lebens, so, wie in einem Kriegsheere, und auf Feldzügen finden, — alles dies ist fähig, den Muth jedes Men-

schen, wenn nur ein Funke von Kraft und Ehrbegierde in ihm ist, zu befeuern. Nun der Muth in Gefahren ist, mit der Freymüthigkeit im Umgange, — zwar nicht ganz dieselbe Eigenschaft, — aber doch gewiß mit ihr so nahe verwandt, und ihr in seinen Principien sowohl, als in seinen Aeußerungen so ähnlich, daß er mit der Zeit unfehlbar zu derselben führt, sobald nur einige Uebung der gesellschaftlichen Talente hinzukömmt.

Man sehe jeden, auch von Natur noch so blöden Menschen, wenn er eben aus einer Gefahr kömmt, die er glücklich überstanden, besonders wenn er sich mit Klugheit und Muth darin betragen hat: und er wird gewiß, für diesen Augenblick, alle Schüchternheit abgelegt haben, und so lange das in seinen Lebensgeistern angezündete Feuer dauert, kühn auch vor Könige treten. Es kann also nicht fehlen, daß in einer Laufbahn, wo die Gefahren sich drängen, wo ihnen zu trotzen, die erste Pflicht, — ihnen muthlos auszuweichen, die größte Schande ist, sich nach und nach eine dem Metier eigne Unerschrockenheit bildet, die von den körperlichen Gefahren auf dem Schlachtfelde, wahrscheinlich auch auf die moralischen Gefährlichkeiten, welche im friedlichen Verkehr mit Menschen vor-

kommen, übergehn, und den tapfern Krieger zum freymüthigen Gesellschafter unter allen Ständen machen wird.

Ein anderes Eigenthümliche des Officierstandes ist, daß er über seine Untergebnen strenge zu befehlen hat, und daß sie ihm ohne Einwendung gehorchen müssen. Die Kunst zu herrschen wird im Militärstande sehr geübt, und sie wird durch die in demselben eingeführte Disciplin sehr erleichtert. — Aber der Mensch, welcher zu herrschen gewohnt ist, ist selten schüchtern. Dieser Ton des Commandos, den der Officier an der Spitze seines Trupps annimmt, dieses Entscheidende und Unabänderliche in den Befehlen, welche er ertheilt, diese Schnelligkeit, mit welcher sie befolgt werden, — dies alles hat auch auf seinen Ton und seine Sitten im geselligen Leben Einfluß. Dieser Ton wird rauh, gebietherisch und vorlaut: wenn die Naturanlagen des Menschen schlecht sind, oder die Geistescultur von ihm vernachläßiget wird. Aber wenn Kenntnisse den Verstand ausschmücken, indeß ein Fond natürlicher Gutherzigkeit oder Bescheidenheit im Herzen vorhanden ist: so giebt das Ansehn, welches der Mann als Befehlshaber unter seinen Soldaten hat, ihm auch unter seinen Gesellschaftern

und Freunden, nur gerade den Ausdruck der Bestimmtheit und Festigkeit, welcher Aufmerksamkeit erweckt, und allem, was er sagt, einen größern Eindruck verschafft.

Wenn die durch Gefahren geübte Tapferkeit, den in der Schule der Armee und des Feldes erzognen Mann freymüthiger, und die Gewohnheit befehlen zu können, seinen Ton nachdrucksvoller und kräftiger macht: so wird er zweytens, durch den ausgebreiteten und zwanglosen Umgang, in den er geräth, zum geselligen Leben vorbereitet. Wie groß ist nicht schon der Kreis von Gesellschaft, welchen der Officier in seinem Regimente findet; wie weit größer ist der, auf welchen er, wenn er zu höhern Graden hinaufrückt, sich in dem ganzen Corps ausbreiten kann, unter welches sein Regiment gehört! Die Gleichheit der Beschäftigungen, die Gelegenheit, sich alle Tage zu sehen und in beständigem Verkehr mit einander zu seyn, die Theilnehmung an denselben Beschwerden, und an denselben Gefahren, alles dieses bindet die Menschen von diesem Handwerke, wenn sie nicht, so wie der Officier und der gemeine Soldat, durch unabänderliche Unterschiede des Standes und der Erziehung getrennt sind, genau an einander. —

Eben

Eben dieses beständige Zusammenseyn verbannt aus ihrem Umgange den pruntvollen und abgemessenen Wohlstand und die Weitläuftigkeit der Complimente. Auch der militärische Geist thut dabey das Seinige, indem er den Ausdruck ihrer Gedanken überhaupt kürzer und energischer macht. Noch mehr aber trägt, auf wirklichen Feldzügen, die Wichtigkeit der gemeinschaftlichen Gegenstände, mit welchen ihre Aufmerksamkeit beschäftigt ist, dazu bey, den Ton ihres Umgangs zum freysten und vertraulichsten zu machen. Leben, Selbsterhaltung, Ehre, Sieg oder Untergang, — das sind die Sachen, deren Entscheidung sie alle Augenblicke erwarten: — wie könnten sie dabey an die Kleinigkeiten der Etiquette denken? Dazu kommt, daß sie begierig sind, die kurzen Zwischenzeiten der Ruhe und der Erhohlung in gesellschaftlichen Vergnügungen zu genießen und also alles abzukürzen, was nur, als Vorbereitung dazu, oder als Nebensache dabey, anzusehen ist. Nicht nur wird die Begierde nach Umgang ausnehmend geschärft, sondern selbst die Fähigkeit zum vertraulichen Gespräche wird unter Menschen vermehrt, welche gemeinschaftliche Zeugen merkwürdiger Auftritte gewesen sind, und einander an Beobachtungen oder Empfindungen erinnern können, die zu den interessantesten in dem

Leben eines jeden unter ihnen gehören. Auch in den Städten, wo die Heere nach geendigten Feldzügen ausruhen, werden die Winter, welche diese Scenen des Blutvergiessens und der Feindschaft unterbrechen, in mehr Fröhlichkeit und lebhafter Geselligkeit zugebracht, als den Einwohnern dieser Städte in friedlichen Zeiten eigen zu seyn pflegt.

Diese Ursachen haben zu allen Zeiten auf die Kriegsmänner Einfluß gehabt. Die ersten Beyspiele inniger Freundschaften haben wir aus der Periode der Helden, die zusammen Ungeheuer und Riesen bekämpften, und in gemeinschaftlichen kriegrischen Unternehmungen Gefahr und Sieg mit einander theilten. In der Folge der Zeiten sehen wir, bey einem jeden Volke, die geselligen Triebe erst dann recht erwachen, wenn dessen Glieder sich zur Vertheidigung oder zum Angriffe mit einander vereinigten.

Und so bemerken wir auch noch jetzt, wenigstens den Schein von jener ersten genauen Verbindung der Menschen, die sie des Krieges wegen errichteten, in dem vertrautern Umgange derer, die in unsern Staaten den Krieg für die übrigen Bürger führen. — So viel ist wenigstens gewiß, wenn

In einer Armee der rechte militärische Geist herrscht, so wird unter den Officieren derselben ein treuherziger, vertraulicher Umgang herrschen. Im Lager vorzüglich und vor dem nahen Feinde wird ein Herz und eine Seele unter ihnen zu seyn scheinen. Vorausgesetzt nun, daß es diesem höhern Militärstande nicht an der Geistescultur fehlt, welche den allgemeinen Fortschritten des Zeitalters angemessen ist: so wird der neue Ankömmling, der aus seiner häuslichen Eingezogenheit hervorgeht, unter guten Cameraden, die zugleich gesittet sind, besser als unter Ministern und Hofleuten gebildet.

Die jetzt genannten beyden Ursachen sind nicht die einzigen, welche die Armee zur Vorübungsschule hofmännischer Artigkeit machen können. Es tritt nun noch der Umstand hinzu, daß niemand mehr Gelegenheit und selbst so viele Verbindlichkeit hat, seinen Körper zu üben, als der Officier. Es kömmt hinzu, daß er von solchen Beschäftigungen frey ist, die ihm entweder alle Bewegung untersagten, und daher mit der Zeit den Körper unbehülflich und träge machten, oder die, durch zu große Anstrengung gewisser Glieder, Schwäche und fehlerhafte Gewohnheiten im Aeußern hervorbrächten.

In dieser Lage also, oder nirgends, müssen die Falten ausgeglichen werden können, welche ein Mensch, entweder durch Vernachläßigung seines Körpers, oder durch eine sitzende Lebensart und einförmige Arbeiten bekommen hat.

Kein Stand sieht so sehr auf Stellung, Gang und Geberden, als der militärische: weil sein Geschäft zum Theil darin besteht, einem großen Haufen von Menschen körperliches Geschick und Beweglichkeit beyzubringen, und das vornehmste Mittel zu Erreichung seiner Endzwecke dieses ist, dem so beweglich gemachten großen Haufen eine bestimmte Richtung zu geben. Freylich ist, von den bloß militärischen Leibesübungen, Zwang und unnatürliches Wesen die gewöhnliche erste Folge. Fortgesetzt hingegen thun auch sie ihre Wirkung, einen gewissen Anstand, wenn auch nicht den besten, hervorzubringen. Man erkennt, selbst unter der Classe gemeiner Handarbeiter, den Mann, welcher als Soldat gedient hat, an einer geradern Stellung, einem freyern Gange und einem bessern Geschicke, mit welchem er alle Sachen angreift. Bey dem Officier kommen zu den Leibesübungen, welche das Metier veranlaßt, diejenigen hinzu, welche zur guten Erziehung gehören, und als Künste erlernt werden.

Kein Wunder, daß äußerer Anstand und körperliche Gewandtheit sich in keinem Stande häufiger, als im Militärstande findet.

Selbst die Strapazzen der Feldzüge, und alle körperliche Beschwerden, welche das Kriegshandwerk mit sich führt, sind keine üble Vorbereitung zu dem, was, in der guten Lebensart, vom Mechanischen des Körpers abhängt. Denn einmahl wird der Mensch überhaupt dadurch thätiger, unverdrossener, zu Ertragung kleiner Unannehmlichkeiten williger, also auch fähiger zu Dienstleistungen und geduldiger bey denjenigen Beschwerden, welche die Geselligkeit auflegt. — Ueberdies ist alles, was den Körper stark angreift, wenn es ihn nicht überwältigt und zerstört, zugleich dasjenige, was ihn am besten ausarbeitet: und der abgehärtete Mensch ist in allen Fällen der brauchbarste und angenehmste in der Gesellschaft, — wenn er nur zugleich, indem er hart gegen sich selbst ist, geneigt bleibt, die Empfindlichkeit andrer zu schonen. Diese letztre Eigenschaft kann nur die Folge der intellectuellen und moralischen Erziehung seyn: jene erstre wird durch Uebungen, welche den militärischen gleichen, am besten erhalten.

Unter die Mängel des bürgerlichen Airs rechnete ich oben auch dies, daß der Mann des Mittelstan-

des, welcher seine Sphäre nie verlassen hat, die verschiednen Gradationen des Ranges nicht genau kennt; daß er nicht weiß, wie weit die Höhern ihre Ansprüche treiben, und wie weit sich seine Pflichten des Wohlstandes gegen sie erstrecken; daß er daher bald zu viel und bald zu wenig thut, bald sich zu tief demüthigt, bald sich nicht genug in Schranken hält, — wenigstens wegen seiner Unwissenheit in diesem Stücke unentschlossen ist. Und die sichtbar werdende Unentschlossenheit des Menschen ist das, was ihm das verlegne Ansehn giebt.

Um nun in diese Mannichfaltigkeit der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens eingeweiht zu werden, ist ein Stand, wo der Stufen des Ranges viele, aber diese genau bestimmt sind, dergleichen der militärische ist, eine sehr schickliche Lage. Eben weil in diesem Stande die Stufenleiter der Würden so lang ist, daß sie beynahe von dem niedrigsten Gliede der bürgerlichen Gesellschaft bis zum höchsten reicht, — und weil zugleich in ihm die Entfernungen der Stufen von einander deutlicher, als in andern Ständen, abgezeichnet sind, — haben mehrere Staaten die Grade bey der Armee zum Maßstabe des Ranges aller Staatswürden angenommen. — Das Schwankende und Unbestimmte in den Gerechtsamen ist gerade das, was es dem Niedrigern, welcher nicht von Jugend

auf unter Vornehmen gelebt hat, schwer macht, sich schicklich gegen sie zu betragen. Dieses Schwankende ist im Militärstande fixirt. Jeder Obere hat hier seine genau gezognen Gränzen der Gewalt; jeder Untergebne seine deutlich ihm vorgeschriebnen Pflichten; und wenn er diese erfüllt hat, so ist er in Absicht andrer Handlungen frey und ungebunden. Ueberdies lernen noch Militärpersonen die Unterwürfigkeit, welche der Obere im Dienst zu fordern hat, von der Achtung, welche er im Umgange verlangen kann, genauer, als jeder andre Mensch, trennen; — oder sie lernen vielmehr beydes mit einander vereinigen. Die Officiere aller Grade sehen sich, ungeachtet ihrer so weit verschiednen Gerichtsbarkeit, und des strengen Gehorsams, den jeder, auch nur um e i n e Stufe höherer, von denen, die unter ihm stehn, fordert, doch als gleich an; — und diese Mischung von Respect mit Freymüthigkeit, von achtungsvoller Aufmerksamkeit und unbefangnem Wesen, die, wie ich gesagt habe, den wahren Weltton charakterisirt, wird durch die Lage, in welcher ein Officier sich befindet, und durch die Maximen, welche in seinem Stande herrschen, nicht wenig befördert.

Hierzu kömmt noch, daß in keinem Stande der Befehlshaber mit seinen Untergebenen, so genau

verbunden ist — daß nirgends des Höhern Glück und Ehre so sehr von dem guten Willen und dem Charakter der Untern abhängt. Daraus entsteht, daß, wenn die Häupter der militärischen Corps nicht selbst aller geselligen Bildung entbehren, sie sich selbst dabey interessirt glauben, die unter ihnen dienenden Officiers durch den Umgang, zu welchem sie ihnen Gelegenheit geben, ausbilden zu helfen.

Es ist überhaupt weniger befremdend, daß die militärische Lebensart des Officiers den Anstand des Hofmanns vorbereitet, da die adlichen Sitten, mehr oder weniger, militärische Sitten sind, und der Adel selbst aus dem Soldatenstande erwachsen ist. Die ersten und ältesten Bürger des Staats waren zugleich seine Kriegsmänner. Nachdem sich neben ihnen eine Classe bloß arbeitender Einwohner anbaute, erhoben sich die ersten, welche allein die Waffen in Händen behielten, zu einer höhern Bürgerclasse. Im Kriege, und um des Krieges willen, ist die erste große Unterscheidung, zwischen Befehlenden und Gehorchenden, in der bürgerlichen Gesellschaft eingeführt worden. Der Kriegsstand war es auch in der Folge, aus welchem die höhere Classe gemeiniglich ergänzt wurde, und welcher sich hinwiederum die Abkömmlinge derselben widmeten. Auch hat er sich zu jeder Zeit an die Fürsten ange-

schlossen, denen nicht erst vom Machiavell die Meinung beygebracht werden durfte, daß der Krieg ihr eigentliches Handwerk sey. In ihm hat man also besser, als sonst irgendwo, das, was zur Bildung des Hofmanns so vorzüglich gehört, mit Fürsten und Großen umzugehn, lernen können. An allen Höfen machen noch jetzt Militärpersonen einen sehr beträchtlichen Theil der Gesellschaft aus; und der Charakter, den ihnen ihr Beruf giebt, muß nothwendig auf den Ton dieser Gesellschaft Einfluß haben.

Dies führt mich auf eine andre Bemerkung: — daß selbst der Rang, welchen der Militärstand unter den übrigen Ständen behauptet, eine der Ursachen ist, welche die von Rochefoucault angeführte Erscheinung zu erklären dient. — Der Militärstand ist zwar nicht in allen Staatsverfassungen der erste: aber er ist auch nur da eine Schule vornehmer Sitten, wo er der erste ist. Um vornehm mit Anstand zu thun, muß man sich für bedeutend im Staate halten dürfen, muß man dafür von den übrigen Gliedern desselben anerkannt werden. Was den Bürger unter Großen so verlegen macht, ist eben, daß er wenig geachtet wird, und daß er dies weiß. Wenn er Stolz oder wirkliches Verdienst hat, so kämpft er zwar mit diesem

Vorurtheile bey sich selbst: aber dieser Kampf selbst zerstreut ihn, und läßt ihm nicht die Gemüthsruhe, welche zum vollkommen anständigen Betragen nöthig ist. Aus den entgegengesetzten Ursachen muß in Monarchien, wo der Soldatenstand den ersten Rang in der öffentlichen Achtung einnimmt, und die Aufmerksamkeit des Monarchen vornehmlich auf sich zieht, dieser Stand, indem er das Bewußtseyn einer gewissen anerkannten Würde giebt, auch die Erwerbung des edlen Anstandes erleichtern, da dieser, großentheils, auf der Gewißheit, von andern nicht verachtet zu werden, gegründet ist. In Kaufmannsstaaten, wo der Officier unter der bürgerlichen Obrigkeit steht, und von dem reichen Bürger, der ihn bezahlt, nicht ausnehmend geschätzt wird; — selbst in den Monarchien, wo die Hofstellen mehr, als die Militärstellen, gelten — wird man auch diesen edeln, freyen Anstand unter der Armee weit mehr vermissen, und die bürgerliche Schüchternheit im kriegerischen Gewande wieder finden.

Wenn endlich der Umgang mit dem schönen Geschlechte den feinen Anstand des Hofes bildet: so wird der Stand, welcher am meisten vom schönen Geschlechte begünstigt wird, auch in der Schule der Artigkeit leichtere Fortschritte machen. Es ist eine sehr gemeine Bemerkung, daß Tapferkeit und Mannheit,

und alles, was diese Eigenschaften ankündiget, uns Männern mehr Eingang bey der weiblichen Welt giebt, als die größte Gefälligkeit, mit Zeichen der Schwäche verbunden. Um deswegen hat schon die militärische Kleidung, das Insigne jener Vorzüge, einen Reitz für die Aufmerksamkeit und die Neigung des weiblichen Geschlechts. Aber der aus dem Feldzuge selbst mit Triumph zurückkehrende Sieger hat gewiß den ersten Anspruch, von ihnen hervorgezogen zu werden. Es ist kein Wunder, wenn er, mehr gesucht, geliebkoset, geehrt, die Blödigkeit verliert, welche dem noch so verdienstvollen aber häuslich erzognen Jünglinge, vornehmlich unter vornehmen und artigen Weibern anklebt, eine Blödigkeit, die ihn alsdann auch in alle die vermischten Gesellschaften begleitet, wo weiblicher Geschmack und weibliche Delicatesse den Ton angiebt.

Alle die bisher ausgeführten speciellern Beobachtungen führen zu einer allgemeinen Betrachtung: welche nicht unschicklich diese Untersuchung beschließen wird.

Es giebt zwey Hauptarten der Erziehung des Menschen. Die eine könnte man die gelehrte nennen: — sie ist die, welche den Verstand mit

Kenntnissen bereichert, ihn zum Nachdenken gewöhnt, und die moralischen Gefühle zugleich vervielfältigt und verfeinert. Die andre ist die militärische, welche den Körper abhärtet, die Sinne schärft, den Muth stählt, in die Ueberlegungen Schnelligkeit, und in die Ausführung Festigkeit und Kraft bringt. Auf jeder dieser beyden Laufbahnen, wenn sie von einander getrennt sind, gelangt der Mensch zu gewissen Vorzügen, und geht andrer verlustig. Der Gelehrte vernachläßigt leicht sein Aeußeres; sein Muth wird durch die sitzende Lebensart geschwächt; seine Einsamkeit macht ihn zu einer leichten und muntern Thätigkeit unter andern Menschen ungeschickter. Der Soldat hingegen, wenn er nichts als Soldat ist, bleibt oft unwissend, hart und rauh, oder sinnlich und schwelgerisch, genießt entweder ein bloß animalisches Leben, oder verbittert andern durch seinen Uebermuth das ihrige. — Aber wenn zuweilen durch glückliche Umstände sich in einer Person der militärische Geist mit dem philosophischen vereinigt: dann erscheinen die größten Männer und die liebenswürdigsten Menschen. — Unser große Friedrich war einer von ihnen.

Diese Untersuchung ist nicht bloß ein Gegenstand der Neugierde: — ob sie gleich auch, als solcher, der Aufmerksamkeit nicht unwürdig wäre, da auf Moralität und Glückseligkeit der Menschen im bürgerlichen Leben die Verschiedenheit der Stände und ihrer Sitten großen Einfluß hat. Aber die Erkenntniß des Wahren führt immer zur Einsicht des Guten: und indem wir untersuchen, was die Dinge sind, lernen wir zugleich, was wir begehren, und wie wir handeln sollen.

Es ist schon etwas, den Werth der verschiedenen Arten menschlicher Vollkommenheiten gehörig würdigen zu können: aber es ist noch mehr, die Ursachen kennen zu lernen, durch welche sie entstehen, und die Umstände und Lagen, in denen sie vorzüglich gedeihen. Jenes lehrt uns, unser Bestreben nach der Größe des Guten abmessen; dieses lehrt uns beurtheilen, was für uns erreichbar sey, und was wir aufgeben müssen, — lehrt uns die Gelegenheit, die sich uns zu unsrer Vervollkommnung darbiethet, nutzen, — und weiset uns zugleich an, unser Feld da zu bauen, wo wir die besten und reichsten Früchte von ihm erwarten können.

Welt haben, ein Mann von Welt seyn, — mit was für einem Stolze wird dies Zauberwort nicht von denen ausgesprochen, die selbst die Sache zu besitzen glauben; und wie sehr demüthigt nicht das Bewußtseyn eines gemeinen Airs den sonst guten und achtungswürdigen Bürger!

So verkehrt urtheilen die Menschen nicht, daß nicht in dem, was ganze Haufen derselben sehr schätzen, wirklich etwas schätzbares seyn sollte; aber es fehlt ihnen oft an einem richtigen Maßstabe, die verschiednen Gegenstände ihrer Achtung zu vergleichen; und gemeiniglich geben sie der mindern Vollkommenheit einen höhern Rang, wenn sie entweder mehr in die Augen fällt, oder sie merklicher vor andern Menschen auszeichnet. So wie sie sich oft, bey dem Besitze der wesentlichsten Güter, unglücklich glauben, weil ihnen einige Auszierungen der Eitelkeit fehlen: so kommen sie sich zuweilen, bey dem Besitze wahrer Verdienste, verächtlich vor, weil sie in glänzenden Kleinigkeiten hinter andern zurückstehn.

Der erste Satz, auf welchen uns die Entwickelung der Rochefoucaultschen Maxime geführt hat, war: daß das Bewußtseyn einer gewissen Würde unter die Ursachen des vorzüglichen Anstandes gehöre, welcher den Hofmann unterscheidet. — Dieses

Bewußtseyn nun, welches bey den Großen bloß auf willkührlichen Unterschieden des Ranges beruht, kann jeder verständige und rechtschaffne Mann erlangen, wenn er die Würde der menschlichen Natur kennt. Jeder Mensch ist etwas werth, bloß weil er ein Mensch, ein vernünftiges und moralisches Wesen ist, an sich fähig zu allem, was die Vortreflichsten seines Geschlechts erlangt, und die Verdienstvollesten desselben gethan haben. Aber der aufgeklärte und tugendhafte Mann ist es eigentlich, der diese Würde gelten machen kann, weil er allein sie kennt, sie durch seine Bemühungen aufrecht zu erhalten strebt, und weil er sie durch seine Handlungen an den Tag legt.

Alle Arten der bürgerlichen Würde sollen im Grunde nichts anders, als Zeichen und Bestätigungen der natürlichen seyn. Warum wurden zuerst gewisse Menschen unter den übrigen als Oberhäupter ausgezeichnet? Weil man in ihnen diejenigen Tugenden zu entdecken glaubte, welche das Zeitalter als die vornehmsten Zierden der menschlichen Natur schätzte; oder weil man von ihnen die Dienste erhalten hatte, die nach der Lage der Gesellschaft für die größten Wohlthaten gehalten wurden. Warum wurde der diesen ersten Helden und Anführern der Nationen ertheilte Rang nach und nach erblich?

Weil man, nach Erfahrung oder nach Vorurtheilen, in den Söhnen edler Geschlechter auch eine edlere Natur annahm. Selbst, als in spätern Zeiten der bloße Wille der Fürsten adeln konnte: warum unterwarf sich die Meinung des Volks so leicht dieser Entscheidung? Weil das Volk die Fürsten, nachdem es sie einmal über alles verehren gelernt hatte, auch für die gültigsten Richter des Verdienstes hielt; weil es voraussetzte, daß, wer dem Höchsten im Staate so sehr gefallen, oder ihm so viele Dienste geleistet hätte, um von ihm hervorgezogen zu werden, auch die allgemeine Hochachtung verdienen, und als ein allgemein nützlicher Bürger angesehen werden müsse. Jeder Titel, so leer und bedeutungslos er jetzt bey dem seyn mag, welcher ihn trägt, zeigt doch an sich etwas an, welches eine Tugend, oder ein Ausfluß der Tugend, ein Verdienst ist. (*) Jeder Vorzug, den sich

(*) Die Titel Rath, und geheimder Rath, zu welchen so viele Menschen, in Deutschland, in Ermangelung jedes andern, ihre Zuflucht nehmen, wenn sie sich vor dem großen Haufen wollen auszeichnen lassen, sind, so bedeutungslos sie oft in ihrer Anwendung werden, doch an sich nicht übel gewählt, einen vorzüglichen Mann anzuzeigen. Einem Fürsten rathen zu können, setzt, bey der Wichtigkeit seiner Verrichtungen, kein kleines Maß von Einsicht und Gemeingeist

sich jetzt Menschen über Menschen auf die ungegründetste Weise anmaßen, oder auf die ungerechteste Weise geltend machen, hat doch seinen Ursprung in einer Meinung, nach welcher sie sich selbst, oder andre ihnen, Eigenschaften beylegten, die sie für Tugenden hielten, und die zuletzt auf intellectuelle oder auf moralische Vorzüge hinauslaufen.

Der Mann nun, welcher einsieht, daß die bürgerliche Würde auf der natürlichen beruht, und die willkührlich ausgetheilten Ehrenzeichen auf die reellen Vorzüge des Geistes und Herzens gegründet sind; der Mann, der zugleich in sich, wenigstens die Einsicht dessen, was gut ist, und das Bestreben darnach findet: sollte diese Mann nicht in seinen Augen eine gewisse Würde erhalten, wenn auch keine Decorationen der Geburt und des Standes ihn auszeichnen? Sollte er nicht zu sich selbst sagen können: „dieser Große, der dich verachtet, diese adliche Dame, die stolz über dich hinwegsieht, gründen ihre „Hoheit auf einen Schein solcher Eigenschaften, wo-

geist voraus: und von ihm vorzüglich zu den Angelegenheiten gezogen zu werden, die er vor andern geheim hält, läßt, außer der Fähigkeit zu schweigen, die eine seltne Gabe ist, auch noch auf einen höhern Grad erprobter Klugheit oder Redlichkeit schließen.

„von du einige wirklich besitzest. Sie sind deswegen „geehrt, weil, nach einem dunkeln Gerücht und ei„ner nie gründlich untersuchten Volksmeinung, ihre „Vorfahren sich durch Vorzüge unterschieden, von „welchen die Natur auch in dich den Saamen gelegt „hat, und an deren Ausbildung du, wie du dir be„wußt bist, arbeitest. Der Ursprung des Ranges „der ihre Familien vor der deinigen hervorzieht, liegt „in vergessenen Thaten ihrer Ahnherrn, die der Ge„sellschaft für nützlich gehalten wurden: und auch du „kannst dir das Zeugniß geben, auf die Erwerbung „nützlicher Talente Fleiß gewandt zu haben, und jetzt „dieselben, mit dem redlichen Vorsatze der Gemein„nützigkeit, in Uebung zu setzen. Sie halten sich für „bedeutende Wesen, weil sie von Kindheit an sich ge„ehrt gesehen haben, und schließen aus der Achtung, „die man ihnen erwies, auf die, welche sie verdienen: „du gründest, wenn du deine Vernunft anbaust, und „deiner Pflicht getreu bist, deine Rechte auf die „wirkliche Kenntniß deiner selbst, und darfst aus dem, „was du bist, auf die Meinung schließen, welche „andre von dir haben sollten, und welche, früh oder „spät, bey den Einsichtsvollen und Guten deiner Zeit„genossen, sich festsetzen wird.“

Wenn dieser Mann überdies noch mit sich, über die Ursachen der Unterordnung der Stände im ge-

meinen Wesen zu Rathe geht, in welcher ihm ein so mittelmäßiger, oder gar vielleicht niedriger Platz angewiesen ist: so wird er auf der einen Seite die Achtung für diese Hierarchie, so lange sie einen Theil der Staatsverfassung, und also eine Stütze der öffentlichen Ordnung ausmacht, als eine seiner Pflichten erkennen, deren Beobachtung ihn so, wie die Beobachtung jeder andern Pflicht, veredelt; auf der andern wird er aber deutlich einsehen, daß die daraus erwachsende Ungleichheit der Menschen, doch nur ihr eignes Werk, ein willkührliches Institut, die Folge von Verabredungen und Meinungen sey, welche über die natürliche Gleichheit, oder die natürlichen Unterschiede, nicht auf immer die Oberhand behalten können, ja, schon jetzt, in vielen Fällen, wenn es auf das Reelle ankömmt, es sey im Gespräche, es sey in Geschäften, von dem mächtigern Einfluß der Talente und Tugenden überwogen werden. — Sollten oft wiederhohlte Reflexionen dieser Art nicht etwas beytragen können, dem Manne, der ohne Geburt und Stand, nur mit der Würde persönlicher guter Eigenschaften in der Gesellschaft auftritt, unter Höhern ein edles Selbstgefühl und, mit demselben einen freyen Anstand zu geben, ohne deshalb die Bescheidenheit, welche die bürgerlichen Verhältnisse fordern, bey ihm zu vermindern?

Ein zweyter Umstand, den wir bemerkten, indem wir die Rochefoucaultsche Sentenz auslegen wollten, war, daß der in der großen Welt Erzogne, durch die bloße Gewohnheit, die Höchsten unter den Menschen zu sehen, nach und nach die übertriebne Ehrfurcht, und mit ihr die Schüchternheit gegen sie verliert, und sie als Menschen betrachten lernt; ein dritter, daß die Gleichheit, die unter den Adlichen herrscht, eine gewisse Vertraulichkeit, die hohe Meynung, die jeder derselben von sich selbst hat, ein achtungsvolles Betragen gegen einander bey ihnen hervorbringt, — welche beyde Modificationen des Aeußern, gehörig mit einander in Harmonie gebracht, ihm das anständigste und gefälligste Ansehn geben.

Insofern hierbey Wahrheit und Vollkommenheit zum Grunde liegt, kann die Vernunft, und auf Vernunft gegründete Gesinnung die Stelle der Gewohnheit ersetzen. Der denkende Mann, auch aus der unbekanntesten Familie, kann zu der Ueberzeugung und zu dem Gefühle gelangen, daß zwischen Unterthanen und Fürsten, unter den Höchsten und Niedrigsten in der menschlichen Gesellschaft *), ja

*) So viel ist gewiß: die blinde Verehrung der Könige und Großen, bloß um des äußern sie umgebenden Schim-

selbst unter den Artigsten und den von den gemeinsten Sitten, unter den Gelehrtesten und den Unwissendsten, mehr Puncte der Gleichheit vorhanden sind, worinnen sie mit einander übereinstimmen, als Unterschiede, worinn sie von einander abstechen, — mehr Vorzüge, die sie mit einander gemein haben, als solche, welche einer derselben ausschließend vor den übrigen besitzet. Eben diese Vernunft, verbunden mit einem wohlwollenden Herzen, kann es dahin bringen, daß der Mensch allenthalben, wo er unter Menschen kömmt, auch Freunde und Verwandte zu erblicken glaubt, daß ihm niemand durchaus fremd, kein Mensch fürchterlich, und noch weniger irgend einer ganz verächtlich scheint: Gesinnungen, die, wenn sie wirklich im Geiste des Menschen herrschen, ihn auch das Geheimniß jener achtungsvollen Zutraulichkeit lehren, welche das Aeußere eines Menschen andern so angenehm macht.

In wiefern also Sitten und Manieren von Gedanken und Ueberzeugungen abhängen: insofern wird

mers willen, macht schüchtern und verlegen. Die vernünftige Achtung für dieselben, entweder um der Vorzüge willen, die sie persönlich besitzen, oder um der bürgerlichen Ordnung willen, zu der ihr Rang gehört, läßt den Menschen zugleich anständig und beherzt handeln.

auch der bürgerlich Erzogne dem edlen Anstande desto näher kommen, je vollkommner an Geist und Herz er wird, und je richtiger er über die Dinge und Menschen urtheilen lernt. Aber wir haben gesehn, die Sitten und die Manieren hängen nicht bloß von den Ideen ab; sie sind nicht das Werk des Urtheils und des Vorsatzes allein: sondern sie sind zum Theil Folgen der Routine, der körperlichen Uebungen, der Beyspiele, die wir von Jugend auf vor Augen gesehn haben, und der Art von mechanischen Triebfedern, durch welche wir vermöge unsrer äußern Lage in Bewegung gesetzt werden. Eben um dieser Triebfedern willen ist es, daß Rochefoucault eine große Revolution in den Umständen eines Menschen will vorhergehen lassen, ehe er ihn, in Absicht der Sitten, von der niedern Stufe auf die höhere erheben zu können glaubt. Die militärische Disciplin, oder der Tumult kriegerischer Auftritte soll erst die mechanisch entstandnen Eigenthümlichkeiten des vorigen eingeschränkten Standes aufheben, ehe der Bürger zur Vervollkommung seines Aeußern, nach seinem richtigen Ideal, und den von ihm selbst gewählten Mustern, fähig werden soll.

Sich nun in diese oder jene äußere Lage zu versetzen, steht in keines Menschen Gewalt. Und keiner vermag auch durch seine eigne Bemühung, sich

Annehmlichkeiten und Vorzüge zu erwerben, welche schlechterdings nur durch äußre Ursachen ihm mitgetheilt werden können.

Hier bleibt nun dem vernünftigen Manne weiter nichts übrig, als beherzt dasjenige aufzugeben, was er an sich schätzbar, aber für sich unerreichbar findet. Es bleibt ihm nichts übrig, als zu erkennen, was ihm fehlt, und sich doch dadurch nicht demüthigen zu lassen, weil es ihm ohne seine Schuld fehlt. Wenn wir uns unsers etwas linkischen Wesens, oder unsers bürgerlichen Airs bewußt sind: so ist diese Einsicht selbst schon ein Vorzug, der uns einigermaßen trösten kann. Wir werden sogar am wenigsten davon blicken lassen, wenn wir am wenigsten ängstlich uns bestreben, uns davon los zu machen; wenn wir in dem, was von unserer Willkühr abhängt, unsrer Vernunft, und in dem, was eine unvermeidliche Folge unsrer Lage ist, unsern Angewöhnungen treu bleiben. In Ermangelung der höhern Vollkommenheit, ist das Natürliche, auch wenn es fehlerhaft ist, immer dasjenige, was am meisten gefällt, oder am wenigsten mißfällt.

Eine zweyte moralische Folge läßt sich aus obigen Schilderungen ziehen, nnd sie ist in unsern Zeiten vorzüglich wichtig. Es ist diese, daß der Mensch, wenn er über den Gang der Dinge in der Welt

nachdenkt, und den Ursachen der Fortschritte nachspürt, welche die Cultur unter uns gemacht hat, Gründe findet, mit der Verschiedenheit der Stände, und der Unterordnung derselben unter einander zufrieden zu seyn, — von welcher er in anderer Rücksicht so sehr gedrückt wird, daß er zuweilen selbst mit Gefahr, die Sicherheit und bürgerliche Ordnung aufs Spiel zu setzen wünscht, sie aufheben oder mildern zu können. Es giebt gewisse Vollkommenheiten im Aeußern und Innern des Menschen, (und unter diese gehört vorzüglich die Feinheit der Sitten im gesellschaftlichen Umgange,) die schlechterdings nicht hätten aufkeimen können, wenn in der großen bürgerlichen Gesellschaft nicht eine kleinere sich hervorgethan, sich über den Rest ihrer Mitbürger erhoben, und eben durch diese Entfernung von den Uebrigen, und durch den sich darauf gründenden Stolz, sich fester und inniger mit einander vereinigt hätte. Es giebt gewisse Vorzüge, die weder der industriöse Bürger, noch der denkende Weise, weder der Ackerbauer noch der Handelsmann je würden erlangt, je würden dem menschlichen Geschlechte mitgetheilt haben, wenn nicht ein reicher und geschäftloser Adel entstanden wäre; und wenn nicht die Fürsten denselben um sich versammelt hätten, um ihn ausschließend an ihren Herrlichkeiten Theil nehmen zu

lassen. Andere Vollkommenheiten der Menschen haben durchaus müssen in einem Feldlager und unter dem Geklirre der Waffen ihren Ursprung nehmen. Die Behendigkeit, die strenge Ordnung, die Abhärtung des Körpers, die ceremonielose Vertraulichkeit und Offenheit, der Muth und mit demselben das freymüthige Wesen, haben schlechterdings ihren ersten Sitz bey denjenigen gehabt, welche, sich zu wehren, oder andre anzugreifen, beysammen waren. Es ist weit gefehlt, daß diese beyden Stände die einzigen wären, welche durch ihre äußere Lage die Cultur gewisser besondrer Tugenden und Talente begünstigten. Die Ordnung und Pünctlichkeit, die der Handelsmann, die anhaltende Arbeitsamkeit, die der Handwerker und Künstler, und der speculative Geist, den der Gelehrte in die menschliche Gesellschaft gleichsam eingeführt, oder in ihr bis zu einer musterhaften Vollkommenheit gebracht hat, sind noch wesentlichere Vorzüge, ob sie gleich weniger Glanz haben, und bey unserm jetzigen Gegenstande weniger in Betrachtung kommen. So viel ist klar, daß, so wie die Vertheilung der Arbeiten die Werke der Menschen, durch die Einschränkung ihres Fleißes auf einen einzigen Gegenstand, vollkommner machte, so auch die mehr ins Große gehende Absonderung der Stände überhaupt, die höhere

Ausbildung der persönlichen Eigenschaften des Menschen selbst, in so fern befördert hat, als dadurch die Arbeiten desselben an seiner eignen Vervollkomnung, auf ähnliche Weise, gleichsam getheilt worden sind.

Wird dieses Hülfsmittel der ersten aufblühenden Cultur, auch auf jeder Stufe ihres Fortgangs, unentbehrlich bleiben? Werden dieselben Vollkommenheiten, welche Anfangs nur durch eigne, sich absondernde, und auf eine bestimmte Weise erzogne und lebende Menschenclassen, gleichsam gefunden, oder doch nur durch solche geübt werden konnten, auch alsdann, wenn diese Vollkommenheiten da sind, wenn sie für schätzbar erkannt werden, wenn sie andern Ständen sich mitgetheilt haben und ein Gegenstand der allgemeinen Nacheiferung geworden sind, doch noch dieser Absonderung der Stände, dieser Eigenheiten und Vorurtheile der verschiedenen Lebensarten oder Gewerbe bedürfen? Wird es ewig Kriege und einen ihnen gewidmeten Stand geben müssen, damit die Menschen nicht weichlich werden, damit sie ihren Körper ausarbeiten, damit sie ohne Zwang und ohne Umständlichkeit mit einander umgehen lernen? Wird es immer der eingebildete Unterschied der Geburt seyn müssen, welcher gewissen Menschen frühzeitig das Gefühl der Würde giebt, wodurch sie des edlen Anstandes fähig werden? Wird nicht der-

einst die allgemeine Menschenvernunft sich gleichsam in Besitz aller der Vortheile setzen können, welche zuvor bey einzelnen Classen des menschlichen Geschlechts sich zufällig eingefunden hatten; so daß sich dann, auf einem andern Wege, von allen wird erlangen lassen, was bisher unter den Inconvenienzen solcher oft feindseligen Absonderungen, nur von wenigen erlangt worden war? Ueber alle diese Fragen ist, für jetzt wenigstens, der Philosoph noch nicht aufgeklärt genug, um eine Weissagung zu wagen. Aber so viel sieht er ein, daß eine stürmische Umwälzung, durch welche alle diese Gränzlinien der Stände vermischt, alle Schlagbäume über den Haufen geworfen würden, außerdem, daß die Möglichkeit ihres Erfolgs noch zweifelhaft ist, auch für jetzt noch nichts Gutes thun könnte. Die Einsicht von dem, was wahrhaft groß, gut, anständig und edel ist, ist weder so allgemein verbreitet, noch bey denen, die sich ihrer in einigem Grade rühmen können, so geläutert und fest, daß sie allein schon den Menschen, an Körper und Geist, zu einem beträchtlichen Grade von Vollkommenheit erheben könnte. Es muß bey den Meisten noch die Erziehung des Zwanges und der äußern Umstände die Stelle der Einsicht vertreten; was dem Menschen an Bildung des Geistes fehlt, muß blinde Nachahmung und mechanische Uebung

ersetzen. Jede Art von Tugenden muß noch gleichsam unter dem Schutze gewisser Leidenschaften und Vorurtheile cultivirt werden; jede muß ihren eignen Cirkel haben, wo sie gleichsam zu Hause ist, und durch Umstände und Meinungen unterstützt wird, indeß vielleicht eben daselbst andere Tugenden etwas vernachläßiget werden. So ist es vorzüglich in Absicht der Artigkeit. Wäre es möglich, einer Nation in allen ihren Ständen den wahren natürlichen Anstand, diejenige Würde in ihrem Aeußern zu geben, welche die Natur des Menschen an sich trägt, wenn sie unverdorben ist, frey wirkt und sich hinlänglich entwickelt hat, — die Würde, welche dem verständigen und wohlwollenden Menschen, ohne Unterschied des Standes und der Geburt, eigen ist: so würde es sich freylich in dieser Nation am besten leben lassen, und das Schauspiel ihrer Sitten und ihres Umgangs würde das reizendste seyn. Aber so lange dies nicht statt findet, so lange ist es, für das Ganze dieser Nation, vortheilhaft, daß ein Theil derselben noch eine andre, eingebildete Würde besitze, und durch den Stolz auf diese, in seinen einen Augen erhoben werde; daß dieser Theil der Nation unter sich zusammenhänge und seinen Gliedern gegen einander eine Achtung einflöße, welche sie den übrigen Menschen nicht schuldig zu seyn glauben. Die Muster,

welche diese Classe alsdann von feiner und guter Lebensart aufstellt, werden für uns andere Menschenkinder wenigstens Gegenstände der Betrachtung; und wenn uns der Himmel an der Stelle der Ahnen einen denkenden Geist und den Trieb nach Vollkommenheit gegeben hat, so forschen wir nach den Ursachen des bessern Anstandes, den wir an ihnen sehen, und der Mängel, die uns selbst ankleben, und streben darnach, das, was in der Lebensart der vornehmen Welt wahrhaft gut ist, uns zu eigen zu machen.

Ich gestehe es indeß, ich sehe, — vielleicht in den Aufwallungen eines Enthusiasmus, der die Vernunft und die Erfahrung in seinen Ahndungen überfliegt, der aber gewiß nur aus Empfindungen eines menschenfreundlichen Herzens stammt, — den glücklichen Zeiten entgegen, wo von adlichen Sitten und bürgerlichem Air unter uns weit weniger, als jetzt noch die Rede seyn wird; und wo dergleichen Schilderungen als die, welche Rochefoucault durch wenige Striche angegeben hat, und die ich auszuführen versucht habe, nur als historische Denkmäler eines ehemaligen Zustandes der Dinge, nicht als moralische Aufklärungen ihrer unveränder-

lichen Natur, werden interessiren können. — Die Etiquette der Höfe, die willkührlichen Anordnungen des ihnen eignen Wohlstandes, die ehedem so weitläuftig und verwickelt waren, daß, so wie ihr Studium dem Weltmanne einen großen Theil seiner Zeit und seiner Aufmerksamkeit raubte, so die Kenntniß derselben ihn natürlicher Weise von seinen damit unbekannten Mitbürgern weit absonderte, — sind allenthalben einfacher und eben dadurch der cultivirten Vernunft aller, auch von den Höfen entfernt lebender Menschen zugänglicher geworden. Man kann hoffen, daß durch einen fernern Fortgang des Lichts, und eine fortgesetzte Uebung des geselligen Umgangs in den höhern Classen, die Lebensart, welche man als die vornehme ansieht, immer mehr von den Fesseln willkührlicher Regeln befreyet, dem wesentlichen Wohlstande der menschlichen Natur, dem, welcher in dem besten Ausdrucke ihrer Vollkommenheiten, und in der besten Erfüllung der geselligen Pflichten liegt, noch näher gebracht werden wird. Dann wird es jedem Menschen, in welchem Stande er auch gebohren sey, wenn ihn seine Lage nur nicht verhindert, seinen Verstand aufzuklären, und sein Herz zu veredeln, mehr noch als jetzt möglich seyn, jene Lebensart durch sich selbst zu lernen, und ver-

mittelst seines Nachdenkens und seiner moralischen Uebungen, den gesellschaftlichen Ton sich eigen zu machen, der auch in den höchsten Kreisen für den guten erkannt werden muß.

Auf der andern Seite wird eben dieser gesellschaftliche Ton, und der damit zusammenhängende Anstand, bey der guten Bürgerclasse, augenscheinlich vollkommner. Gelehrsamkeit vereiniget sich immer mehr und mehr mit Geschmack: und wo beyde vereinigt sind, führen sie unfehlbar den Menschen zur Geselligkeit. Indem die wissenschaftlichen Begriffe alle Tage mehr aufgehellt, und auf eine deutlichere Weise ausgedrückt werden, erhalten alle Classen, welche lesen können, den Zugang zu den Vortheilen, welche die Fortschritte der Wissenschaften den Gelehrten gewähren. Schon sind in Deutschland viele Personen ohne einen adlichen Nahmen, die mit Ehren in jeder Gesellschaft auftreten könnten; und die, wenn sie demohnerachtet von den Höfen und den höhern Kreisen ausgeschlossen bleiben, mehr die Vorurtheile ihrer Mitbürger anzuklagen, als sich ihre Unfähigkeit vorzuwerfen haben. Die Anzahl solcher Personen wird sich wahrscheinlich mit jeder Generation vermehren. Ich rechne

darauf, daß die noch mehr zur Vollkommenheit gebrachte Erziehungskunst neue Mittel ausfindig machen wird, die schädlichen Einwirkungen der arbeitsamen und sitzenden Lebensarten auf den menschlichen Körper, dessen Gestalt und den freyen Gebrauch seiner Glieder zu vermindern. Schon jetzt werden die Leibesübungen unter den Söhnen wohlhabender Bürgerfamilien, die sich den Studien widmen, weniger, als ehedem, vernachläßigt. Vielleicht werden derselben noch schicklichere erfunden; vielleicht wird die körperliche Erziehung mit der geistigen noch allgemeiner und genauer vereinigt; vielleicht ersparen auch bessere Methoden des Unterrichts, richtigere Unterscheidung des Wesentlichen und Nützlichen in den Wissenschaften und Künsten von dem Zufälligen und Entbehrlichen, unsern Kindern viele der Stunden, die wir, gekrümmt über den Büchern, zum Schaden unserer Gesundheit, und zur Entstellung unsers Aeußern zubrachten, ohne etwas erhebliches zu lernen, und erlauben ihnen die Vollkommenheiten des artigen Mannes, und die Fertigkeiten des Meisters in ihrer Profession zugleich zu erlangen. Wenn mit dieser Berichtigung der Principien des Wohlstandes in der höchsten, und der Verbesserung der Erziehung in allen Classen, auch

dies

dies verbunden wäre, daß der Geringe immer mehr seine Würde, die ihm als vernünftigen Menschen zukömmt, anerkennte, und der Große den Stolz, den er bloß auf die willkührlichen Unterschiede des Ranges gründet, um des Bewußtseyns besserer Vorzüge willen, immer mehr fahren ließe; daß jener sich in seiner eignen Meinung etwas emporhübe, und dieser sich, freywillig und gern, in die Gleichheit mit seinen Mitbürgern zurücksetzte; wenn von der einen Seite richtige Einsichten, und mit denselben zusammenhängende Grundsätze der Aufführung allgemeiner ausgebreitet wären, von der andern Seite der Besitz dieser Einsichten und die Befolgung dieser Grundsätze den wahren Maßstab des Werths des Menschen, und — so weit dieselben im Umgange sichtbar werden — den Grund ausmachte, nach welchem sie sich zusammengesellen, oder von einander absondern: dann würde der Abstand zwischen dem gesitteten Bürger und dem Hofmanne zu beyder Glücke unmerklich werden. Jener würde durch seine Sitten keine Gesellschaft verunstalten, und zu allen, die ihn bilden können, Zutritt finden; dieser würde nicht mehr durch die Miene des Stolzes seinen edlen Anstand verderben; und die Welt, in der

ren Kenntniß er sein eigentliches Verdienst setzt, würde sich für ihn erweitern. Dann würde der Militärstand, den Rochefoucault, nicht ohne Ursache, in dem bisherigen Zustande der Dinge, als ein unentbehrliches Mittelglied zwischen den Ständen, in Absicht ihrer Sitten, ansah, — das, so wie es durch seine weit ausgebreiteten Zweige, an die höchste und die niedrigste Classe der Gesellschaft gränzte, auch der beste Uebergang vom Gemeinen zum Edeln im Betragen wäre, — zwar als Schule der Freymüthigkeit weniger nothwendig werden, aber selbst zu einer höhern Sittlichkeit gelangen, indem er zugleich in eine größere Gleichheit mit seinen friedlich beschäftigten Mitbürgern zurückträte.

Bis diese glückliche Epoche eintritt, wird das, was der Geist der Zeit bey den ganzen Ständen bewirken soll, die Vernunft nur bey einzelnen Individuen bewirken können. Der große Hause in jedem wird immer unter der Herrschaft der Gewohnheit bleiben, wird nur diejenigen Vorzüge erlangen, und schwerlich von denjenigen Fehlern frey seyn, wozu er gleichsam ohne sein Wissen und Willen, bloß durch den Einfluß der Umstände, gezogen wird. Diejenigen, welche mit einem klärern Bewußtseyn

ihrer selbst, und ihrer Verhältnisse in der Welt leben, und mit einer höhern Geistesfreyheit begabt sind, um unabhängig von ihrer Lage zu handeln, werden auch jetzt schon vermögend seyn, die eignen Vollkommenheiten mehrerer Stände in sich zu vereinigen, ohne aus dem ihrigen herauszutreten.

Wer im Mittelpunkte steht, und aus ihm die menschliche Gesellschaft und ihre verschiednen Abtheilungen überschaut, der allein sieht die Abstände derselben, — und berechnet die Abstufungen ihrer Höhen richtig. Und in eben dieser Mitte, wo man von den Eigenheiten und Launen der verschiednen Stände gleich weit entfernt, die charakteristischen Züge der Menschheit, die sich in ihnen einzeln ausgebildet haben, durch Vernunft und vorsätzliche Uebung aufsammelt, und zu einem Ganzen verbindet, ist es nur allein möglich, zu einer hohen Vortreflichkeit, im Innern oder Aeussern, zu gelangen.

Wir mögen die Hofsitten, oder das bürgerliche Air haben; es mag der militärische oder der Kaufmanns-Geist in unsrer Aufführung herrschen: so sind wir immer nur einseitig ausgebildete,

eingeschränkte, also unvollkommene Menschen. Der wahrhaft große Mann ist eben so sehr über seinen eignen Stand, und wenn er der höchste wäre, als über die übrigen Stände erhaben. Er erkennt in dieser Höhe die Tugenden von allen; deswegen verachtet er keinen: er bemerkt die Fehler von allen; darum schätzt er seinen eignen nicht übermäßig. Er aber für sein Theil strebt nach den Vollkommenheiten des Menschen, und nach den Verdiensten eines Weltbürgers.

IV.

Ueber

die Unentschlossenheit.

Es ist die Behauptung eines weisen Mannes, daß es für den Verstand eines Menschen sehr viel bedeute, wenn man von ihm sagen kann, daß er in seinen Reden oder Schriften, sich immer selbst versteht. Man kann auf gleiche Weise es für eine große Vollkommenheit des Charakters annehmen, wenn der Mensch, bey seinen Entwürfen und Unternehmungen immer weiß, was er will.

Jenes ist die Folge des Selbstdenkens, besonders wenn es mit Deutlichkeit und Bestimmtheit der Vorstellungen verbunden ist. Der, welcher nie andern nachspricht, und nur dasjenige sagt, was er entweder selbst erfahren, oder durch seine Erfahrungen bestätiget hat, wählt nur, wenn er redet, zu Ideen, die er schon zuvor hatte, Ausdrücke, welche dieselben andern klar machen sollen. Es kann also niemahls fehlen, daß diese Ausdrücke, wenn sie auch ihre Absicht, seine Ideen in die Gemüther andrer überzutragen, nicht völlig erreichen, doch für ihn selbst einen verständlichen Sinn haben. Kömmt nun

zu dieser Thätigkeit des Geistes, welche die Ideen hervorbringt, die Helligkeit des Blicks, welche die Umrisse derselben wohl unterscheidet: so wird es dem Menschen bey der Mittheilung seiner Gedanken unmöglich, andre Wörter zu gebrauchen, und andre Redensarten zusammenzusetzen, als deren Bedeutung ihm mit eben der Klarheit und Bestimmtheit vorschwebt, zu welcher er bey seinem einsamen Nachdenken gewöhnt ist.

Das zweyte, zu wissen was man will, ist das Werk der Entschlossenheit. Es giebt einen unbestimmten und schwankenden Zustand des Willens, in welchem dem Menschen eben so leicht verborgen bleibt, auf welcher Seite seiner mit einander streitenden Neigungen das Uebergewicht sey, als es, bey dunkeln und unbestimmten Vorstellungen im Verstande, ihm schwer fällt, das Uebergewicht der Gründe unter widersprechenden Meinungen zu entdecken. In diesem Zustande ist entweder die Activität des Menschen vernichtet, so wie die Action jeder Kraft aufgehoben wird, wenn sie zugleich nach entgegengesetzten Richtungen Antriebe bekömmt: oder, wenn er dessen ungeachtet Schritte thut, die irgend eine Begierde und eine Willensmeinung verrathen, so sind es nur unordentliche, abgebrochne, und im Kreise umlaufende Bewegun-

gen, weil die Neigungen, welche die Triebfedern dazu abgeben, schnell mit einander abwechseln.

Der Gemüthszustand des Entschlossenen ist der entgegenstehende von diesem. Er hat ein bestimmtes Ziel vor sich, und er weiß den Weg, welcher dazu führet; oder er glaubt wenigstens fest genug, ihn zu wissen, um getrost denselben zu betreten. Er irrt sich vielleicht: seine Maßregeln mögen mit den Gegenständen, wornach er strebt, und mit denen, welche zu jener Erreichung mitwirken sollen, nicht in völliger Uebereinstimmung stehn. Dann warten seiner unfehlbar Fehlschlagungen. Aber während der Zeit selbst, da er mit dem Unternehmen beschäftigt ist, herrscht doch Ruhe in seinem Innern; zwischen seinen Handlungen selbst ist demohnerachtet Consequenz: er geht mit der ihm möglichen Besonnenheit zu Werke, und arbeitet mit ungetheilter Kraft, gesetzt auch, daß diese seine Einsicht und diese Kraft nicht hinreichen sollten, ihm einen glücklichen Ausgang zu versichern.

Es giebt eine Entschlossenheit, die sich über das ganze Leben des Menschen erstreckt, und den ganzen Charakter desselben veredelt: das ist die, welche aus einem für das ganze Leben gemachten richtigen Plane entsteht. Sie setzt voraus, daß der Mensch das große Ziel seines

Daseyns, in der Vervollkommnung seines Geistes kennen gelernt, und demselben die einzelnen Unternehmungen und Absichten seines öffentlichen und Privatlebens untergeordnet habe. Der wahrhaft und gleichförmig feste Mann kann nur der seyn, welcher nach überdachten und zusammenhängenden Grundsätzen handelt. Aber Grundsätze finden, im eigentlichen Verstande, nur bey der Sittlichkeit statt. Alle Ideen, welche sich auf äußere Vortheile beziehn, sind veränderlich und schwankend, wie die Umstände, aus denen diese Vortheile entstehn. Nichts ist in den Vorstellungen des Menschen ganz unveränderlich, als die Gesetze der Tugend, und die Regeln, nach welchen er denkt. Jedes andere Interesse, so wie jedes Vergnügen, welches er an den Gegenständen der Sinne, oder den Befriedigungen der Habsucht und des Ehrgeizes findet, wechselt mit den verschiednen Stufen des Alters, mit der veränderten Leibesbeschaffenheit, mit dem Uebergange aus einem Orte, einer Lage, einer gesellschaftlichen Verbindung in die andre. Nur das einzige Interesse, welches der verständige Mensch darin findet, seine Ideen zu berichtigen und zu erweitern, — nur das Vergnügen, welches der tugendhafte Mann in der zunehmenden Gewalt seiner Vernunft über seine Lei-

denschaften, und der zunehmenden Fertigkeit zur Beobachtung sittlicher Grundsätze findet: nur dieses verläßt den Menschen in keinem Alter, keinem Stande, bey keinem Wechsel seines Temperaments oder seines Glücks; es hängt an seiner Natur, nicht an den Umständen, und zeigt ihm, unter jedem Gesichtspuncte, immer ein hohes Ziel für seine Bestrebungen, so wie es ihm, in jeder Stimmung seines Gemüths, einen sichern Genuß gewährt. Nur derjenige Mensch weiß recht, was er will, dessen sämmtliche Entschlüsse auf diese beyden Endpuncte zusammenlaufen: denn nur er kennt ein Gut, das über alle übrigen den Vorzug hat, und das immer von unveränderlichem Werthe bleibt. Indem er aber auf diese Weise, unter den besondern Geschäften, mit welchen er seine Tage ausfüllt, und den mannichfachen Unternehmungen, durch welche er nähere Endzwecke verfolgt, einen Zusammenhang gestiftet, und ihre Beziehung auf einen letzten Zweck bey sich festgesetzt hat, wird es ihm auch natürlicher Weise bey jenen leichter, die Wahlen, welche zum Entschlusse nöthig sind, zu treffen.

Von dieser erhabnen Art der Entschlossenheit, welche in der Festigkeit des ganzen Charakters besteht, und die dem Manne bewährter und auf

Grundsätzen gebauter Tugend allein zugehört, ist diejenige Eigenschaft, von welcher hier geredet wird, noch unterschieden. Diese ist oft als ein Zweig von jenem edlen Stamme, oder als eine besondre Anwendung jenes Princips anzusehn. Sie entsteht aber zuweilen auch aus andern Quellen; sie kann sich bey unerlaubten Handlungen sowohl, als bey rechtmäßigen Unternehmungen zeigen: und ob sie gleich an sich eine große Vollkommenheit, und ein Mittel zur Beförderung aller andern ist, so steht sie doch, mit der Sittlichkeit des Charakters überhaupt, in keinem so nahen Zusammenhange. Entschlossenheit in diesem Sinne ist, wie jedermann weiß, die zwiefache Fertigkeit, sich schnell zu entschließen, und fest bey einem gefaßten Entschlusse zu beharren. Beyde Fertigkeiten haben eine natürliche Verbindung, wenn jene Geschwindigkeit und diese Beharrlichkeit aus ächten Quellen entsteht: sie sind nur dann getrennt, wenn sich in die erstre Uebereilung oder Hitze, in die andre Eigensinn einmischt. — Der entgegenstehende Fehler der Unentschlossenheit zerfällt auf gleiche Weise in die beyden Bestandtheile, des Zauderns beym Entschließen und der Wankelmuth bey der Ausführung.

Wenn in der Kette von Ursachen und Wirkungen, die von den freyen Handlungen des Menschen

ausgeht, sein Wollen das erste Glied ist: so muß nothwendig, wenn dieser Wille stark und fest ist, die in der ganzen Reihe hervorgebrachte Veränderung größer, und der Erfolg gewisser seyn. Die Entschlossenheit aber, in dem zuletzt angezeigten Sinne, ist nichts anders, als ein starker und dauerhafter Wille. Durch sie vereinigt sich die Kraft des Menschen auf einen Punct, und wird in gleicher Richtung, durch beträchtliche Zeiträume, thätig erhalten. Was ist anders zu erwarten, als daß sie auf diese Weise am meisten ausrichten wird?

Entschlossenheit ist die Tapferkeit des Geistes, so wie das Wort Bravur diejenige anzeiget, welche vom Körper und vom Temperament abhängt. Von dem Anblicke der Gefahr nicht erschüttert zu werden, ist oft nur das Werk starker Nerven oder eines feurigen Blutes. Aber in der Gefahr kluge Maßregeln fassen und mit Ruhe ausführen zu können: dazu gehört eine Ueberlegenheit des Verstandes über die Eindrücke der Sinnlichkeit, und die Herrschaft der eignen freyen Entschlüsse über die Bewegungen des Instincts; dazu ist eine höhere Kraft des Nachdenkens, und eine größere Stärke des Willens erforderlich. Und nun diese kaltblütige Ueberlegung mitten in dem Tumulte, und diese standhafte Anhänglichkeit an die gezognen

Schlüsse, mitten unter den Erschütterungen, welche in einer gefahrvollen Lage unausbleiblich sind: dies ist es eben, was wir mit dem Worte Entschlossenheit bezeichnen, wenn wir dadurch die Tugend eines Helden ausdrücken wollen.

Wenn nun, bey allen wichtigen Handlungen der Menschen, die Furcht vor der Gefahr sich immer mit zu den Leidenschaften gesellt, welche die Klugheit der Maßregeln und die Geschicklichkeit der Ausführung erschweren; — wenn ein gewisser Muth bey allen nöthig ist: so wird auch diejenige Eigenschaft des Geistes, welche dem schädlichen Einflusse der Furcht auf Vernunft und Freyheit entgegenarbeitet, und mit dem Muthe, bald als Ursache und bald als Wirkung, in der genauesten Verbindung steht, dem Menschen in jeder Lage, zu Erfüllung seiner Pflichten und zu Erreichung seiner Absichten, Beystand leisten.

Die Unentschlossenheit ist dem Privatmanne, und dem, welcher öffentlichen Geschäften vorsteht, gleich schädlich: sie verhindert eben so sehr den, welcher sein Glück zu machen sucht, als den, welcher seinem Vergnügen nachgeht.

In den wichtigen Angelegenheiten des Lebens kömmt sehr viel auf den Zeitpunct an, in welchem man etwas thut. Die Gelegenheiten warten nicht:

und der Unentschlossene ist niemahls bereit, sie zu ergreifen.

Da überdies, nach unserer Bemerkung, Unschlüssigkeit mit Wankelmuth verbunden ist, so entsteht ein noch größeres Hinderniß für die glückliche Beendigung der Geschäfte, aus der öftern Veränderung der Maßregeln, während des Laufs derselben: indem selbst ein schlechter Plan, standhaft befolgt, eher die Erreichung der Absicht hoffen läßt, als ein immer wiederhohlter Versuch, einen bessern zu finden.

Eine noch größere Feindinn aber ist die Unentschlossenheit von dem Genusse des Lebens, als von der zweckmäßigen Geschäftigkeit desselben.

Nicht zu wissen, was man thun soll; von zwey Begierden oder zweyerley Ansichten der Gegenstände bey seiner Wahl unter ihnen wechselsweise hin und her gezogen zu werden: ist ein qualvoller Zustand. Es ist eine Bangigkeit, eine Beklemmung des Herzens dabey, die schlimmer ist als Schmerz.

Große Unglücksfälle sind im menschlichen Leben selten. Krankheit, Kummer, Betrübniß dauern gewöhnlicher Weise nur eine Zeitlang. Aber eine ängstliche Unentschlossenheit kann dem Menschen alle seine Tage bitter machen.

Der Mensch ist zum Handeln geboren. Sein Vergnügen besteht darin, und sein Glück hängt davon ab, daß er etwas thue. (*) Daß seine Geschäfte Anwendungen seiner Geistes- oder Körperkraft sind, erkennt jeder: aber sind seine Ergötzungen nicht auch Arbeiten — nur einer andern Art? Das ganze Leben eines Menschen ist, so lange er wacht, eine Reihe von Thätigkeiten. Was kann also wohl einen größern Einfluß auf seine Glückseligkeit haben, als das, was ihn am Handeln hindert,

oder

(*) Keine Nation hat das so gut eingesehen, oder den Ausdruck davon so deutlich in ihre Sprache gelegt, als die Griechen. Das Wort, mit welchem sie einen glücklichen, erwünschten Zustand überhaupt bezeichnen, (εὐπράττειν) zeigt, nach seiner Zusammensetzung, eigentlich eine angenehme oder gelingende Thätigkeit an. Indem sie zuerst sehr richtig zwischen Handlungen, die etwas hervorbringen sollen, und solchen, bey welchen die Thätigkeit selbst Zweck ist, in dem Gebrauche der beyden Wörter ποιεῖν und πράττειν, — (welchen unsere beyden Wörter machen und thun entsprechen,) — unterschieden, haben sie sodann, mit gleicher philosophischer Genauigkeit, um ein glückliches Leben auszudrücken, den Begriff des Guten (εὐ) mit dem Begriffe des Thuns (πράττειν) oder der Handlungen der letztern Gattung verbunden.

oder was ihm das Handeln leicht macht? Unter jenen Hindernissen aber steht die Unentschlossenheit oben an, weil sie unmittelbar die Wirksamkeit des Geistes aufhält, und die Kräfte, welche er anwenden sollte, irgend ein Ziel zu verfolgen, bey der Aufsuchung des Ziels und der Wahl der zu ihm führenden Wege verzehrt.

Doch die Vorzüge jeder Tugend zeigen sich dann von selbst, wenn man ihre Natur kennen lernt. Die unsrige kann vielleicht am besten untersucht werden, wenn man den ihr entgegenstehenden Fehler beobachtet, — weil in dem Charakter des Entschlossenen, der immer ruhig und gleichförmig ist, sich weniger mannigfaltiges unterscheiden läßt, als in den abwechselnden Stimmungen des Unentschlossenen. —

Die Hauptfragen hierbey sind, wie mich dünkt, folgende drey: 1) welche Ursachen und Folgen die Unentschlossenheit habe; 2) wodurch sich ihre Natur auszeichne; und 3) was sich für Hülfsmittel gegen dieselben anwenden lassen.

I.

Die Ursachen der Unentschlossenheit liegen zum Theile im Menschen selbst, zum Theile in den äußern Umständen desselben.

Die, welche im Menschen selbst liegen, sind entweder geistig oder körperlich. Die geistigen bestehen entweder in Beschaffenheiten des Verstandes, oder in Anlagen des Charakters.

Unter den intellectuellen Ursachen der Unentschlossenheit ist die erste, und ohne Zweifel die am wenigsten zu hebende, der wirkliche Mangel von Einsicht, und die Schwäche der Denkkraft, wodurch dem Menschen die Gründe, welche seinen Entschluß bestimmen sollten, entweder gänzlich verborgen bleiben, oder sich ihm in einem zu schwachen Lichte zeigen, um die Auswahl unter ihnen leicht zu machen.

Jeder Mensch ist entschlossen in dem, was er vollkommen versteht. Der Bauer ist es, wie er seinen Pflug stellen, — und der Handwerker, wie er den Meißel oder den Hobel führen soll. Niemand, der in einer Gegend wohnt, und dieselbe nach allen Richtungen oft durchreiset, steht bey den Scheidewegen in derselben stille.

Freylich ist diese Folge, daß aus Wissenschaft und Einsicht Entschlossenheit entstehe, bey Gegenständen unausbleiblicher, die von der Kunst des Menschen durchaus abhängen. Aber auch bey denen, wo der Zufall mit dem Verstande zugleich wirkt, giebt doch die vollkommenste Bekanntschaft

mit der Kunst, welche man auszuüben, und mit dem Geschäfte, welches man zu vollführen hat, die größte Zuverläßigkeit in der Berechnung der ungewissen Erfolge, und also die größte Zuversicht zu den eignen Entwürfen. Wenn ein des Kriegshandwerks unkundiger und von militärischen Talenten entblößter Anführer an die Spitze einer Armee gesetzt wird: kann er anders als unentschlossen seyn, da er nicht weiß, was er eigentlich zu thun habe? Er muß es noch mehr seyn, wenn er seine Unfähigkeit fühlt, und die Wichtigkeit des ihm gemachten Auftrags dagegen hält.

In dieser letztern Rücksicht ist es vielleicht noch richtiger, zu sagen, daß eine halbe Kenntniß der Sache, ein gewisser, aber dem Geschäfte nicht angemessener Grad von Verstand, den Menschen unentschlossener macht, als Unwissenheit und Dummheit. Mit diesen beyden Eigenschaften kann man zuweilen äußerst dreist seyn, — ja, was noch mehr ist, man kann sogar bey Unternehmungen, wobey es mehr auf Kraft als Geschicklichkeit ankömmt, mit dieser Dreistigkeit durchdringen. Aber wer gerade so viel Verstand und Kenntniß zu einem Geschäfte mit bringt, daß er die Schwierigkeiten desselben einsieht, und seine eigne Unfähigkeit bemerkt, wird es nie entschlossen betreiben, und wird

es höchst selten glücklich zu Stande bringen. — Jene Kenntniß der Schwierigkeiten, je vollkommner sie ist, bringt desto mehr von derjenigen Art des Anstaunens (das admirari des Horaz) hervor, welches die Ueberlegung verhindert; und dieses Bewußtseyn des eignen Unvermögens ist immer mit einer Furchtsamkeit verbunden, die dem Menschen die Entscheidung im kritischen Augenblicke erschwert. Die Erfahrung des täglichen Lebens, und die Geschichte der Staaten bestätigen diese Bemerkung auf gleiche Weise. Die Welt hat mehrmahlen sehr schwache Leute, die aber sich ihrer Schwäche gar nicht bewußt waren, in den wichtigsten und gefahrvollsten Unternehmungen entschlossen ihre Parthey nehmen, und sie unerschrocken ausführen gesehn. Sehr unwissende Feldherren haben zuweilen Siege erfochten, und sehr mittelmäßige Staatskundige haben wichtige Unterhandlungen zu Stande gebracht: — ohne Zweifel weil sie vom Glücke begünstiget waren, — aber gewiß auch, weil sie dreist und auf eine gleichförmige Art dabey zu Werke gingen. Dahingegen wird man schwerlich finden, daß ein dem aufgetragnen Geschäfte nicht gewachsener, dabey aber nachdenkender und behutsamer Mann, seine Rolle mit Muth und mit Glücke gespielt habe.

Unter den verschiedenen Schwächen des Verstandes aber, welche zur Unentschlossenheit den Grund legen, ist es zweytens der Mangel der Beurtheilungskraft, der dieselbe am unfehlbarsten hervorbringt.

Beschließen heißt bestimmen, welche unter mehreren Parteyen, die zu ergreifen möglich sind, die beste sey. Dazu gehört ohne Zweifel zuerst, die verschiedenen Möglichkeiten der Umstände, welchen die Maßregeln angepaßt werden sollen, zu wissen, und erfinderisch in Entwürfen zu seyn, die unter jeder Voraussetzung zu der Erreichung des Endzwecks dienen können. Dies ist die Sache des Verstandes überhaupt, und der von dem Gegenstande erworbnen Wissenschaft. Aber dadurch sind erst die Gegenstände, unter welchen gewählt werden soll, vorbereitet. Zur Wahl selbst gehört noch eine zweyte Operation, durch welche diese Gegenstände verglichen, und unter ihnen das Große vom Kleinen, das Scheinbare vom Wahren, das Gute vom Bessern unterschieden wird. Die Grade der Zweckmäßigkeit sowohl, welche in den Mitteln selbst liegt, als der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, die von äußern Zufällen abhängt, müssen berechnet werden, um zu finden, welche Totalsumme die größte sey. Und dies nun alles ist das Eigenthüm-

liche der Urtheilskraft. Da ein Uebergewicht auf der einen Seite vorhanden seyn muß, wo ein Entschluß statt finden soll: so ist es nicht genug, den Gegenstand von mehrern Seiten kennen gelernt haben; es ist auch noch diejenige besondre Eigenschaft der Denkkraft erforderlich, welche den verschiedenen Werth der gesammelten Ideen mit Zuverläßigkeit angiebt.

Wer viele Ideen und mannichfaltige gute Einfälle mit weniger Beurtheilungskraft besitzt, ist unentschlossener, als der, welcher bey einem engen Ideenkreise eine verhältnißmäßige Kraft hat, seine Gedanken zu prüfen, und den richtigsten und besten unter mehrern zu erkennen.

Hieraus ergiebt sich noch eine dritte, in den Anlagen des Kopfs liegende Ursache der Unentschlossenheit: diese ist eine gewisse übergroße Feinheit und Subtilität des Verstandes selbst. Der Scharfsinn, welcher in die verborgensten Winkel eines Gegenstandes eindringt, und die Denkfertigkeit, welche ihn von allen Seiten beschaut, machen, durch die große Anzahl der Ideen, die sie zur Wahl vorlegen, den Menschen noch unentschlossener, wenn nicht noch andre Naturgaben hinzukommen, wodurch eine Abstufung der Ideen an Klarheit, Lebhaftigkeit oder Gewißheit bewirkt, und einer unter allen übrigen der Vorzug gesichert wird.

Man hat oft gesagt, daß die allzu grübelnden Köpfe zu Geschäften untauglich sind; daß die, welche zur wissenschaftlichen Erforschung der Theorien vorzügliche Talente zeigen, sich selten zu deren Ausführung brauchen lassen. Eine der Ursachen dieser Erfahrung liegt darinn, daß zur Praxis in jeder Kunst Entschlossenheit nöthig ist, die Speculation aber unentschlossen macht.

Diejenigen, welche gewöhnt sind, ihren Gegenstand bis auf seine feinsten Theile zu zergliedern, werden in den Gegenständen, worüber sie sich berathschlagen, so viele den übrigen Menschen unmerkliche Schwierigkeiten gewahr, daß sie darüber den Muth und die Besonnenheit verlieren, die zum Entscheiden erfordert werden.

Die Dinge in der Welt haben sehr mannigfaltige Seiten; und die Erfolge unsrer Handlungen entstehen aus vielen gegen einander wirkenden Ursachen. Wer diese Seiten und diese Ursachen alle, große und kleine, durchdenken will, wird nicht nur durch diese Arbeit selbst schon sehr aufgehalten, sondern erhält oft, zum Lohn derselben, nur eine größre Ungewißheit über das, was ihm zu thun obliege, als diejenige war, die er beym ersten flüchtigen Ueberblicke der Sache hatte.

Täglich sieht man daher eingeschränkte, einer tiefen Meditation unfähige Köpfe, die aber von geradem, gesundem Verstande sind, entschlossen und standhaft handeln, wo die feinern und geübtern Denker zaudern, oder hin und her wanken. Wer nur einen Weg vor sich sieht, geht denselben getrost: wer aber, mit schärferem Blicke begabt, mehrere, — zum Theil weniger betretene, — Fußsteige gewahr wird, verweilt länger, um sich zu orientiren, und zweifelt vielleicht noch, auch wenn er schon auf einem fortwandert, ob er den rechten gewählt habe.

Das Gleichgewicht also zwischen derjenigen Fähigkeit, welche die Ideen aufspürt und ausfündig macht, und der, welche sie abwägt und schätzt, ist die der Entschlossenheit günstigste Anlage der Gemüthskräfte. Sind beyde Fähigkeiten vorzüglich groß: so entsteht aus ihrer Harmonie der Mann von praktischem Genie, der, als Feldherr oder Staatsmann, unter den verwickeltesten Umständen schnell und sicher seine Partey ergreifen, und Tausenden, die er anführt, seinen Muth und die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs einflößen kann. Sind beyde Gaben, die der Erfindung und die der Beurtheilung, nur in dem gewöhnlichen Grade vorhanden, aber doch eine der andern angemessen:

so nennen wir das, was daraus entsteht, einen richtigen Verstand, oder esprit juste, und er reicht zu, den Menschen, welcher ihn besitzt, zu einem guten Regierer seines Hauswesens, und selbst zu einem glücklichen Verwalter öffentlicher Angelegenheiten, durch seine Entschlossenheit sowohl als durch seine Klugheit, zu machen.

Wenn die Natur der gedachten Eigenschaft, ohne welche alle andere Verstandeskräfte den Menschen im Augenblicke der Anwendung verlassen, so schwer zu erklären ist: so liegt der Grund ohne Zweifel darin, daß die Vergleichung zwischen mehreren Maßregeln sich nicht durch eben so auseinander gesetzte Schlüsse und deutlich entwickelte Ideen anstellen läßt, als die sind, durch welche die Maßregeln selbst gefunden wurden. In den meisten Fällen des praktischen Lebens, wo Entscheidung nöthig ist, wird eine ausführliche Berathschlagung durch das Dringende der Umstände unmöglich. Die verschiedenen Methoden des Verfahrens in jeder Angelegenheit können, so wie die Curarten der verschiednen Krankheiten, schon im voraus und mit Muße studirt, — zum Theile wissenschaftlich erlernt werden: aber die Beurtheilung, welche dieser Methoden auf den gegenwärtigen Fall passe, muß, so wie die Auswahl, welche der prakti-

sche Art am Krankenbette unter den ihm bekannten Heilmitteln macht, auf der Stelle und fast immer augenblicklich geschehn. Gesetzt aber auch, daß Zeit genug vorhanden ist, und daß die Natur des Gegenstandes es erlaubt, ausführliche Vergleichungen unter den zu ergreifen möglichen Parteyen anzustellen: so muß doch immer am Ende noch ein gewisser Ueberblick des Ganzen, noch — wenn ich so sagen darf, — ein königliches Machtwort unsrer obersten Kraft hinzukommen, um die Debatten zu endigen, und den Schluß rechtskräftig zu machen. — Und dies eben ist die am wenigsten erklärbare Operation des Geistes; wozu das Talent, eben deswegen, nicht als ein Erwerb der Kunst und des Fleißes, sondern als ein reines Geschenk der Natur anzusehen ist.

Glücklich ist schon derjenige Mensch, auf welchen die Dinge bestimmte und nach Graden verschiedne, — wenn auch nicht immer richtige — Eindrücke machen; der unter mehreren Vortheilen, die sich ihm darbiethen, unter mehreren Vergnügungen, die ihn an sich locken, immer einen Vortheil, ein Vergnügen als überwiegend anziehend empfindet. Ihm wird dadurch von der Natur selbst bey den meisten Vorfällen des Lebens die Bahn, welche er wandeln soll, bestimmt

vorgezeichnet. Wenn er auch dabey irrt, so ist er doch ruhig und fest: und oft hilft ihm die Zuversicht, mit welcher er zu Werke geht, daß er, auch bey unrecht gewählten Maßregeln, ans Ziel gelangt.

Aber noch glücklicher ist der Mann, der mit dieser Bestimmtheit seiner Urtheile Richtigkeit verbindet.

Nichts ist in unsern moralischen Wissenschaften noch so unvollkommen, als die Kenntniß der Größen. Was gut ist, können wir in vielen Fällen nach deutlichen Begriffen entscheiden: aber um wie viel ein Ding besser sey, als das andre, dazu haben wir bisher noch keinen Maßstab gefunden. Was nun der Wissenschaft noch mangelt und wahrscheinlich immer mangeln wird, das findet der Mann, von dem wir reden, in seiner Natur. Er kann die Grade des Guten unter den moralischen Gegenständen empfinden, ohne sie mit Worten angeben zu können: — so wie ein geschmackvolles Frauenzimmer, unter mehreren Schattirungen einer Farbe, die schönste richtig herausfindet, ohne daß sie im Stande ist, ihre Wahl durch Gründe zu rechtfertigen.

Die zweyte Classe der geistigen Ursachen der Unentschlossenheit liegt in Anlagen des Charakters, das heißt, in Eigenthümlichkeiten des Begehrungsvermögens. Unter diesen ist die erste, und ohne Zweifel, die wichtigste, die Schwäche desselben.

Stark zu wollen, ist das Principium sowohl des Muths, welcher unternimmt, als der Standhaftigkeit, welche aushält.

Diese Stärke ist von der Festigkeit der Ueberzeugung noch unterschieden. Personen, die alles wohl überlegt haben, aber schwach von Charakter sind, wanken bey dem ersten dreisten Widerspruche, der ihnen von andern gemacht wird, wenn diese Andern auch unverständiger, als sie selbst sind, und ihre Gründe auf keine Weise widerlegt haben. Noch mehr aber ist jeder Widerstand, den fremde Leidenschaften oder fremde Macht ihnen entgegensetzen, fähig, ihre Vorsätze und Entwürfe abzuändern.

Diese Schwäche ist mit der Feigheit verwandt: sie stellt dem Menschen alle von der Partey, die er ergriffen hat, zu besorgenden Uebel so groß vor, daß er geneigt wird, sie zu verlassen. Sobald er aber zu der entgegengesetzten Partey übergegangen ist, geht seine Furchtsamkeit mit über,

und vergrößert dort von neuem, in seinen Augen, die auch ihr anklebenden Ungemächlichkeiten und Gefahren so sehr, daß bald eine gleiche Erschütterung des zweyten Entschlusses erfolgt.

Es ist begreiflich, daß diese Schwäche auf gleiche Weise, als sie den gefaßten Entschluß wankend macht, auch den zu fassenden erschwert. Jede Berathschlagung geschieht gewissermaßen dadurch, daß man sich in die verschiednen Lagen in Gedanken versetzt, in welche man durch die Folge der Maßregeln, unter denen gewählt werden soll, zu gerathen glaubt. Und eben die Eindrücke, welche diese Lagen, wenn sie gegenwärtig sind, auf die Empfindung machen, die macht deren Voraussehung auf die Einbildungskraft. Jeder Vorschlag biethet sich also dem Gemüthe zugleich mit der Vorstellung des Widerstandes und der Gefahren dar, die bey dessen Annahme bevorstehen werden. Und wenn der Charakter schwach ist, so hat diese Idee des Unangenehmen und Gefahrvollen eben das Uebergewicht über die übrigen Bewegungsgründe, um den Willen von der erst zum Entschlusse reifenden Parthey abzuziehn, welchen sie während der Ausführung selbst äußert, um uns dem Entwurfe, den wir schon zu befolgen angefangen hatten, wieder ungetreu zu machen.

Doch sind verschiedene Arten dieser Schwäche zu unterscheiden. Eine ist die Schwäche der Trägheit, eine andre ist die der Nachgiebigkeit, eine dritte ist die der eigentlichen Furcht.

Der unthätige Mensch wankt zwischen den Entschlüssen, die er zu fassen hat, hin und her, weil er immer den geheimen Wunsch hat, nichts zu thun, oder seine Ruhe beyzubehalten. Scheut er die Arbeit des Nachdenkens: so schiebt er die Berathschlagung bis zu dem kritischen Zeitpuncte auf, wo er am wenigsten mit ihr zu Stande kommen kann. Fürchtet er die Mühe und Beschwerde, welche ihm die Unternehmung selbst verursachen wird: so wird seine Neigung für jede Art sie auszuführen immer schwach bleiben, auch wenn hinlängliche Gründe den Vorzug derselben entschieden haben. Diese Gründe wirken bloß auf seinen Verstand, ohne seinen Willen in eine lebhafte Bewegung zu setzen; und doch ist es zuletzt diese Bewegung des Willens, von welcher Schnelligkeit im Anfange, und Festigkeit im Fortgange eines Geschäftes abhängt. In der That sind wir so gewöhnt, Thätigkeit und Entschlossenheit mit einander verbunden zu glauben, daß, wenn wir an einem Menschen den muntern Blick, den raschen Gang,

und die lebhafte Pantomine der erstern finden; wie auch von ihm den unternehmenden Geist und den ausdauernden Muth der letztern erwarten.

Der Nachgiebige ist besonders im Umgange mit andern Menschen schwach. Sein schwächerer Wille unterwirft sich leicht einer dreisten Behauptung, oder fügt sich nach einer stärkern Leidenschaft oder einer lebhaftern Begierde der Personen, mit welchen er zu thun hat. Indem er aber auf diese Weise jedesmahl in der Gewalt desjenigen ist, welcher ihm seine Gedanken mittheilt oder seine Gesinnungen einzuflößen sucht, so wird er, wegen der Mannigfaltigkeit der menschlichen Denkungs- und Empfindungsarten, nach und nach zu ganz verschiednen Meinungen und Entwürfen hingezogen, und daher in seinen eignen Ueberzeugungen wankend und in seinen Entschlüssen unbeständig. — Um deswillen ist der Stolze, wenn die übrigen Ursachen gleich sind, entschlossener, als der Demüthige. Jener achtet andre Menschen nicht hoch genug, um deren Urtheile viel bey sich gelten zu lassen: er wird also durch ihre Abweichung von den seinigen in der Anhänglichkeit an seine ersten Ideen nicht gestört. Dieser setzt sich so tief unter seine Freunde, daß er geneigt ist, einen Irrthum bei seinen Maßregeln, oder ei-

nen Fehler in seinem Betragen zu vermuthen, sobald er andre vom Gegentheile seiner Meinung überzeugt sieht, oder sie eine entgegenstehende Handlungsweise billigen hört. — Beydes sind Abwege: aber eine gewisse Zuversicht zu sich selbst, und eine gemäßigte Schätzung der Einsichten andrer, — ein gewisser Grad von Selbstständigkeit in seinem Wollen, und eine gehörige Einschränkung der Gefälligkeit gegen Rathgeber und Freunde ist dem Menschen durchaus nothwendig, wenn er fähig werden soll, in seinen Angelegenheiten selbst zu entscheiden, und seine eignen Entwürfe durchzusetzen.

Der Furchtsame endlich nimmt vorzüglich auf eigentliche Gefahren Rücksicht, und wird durch Vorstellungen von Uebeln, für die nur eine entfernte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, in richtig angestellten Ueberlegungen irre gemacht.

Natürlicher Weise überlegt man am längsten, und entschließt sich am schwersten, wo man von einer unrechten Wahl sehr schlimme Folgen befürchtet. Wer also geneigt ist, künftige Uebel für groß zu halten, und vor jeder auch unwahrscheinlichen Gefahr zittert, muß bey wichtigen Entschlüssen fast immer Anlaß zur Bangigkeit und also Ursache zum Zaudern finden.

Wenige

Wenige Schritte lassen sich in den menschlichen Angelegenheiten thun, die von allen Inconvenienzen frey wären. Bey allen Staats- oder Kriegsgeschäften, — selbst bey den vornehmsten Auftritten des Privatlebens, — ist durchaus keine Partey zu ergreifen, bey der nicht gegen den glücklichen Erfolg noch Zweifel übrig blieben, und bey welcher nicht gewisse Gefahren drohten. Hier ist also weder die Klugheit, welche sich bewußt ist, zweckmäßige Entwürfe machen zu können, noch die Geschicklichkeit, welche der Mensch zur Ausführung derselben hinzubringt, hinlänglich, ihm die letzte Entscheidung leicht, und ihn in Verfolgung des einmahl gewählten Weges beständig zu machen. Es muß noch eine gewisse Herzhaftigkeit hinzukommen, die ihn auch über die gewiß zu besorgenden Uebel hinwegsetze, und ihm die Folgen seiner Handlungen, selbst im schlimmsten Falle, als erträglich vorstelle. Wer das Gute mit Entschlossenheit und Standhaftigkeit suchen will, muß bereit seyn, auch Unfälle zu ertragen, oder er muß die im menschlichen Leben nie aufhörende Möglichkeit derselben vergessen. Das Temperament und die Hitze der Begierden muß ihm die Gefahren verbergen; oder die wahre Tapferkeit, welche aus Grund-

sätzen der Sittlichkeit folgt, muß ihn in den Stand setzen, denselben zu trotzen.

So wie Schwäche im Charakter den Menschen unentschlossen macht: so ist eine herrschende Leidenschaft, — die übermäßige und einseitige Schätzung gewisser Güter, die übertriebne Empfindlichkeit gegen gewisse Uebel, — eben so fähig, bey allen Vorfällen, welche auf seinen Lieblingswunsch oder seinen herrschenden Widerwillen Beziehung haben, die Bestimmung seines Willens zu verzögern und die genommene Richtung desselben zu unterbrechen. Alle Gewißheit, die der Mensch haben kann, kömmt von der Vernunft her. Gründe müssen entscheiden, wenn er zu einem Schlusse vielseitiger Betrachtungen am geschwindesten gelangen soll; und an Urtheile des Verstandes muß er sich fest halten, wenn er, durch ein langdauerndes und weitläuftiges Geschäft, gleichförmige Maßregeln beybehalten soll. Sobald er demnach nur seinen Empfindungen und sinnlichen Neigungen folgt: so ist er auch ein Spiel der Zufälle. Jene sind nicht nur zu mannigfaltig und zu veränderlich, als daß sie sich immer vereinigen, — sondern sie sind auch zu veränderlich, als daß sie dem Menschen sein Ziel lange unverrückt ließen. Der nachdenkende Verstand übersieht das Ganze einer Un-

ternehmung, sieht nur auf die Hauptmomente und setzt kleine Motive bey Seite. Die Empfindung wird immer nur durch die Lage des Augenblicks bestimmt; und die geringfügigsten Veränderungen können auf sie Einfluß haben. Kein Wunder, daß der sinnliche Mensch der wankelmüthige, der kältere Vernunftmensch der standhafte ist.

Die Herzhaftigkeit, sagte ich zuvor, sey zur Entschlossenheit nöthig: aber die wahre Herzhaftigkeit des Geistes kann nur aus der Oberherrschaft der Vernunft entstehn.

Der Ehrgeitzige wird unentschlossen, sobald sein Ansehn unter den Menschen auf dem Spiele steht: der Geitzige ist zaudernd und muthlos bey allen Unternehmungen, bey denen er sein Geld wagen soll; ein leckerhafter Gaumen kann sich nicht entschließen, wenn er unter mehrern gut zubereiteten Schüsseln zu wählen hat. Jeder Mensch wird bedenklich und wankelmüthig, wenn er, zu Folge der ihn beherrschenden Leidenschaft, bey unrichtiger Wahl viel zu verlieren fürchtet.

Nur der, welcher weder die Ehre, noch das Geld, noch eine angenehme Kitzelung der Sinne über alles schätzt; und selbst den Schmerz und das Unangenehme nicht über alles scheut, kann sein Gemüth immer ruhig genug erhalten, um das

Uebergewicht vernünftiger Gründe deutlich und gleichförmig gewahr zu werden.

Ich gehe zu den körperlichen Ursachen der Unentschlossenheit fort.

Diese sind, wie man leicht einsieht, im Allgemeinen alle diejenigen Dispositionen des Körpers, welche mit den bisher entwickelten Charakterzügen des Geistes zusammenhängen, und zur Entstehung oder Befestigung derselben mitwirken. Die Erfahrung lehrt, daß eine gewisse Beschaffenheit der festen, und eine gewisse Mischung der flüssigen Theile auf das Gemüth ähnliche Eindrücke machen, und in ihm ähnliche Veränderungen hervorbringen, als man gewöhnlich nur von Ideen oder von moralischen Triebfedern erwartet. Wenn diese Eindrücke gleichförmig sind, und diese Veränderungen oft wiederhohlt werden: so kann daraus zuletzt eine dauerhafte Stimmung der Seele entstehn. Insofern nun diejenigen Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche zur Unentschlossenheit oder zu der gegenseitigen Tugend führen, von diesem allgemeinen Einflusse des Körpers auf den Geist nicht ausgenommen sind: insofern wird auch das Tem-

perament mit zu den Ursachen, die wir hier aufsuchen, gezählt werden müssen.

Und in der That: sind nicht Schnelligkeit in den Begriffen, Thätigkeit und Muth — drey Sachen, die, nach den obigen Bemerkungen, entschlossen machen, — von dem Zustande der Organe und der Säfte mehr noch, als viele andere Eigenschaften des Geistes abhängig? Wer kann daran zweifeln, daß der Mann von festem Knochenbau, harmonisch gespannten Fibern, einem lebhaften Umlaufe des Blutes, der Mann, — aus dessen Blute sich die Lebensgeister im Ueberflusse absondern, und alle Werkzeuge des Denkens und der Bewegung anfüllen, — vor dem schwächlichen Menschen, der ihn vielleicht an Feinheit des Denkens und an Empfindsamkeit übertrifft, die Geschwindigkeit und die Stärke in allen Operationen des Geistes, und vornehmlich in den Aeußerungen des Willens voraus habe? Schon die bloße Beweglichkeit der Glieder macht den Menschen zu Unternehmungen entschlossener, zu welchen Bewegung gehört: — und wenn der Körper über einer fortgesetzten Anstrengung weniger ermüdet, wird auch das Gemüth in der Verfolgung seiner Pläne standhafter. Unbehülflichkeit des Körpers hingegen er-

schwert dem Menschen den Entschluß zum Handeln, und das eintretende Gefühl der Ermattung bringt ihn leicht wieder davon ab.

Aber auch noch auf andre Arten kann Kränklichkeit, und besonders Nervenschwäche, Ursache der Unentschlossenheit werden. Der Kränkliche erfährt so oft unangenehme Folgen von dem, was dem Gesunden entweder Vergnügen macht, oder ganz ohne Wirkung auf ihn ist: daß er natürlicher Weise bedenklicher als dieser wird, so oft er etwas vornehmen soll, was einen Einfluß auf seinen Körper hat. Und wie viele Handlungen sind ohne diesen Einfluß? Ohne Veränderungen des Aufenthalts, der Lebensart, der Luft, der Speisen, und ohne Unterbrechung der täglichen Gewohnheiten können wenig wichtige Sachen im menschlichen Leben geschehn: und selbst die Besorgung der unentbehrlichen Geschäfte, und der Genuß des Umganges bringt den Menschen aus seiner Lage. Diese Veränderungen sind für den Gesunden etwas unbedeutendes, und kommen, wenn er sich entschließt, gar nicht mit in Rechnung: für den Nervenschwachen sind sie sehr wichtig, und machen alle seine Berathschlagungen schwerer und verwickelter.

Ueberdies macht anhaltendes Leiden, oder langdaurende Ohnmacht des Körpers den Geist immer etwas schwächer, und das Gemüth furchtsamer, als beyde nach ihren natürlichen Anlagen waren.

Man kann aber endlich bey gewissen Menschen eine, der Unentschlossenheit noch genauer entsprechende Stimmung des Körpers bemerken, die dann sehr begreiflich auch die Ursache derselben wird.

Es giebt Menschen, die in der Spannung ihrer Nerven, und in dem Umlauf ihrer Säfte eine eigenthümliche Veränderlichkeit haben, — in deren dem Gehirn zuströmenden Lebensgeistern Fluth und Ebbe beständig abwechseln, und die schnell und öfters, von dem Gefühle der Stärke zu dem der Ermattung, von einem Zustande des Wohlbefindens zu dem einer durchgängigen Unbehaglichkeit übergehn. Diese Unbeständigkeit in den animalischen Zuständen und Bewegungen, bringt eine ähnliche Veränderlichkeit in den Vorstellungen und Neigungen hervor. Einem Menschen dieser Art wird nach kurzer Zeit dunkel, was ihm zuvor klar war, und ungewiß, was ihm zuvor einleuchtete; er faßt einen Widerwillen gegen eben die Sache, welche er mit Heftigkeit geliebt hatte, —

will das eine Mahl Ruhe, und das andre Mahl Arbeit und Zerstreuung, — ist bald zu den kühnsten Entschließungen fähig, und bald bey der Voraussehung der kleinsten Unannehmlichkeit muthlos.

Diese schnellen und unerklärlichen Uebergänge des Gemüths, von einer Meinung oder Neigung, — und selbst von einem Aeußersten zum andern, haben gemeiniglich ihren Ursprung im Körper, und werden eben deswegen Launen genannt. Bey ihnen vereinigt sich oft Steifsinn mit Veränderlichkeit. Ein Mensch, der denselben unterworfen ist, faßt zwar zuerst einen Entschluß ziemlich fest, an dessen Stelle bald ein andrer, entgegengesezter, eben so scheinbar fester, tritt: aber indem diese Abwechselungen öfter auf einander folgen, wird das Gemüth verwirrt, und der Mensch endigt mit Zweifel und Unentschlossenheit.

Ursachen der Unentschlossenheit, sagte ich, liegen drittens auch in den äußern Umständen des Menschen.

Die Umstände des Menschen wirken auf die Entschlossenheit oder Unentschlossenheit seines Geistes, entweder so, wie sein Körperzustand darauf wirkt, — indem sie nähmlich diejenigen Eigenschaf-

ten des Verstandes und Willens befördern und ausbilden helfen, welche den einen oder den andern jener Charakterzüge zum Resultat haben; — oder sie thun dies auf eine ihnen eigenthümliche Weise, — indem sie dem Menschen oft solche Fälle darbiethen, wo die Natur der Gegenstände selbst ihn entschlossen oder unschlüssig macht.

Umstände, welche auf die erste Art zur Unentschlossenheit beytragen, sind Noth und Kummer überhaupt, — und ein Zustand der Unterdrückung und der Erniedrigung unter andern Menschen insbesondre. Wem es oft übel gegangen ist, der wird nach und nach geneigt, von allen Sachen den schlimsten Ausgang zu erwarten, und wird, durch seine Furcht, in der Wahl seiner Maßregeln verlegen. Noch mehr aber verzweifelt derjenige an seiner Urtheilskraft, der sich von andern immer zurückgesetzt gesehen hat, und lange Zeit hindurch weder seinem Urtheile noch seinen Meinungen hat folgen dürfen. Der Mensch verliert die Hälfte seiner Tugend, sagt Homer, am Tage, da er ein Sklave wird. Er hat Recht, wenn er von der Tugend des Muths und des Selbstvertrauens redet, die zu seiner Zeit für die ganze Vollkommenheit des Menschen genommen wurde. Aber dann ist es nicht die Sklaverey im strengsten Verstande, sondern jeder Zustand, in

welchem man die Uebermacht andrer fühlt, oder ihre Verachtung erfährt. Jene unterdrückt unsre Kräfte, diese verkleinert die Meinung, welche wir von uns selbst haben; und um entschlossen zu seyn, müssen wir uns nicht bloß stark fühlen, sondern uns auch selbst hochachten.

Zu jenen Umständen gehört zweytens, wenn ein Mensch lange unter einer fremden Vormundschaft gestanden hat, auch wenn dieselbe weder mit Druck noch Verachtung verbunden gewesen ist. Der, für welchen immer andre gedacht, und andre sich entschlossen haben, verliert endlich die Fähigkeit selbst zu denken, und die moralische Freyheit, nach eignem Willen zu handeln. Daher werden die Kinder der zu sorgfältigen Eltern, welche entweder die Aufsicht über jene zu sehr verlängern, oder sie zu weit auf alle Kleinigkeiten ausdehnen, oft schüchtern und zum geschäftigen Leben unbrauchbar. Der frühzeitig sich selbst überlassene Sohn der Natur, wenn er auch hinter dem Zöglinge der Kunst, welchen Lehrer und Rathgeber bis in sein männliches Alter umgaben, an Kenntnissen, und vielleicht selbst an Sittlichkeit zurücksteht, übertrifft ihn doch weit an Kraft und Geschwindigkeit im Handeln. Denn, um diese zu erhalten, ist es nicht genug, Einsichten zu haben; es ist auch nöthig zur Anwendung derselben

auf die Regierung seiner Angelegenheiten gewöhnt zu seyn. Die Freyheit des Menschen, wenn sie noch so sehr innerlich durch Vernunft gegründet ist, muß auch noch äußern Spielraum haben, wofern sie sich bis zur entschlossenen Selbstthätigkeit erheben soll. Das gesundeste Glied wird gelähmt, wenn es immer eingewindelt bleibt, und der Mensch verlernt das Gehen, der sich stets von andern tragen läßt.

Eine noch ganz eigne Ursache der Unentschlossenheit ist es, wenn ein Mensch lange Zeit hindurch mehreren Herren zugleich hat dienen müssen, oder mit andern Worten, wenn mehrere Personen von entgegengesetzter Denkungsart ihm in seiner Lage so wichtig geworden sind, daß er sich nach ihrer aller Willen hat richten wollen. Durch die Schwierigkeiten, welche dieses kostet, geräth das Gemüth in eine beständige Aengstlichkeit, und, indem es bey jedem Entschlusse immer zweyerley Meinungen zu vereinigen sucht, bey jedem auf der einen oder der andern Seite anzustoßen fürchtet, bekömmt es, wenn dieser Zustand lange dauert, die Anlage zur Zweifelsucht und zum Wankelmuthe.

Wenn überhaupt, unter den verschiednen Arten der Furcht, die Menschenfurcht die größte Feindinn der Entschlossenheit ist, — weil die Fälle, wo unsre

Entschlüsse uns Gefahren des Leibes und Lebens zuziehn können, selten sind, die, wobey wir uns dem Tadel oder dem Unwillen andrer Menschen aussetzen, alle Augenblicke vorkommen: — so ist diese Furcht doppelt schädlich, wenn sie von Personen, welche uns beständig umgeben, erweckt wird, weil sie dann einer beständigen Dienstbarkeit gleich kömmt. Bestürmt sie aber noch dazu das Gemüth von zwey entgegengesetzten Seiten; und sind diejenigen Personen in ihren Gesinnungen verschieden, deren Mißfallen wir doch im gleichem Grade scheuen: so ist dies die ausgesuchteste Lage, um eine solche Theilung des Gemüths, ein solches Hin- und Herwanken zwischen verschiednen Meinungen und Absichten zu veranlassen, als worinn das Wesen der Unschlüssigkeit besteht.

Zu den Umständen der zweyten Art, welche die Unentschlossenheit durch die Versuchungen befördern, welche sie dem Menschen geben, in diesen Fehler zu fallen, gehöret erstlich ein öfteres Fehlschlagen dessen, was er unternimmt, besonders wenn es die frühern Versuche seiner Jugend vereitelt. Wem die ersten Anschläge gut gelingen, die er in dem Stande der neu erlangten Selbstherrschaft entwirft, wird gewöhnlich auf sein folgendes Leben dreister und entschlossener. Aber ein unglücklicher Ausgang gut durchdachter

Pläne, wenn er den Menschen schon in denjenigen Jahren der Beschämung aussetzt, oder dem Unglücke Preis giebt, da die Bildung seines Charakters noch vollendet werden soll, macht ihn nothwendig mißtrauisch gegen seine Einsichten und unbestimmter in seinen Entschließungen. — Das Glück ist ein guter Gefährte des Lebens, aber es kann, wenn es zu rechter Zeit kömmt, und eine edle Anlage der Natur trifft, auch der Erzieher des Menschen werden.

Wir haben ein nahes und großes Beyspiel davon gesehen. Würde sich wohl Friedrich zu dieser Höhe des Muths und zu dieser unerschütterlichen Standhaftigkeit, die er durch sieben Jahren eines gefahrvollen und abwechselnden Krieges bewies, erhoben haben, wenn sich nicht bey seiner ersten Unternehmung alles vereinigt hätte, sie ihm so leicht und so vollständig gelingen zu lassen? Die Talente und die Thätigkeit, welche er zu allen seinen Geschäften mitbrachte, waren freylich ein Geschenk der Natur, oder ein Erwerb seines Fleißes und eine Folge seiner Grundsätze. Daß er aber alle Sachen so leicht rosenfarben erscheinen sah; daß er bey Unglücksfällen so geschwind wieder Hoffnung faßte; daß er insbesondre, wenn er den Plan zu einer Unternehmung einmahl mit Bedacht entworfen hatte, den glücklichen Aus-

gang für unfehlbar hielt, und auf die demselben günstige Zufälle, und selbst auf die Fehler seiner Feinde, als auf sichere Facta rechnete: war das nicht zum Theil eine Folge der Siege, die er noch als ein unerfahrner Feldherr erfochten, und der Ueberlegenheit, welche ihm zu der Zeit, als seine persönlichen Vorzüge erst ihrer Vollendung entgegenreiften, das Glück und die Umstände über seine Gegner gegeben hatten?

Ein hoffnungsvoller Mensch ist natürlicher Weise auch ein entschlossener Mensch, indem er den Beystand glücklicher Zufälle, die er bey der Ausführung seiner Maßregeln erwartet, mit auf die Wagschale zu den Gründen legt, welche ihn zur Ergreifung derselben bestimmen. Aber diese dem Menschen so natürliche Neigung zu hoffen muß, von Zeit zu Zeit, durch die Erfahrung wirklicher Glücksfälle und erfüllter Hoffnungen unterstützt werden, wenn sie nicht bey zunehmendem Alter verschwinden, und ihn gerade in den Jahren, wo er in Ausübung seines Berufs, oder in Betreibung seiner Geschäfte ihrer am meisten nöthig hätte, verlassen soll.

Zweytens; so wie, nach Rochefoucault, manche Menschen vom Schicksale bestimmt zu seyn scheinen, Thorheiten zu begehn, weil selbst das, was sie klug eingeleitet haben, durch die Umstände albern wird:

so scheinen andre Menschen von ihrem Geschicke zur Unentschlossenheit und Verlegenheit bestimmt zu seyn, weil sich in ihrer Lage die Umstände häufen, die einen jeden verlegen machen müssen. Was man öfters thut, darin erlangt man eine Fertigkeit; und jede Stimmung des Gemüths wird verstärkt, wenn sich die äußeren Veranlassungen dazu häufig darbiethen. Wer daher durch die Natur seiner Lage und seiner Angelegenheiten oft in Verlegenheit geräth, wird endlich selbst dem Charakter nach ein unentschlossener Mensch.

Wie sehr muß dies die Strenge unsers Tadels gegen einen Fehler, der mehr als größre Laster, den Menschen verächtlich zu machen pflegt, mildern! Armer Carl von England, wer weiß wie viel von deiner Unschlüssigkeit und der Unbeständigkeit deiner Rathschläge, auf die Rechnung deiner Schwäche kömmt, und wie viel der in ihrer Art einzigen Lage Schuld zu geben ist, in der du dich seit deiner Thronbesteigung befandest! Eingeengt zwischen zwey widersprechenden Principien deines Handels, den angeerbten Ideen deiner monarchischen Hoheit und Macht, und dem erst erwachenden Freyheitsgefühle deines Volks: konntest du anders als hin und her wanken, da du unaufhörlich von dem Gedanken, deine rechtmäßigsten Prärogativen vertheidigen, —

und dem, die auch dir einleuchtenden Rechte der Nation anerkennen zu müssen, nach zwey entgegengesetzten Richtungen in Bewegung gesetzt wurdest?

II.

Natur und Folgen der Unentschlossenheit.

Die Natur einer gewissen Gemüthsbeschaffenheit zu beschreiben, ist fast auf keine andre Weise möglich, als indem man die unmittelbaren Folgen derselben schildert. — Auch der Mensch selbst wird seinen Zustand nicht anders gewahr, als durch die Empfindungen, die daraus entstehn, und durch die Handlungen, welche während desselben erschwert oder erleichtert werden.

An sich ist die Unentschlossenheit ein zerrüttetet und getheilter Zustand des Gemüths; es ist ein schneller Uebergang von einer Vorstellung, von einer Willensmeinung zur andern, ohne mit seiner Aufmerksamkeit, oder mit seiner Thätigkeit bey irgend einem Puncte lange zu verweilen.

Daraus entsteht nothwendiger Weise eine Verdunkelung der Begriffe, und eine Schwäche in Anwendung der Kraft. Denn wie kann man einen Gegenstand recht kennen lernen, der nicht eine Zeitlang

lang ausschließend und ruhig unser Nachdenken beschäftigt. — und wie könnten sich unsre Talente bey einem Geschäfte entwickeln, welches wir schon halb bereit sind wieder zu verlassen, da wir es kaum angefangen haben? — Die besten Ideen des Menschen, so wie sein wirksamster und glücklichster Fleiß, finden sich erst nach und nach, bey einer fortgesetzten Betrachtung der Dinge, und bey dem Fortgange einer ununterbrochnen Arbeit ein. — Es entspringt daraus ferner eine unangenehme Empfindung der Aengstlichkeit, derjenigen ähnlich, welche man bey einer bevorstehenden Gefahr zu haben pflegt; — und dies selbst alsdann, wenn der Gegenstand, welcher den Menschen in die Unentschlossenheit versetzt, unwichtig ist, oder doch gar keine Gefahr droht.

So wie sich der Verstand durch die Schwierigkeit des Studiums, welches ihm die Erlernung einer Wissenschaft kostet, oft über den Werth derselben täuschen läßt, und sie bloß deswegen für erheblicher ansieht, weil er sich lange und mühsam mit ihr beschäftiget hat: so ist der Mensch, der sich entschließen und handeln soll, in Absicht der Vorfälle des Lebens, einer ähnlichen Täuschung über ihre Wichtigkeit unterworfen. Wenn er geschwind und leicht mit seinen Ueberlegungen fertig wird: so ist er auch geneigt, die Gegenstände selbst für geringfügig

und gefahrlos zu halten. Daher ist die jugendliche Entschlossenheit so oft mit Leichtsinn verbunden. — Wenn er hingegen durch die Unfähigkeit, die rechte Partey ausfündig zu machen, lange und auf eine unangenehme Weise, mit einer Angelegenheit beschäftigt gewesen ist: so fängt sie eben deshalb an, ihm theils größer, theils unangenehmer zu scheinen als zuvor, — aus welchen zwey vereinigten Eindrücken, die der Furcht ähnliche Empfindung entsteht. — In der That: wie viel Angst kann es nicht unentschlossenen Menschen kosten, den Stoff oder die Farbe zu einer Kleidung zu wählen, den Lustort für den nächsten Sommer zu bestimmen, oder darüber zu entscheiden, welche Besuche unter mehrern ihnen obliegenden zuerst gemacht, und welche Freunde zuerst zu Gaste gebeten werden sollen. Der aufmerksame Beobachter wird sichtbar gewahr, wie in solchen Fällen, mit der Zögerung des Entschlusses, die Schwierigkeit steigt, — wie der Gegenstand desselben, wenn er anfangs dem Unentschlossenen selbst eine Kleinigkeit zu seyn schien, ihm nach und nach zu einer wichtigen Angelegenheit, — und, wenn er ihm zuvor angenehm war, ihm zuletzt verhaßt wird. Die Folge davon ist, daß er oft das ganze Vorhaben aufgiebt, um nur der Qual los zu werden, sich über das noch Unbestimmte in demselben bestimmen zu müssen.

Weil der Zustand der Unentschlossenheit peinlich ist, so bereitet er die Seele zu allen unangenehmen Leidenschaften vor: weil er mit einem Bewußtseyn unsrer eignen Schwäche und Unvollkommenheit verbunden ist, so demüthigt er uns und schlägt uns nieder. Daher kömmt es, daß der Unentschlossene leicht ungeduldig und unwillig wird, wenn er unter den Seinigen, oder unter Personen ist, die von ihm abhängen. Er wünscht die Schuld seiner eignen Schwäche auf sie zu schieben, und er ergreift also die kleinste Veranlassung, die sie ihm geben, sie entweder als die Urheber der Verlegenheit, in welcher er sich befindet, anzuklagen, oder sie doch zu beschuldigen, daß sie seine Ueberlegungen gestört haben. Bey Höhern hingegen, oder unter Entschlossenern und Muthvollern, als er selbst ist, pflegt er schüchtern und nachgebend zu seyn. Dies folgt schon aus dem Charakter der Furchtsamkeit, der mit der Unentschlossenheit verbunden ist. Es folgt aber noch mehr daraus, daß er vor Personen, um deren gute Meinung es ihnen zu thun ist, seine Schwäche nicht bloß geben will, sich aber aus seinen Zweifeln plötzlich auf keine andre Weise herauszufinden weiß, als indem er der Meinung und dem Willen derjenigen folgt, die eben gegenwärtig sind, wenn diese sich bestimmt für eine Partey erklären.

Ueberhaupt ist der Unentschlossene dazu gemacht, von andern Menschen beherrscht zu werden, — und sehr wenig dazu, andre zu regieren. Er ist immer in der Gewalt des Entschlossenern, wenn dieser auch weder ihm an Verstande überlegen ist, noch ein gesetzmäßiges Ansehn über ihn hat. So oft er, aus seinen einander entgegenlaufenden Ueberlegungen keinen Ausgang findet, ist ihm jemand, der mit einem Machtworte die Sache entscheidet, recht willkommen. Das Zuversichtliche in der Behauptung, oder das Beharrliche in dem erklärten Willen des Andern ergänzt das Fehlende der Gründe, und ist alsdann gleichsam das Gewicht, welches der inne stehenden Wage den Ausschlag giebt. Es fehlt selten, daß Unentschlossene gegen einen oder den andern ihrer Freunde oder Hausgenossen oft in den Fall kommen, ihre Entscheidungen zu begehren, oder denselben stillschweigend zu folgen. Wenn diese Gebrauch davon zu machen Lust haben, so können sie leicht auf dieses Bedürfniß des Unentschlossenen, eine Person um sich zu haben, die in zweifelhaften Fällen den Ausschlag gebe, die Herrschaft über ihn gründen.

Auf der andern Seite ist die erste Eigenschaft, welche einem Regenten Gehorsam bey denen, die

er beherrschen soll, verschafft, diese, daß er ihnen seinen Willen klar und bestimmt bekannt zu machen vermöge. Ein kurzer und entscheidender Befehl wird eher befolgt, als ein mit Zaudern und zweifelhaft gegebner. Der Untergebne glaubt weit eher die Vollziehung desjenigen Auftrags aufschieben, oder unterlassen zu dürfen, über welchen sein Herr oder sein Vorgesetzter selbst noch nicht völlig entschlossen zu seyn schien. Dazu kömmt, daß jede Schwäche, welche der Untergebne an seinem Obern entdeckt, mit der Achtung für diesen, auch die Neigung ihm zu gehorchen vermindert. Keine Schwäche aber wird er leichter an demselben gewahr, als die Unentschlossenheit.

Unentschlossenheit ist ferner ein Grund der Verzögerung bey allen Geschäften, und das Zaudern ist einer der Züge, welcher diesen Character schildert. Schon ehe der Unentschlossene zur Entscheidung, was er eigentlich zu thun habe, gelangt, hat ihn noch die Abwägung der Gründe mehr Zeit, als andre, gekostet. Er ist überdies sehr geneigt, Sachen, die jetzt gethan werden sollten, aufzuschieben, bloß weil er sich vor der Schwierigkeit fürchtet, die er, wie er schon voraussieht, finden wird, einen festen Entschluß zu fassen. Auch die Ausführung selbst geht langsamer von statten, weil diese doch ohne neue,

das Detail betreffende Ueberlegungen nicht geschehn kann, bey welchen dann die nehmliche Ungewißheit eintritt, und ihn oft durch die Untersuchungen, zu welchen sie Anlaß giebt, vom Hauptgeschäfte ganz abzieht, immer aber die Endigung desselben verzögert.

Um deswillen thut auch die Unentschlossenheit nirgends größern Schaden, als wo Schnelligkeit der Ausführung vorzüglich erfordert wird; zum Beyspiele, im militärischen Unternehmungen. Unter den Tugenden des Kriegshelden ist die Entschlossenheit eine der ihm wesentlichsten. Selbst die Unveränderlichkeit in falschen Beschlüssen richtet hier nicht so viel Unglück an, als Zaudern und Wankelmuth.

Eine andre Folge der Unentschlossenheit, die zugleich dieselbe schildert, ist, daß sie bey dem Entstehen wirklicher Gefahren, die Furcht, welche sie erregen, verdoppelt, und wenn der Mensch auch von Natur nicht feig ist, ihm doch das Ansehn und die ganze Aufführung eines Muthlosen giebt. Zuerst nimmt dieser Fehler selbst, wenn er dem Menschen in ruhigen Zeiten eigen geworden ist, in Zeiten der Gefahr sehr zu; denn, wo auf einen recht oder unrecht gefaßten Entschluß so viel ankömmt, da ist es natürlich, daß die Zweifelsucht, welchen

man wählen solle, größer wird. Ueberdies ist die Empfindung der Aengstlichkeit, welche, wie ich zuvor sagte, die Unentschlossenheit begleitet, mit der Furcht verwandt: und, indem sie sich zu derjenigen gesellt, welche durch die Umstände erregt wird, verdoppelt sie die Erschütterung, welche das Gemüth leidet.

Es gehört ferner unter die Symptomen der Unentschlossenheit, daß wir, von ihr gequält, Zufälle, die sonst unsern Wünschen entgegen sind, — weil sie dem ganzen Unternehmen, welches wir vorhaben, unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen, — doch gern sehen, wenn sie nur unsern Berathschlagungen ein Ende machen. Wie froh habe ich nicht zuweilen Menschen, die nicht mit sich selbst einig werden konnten, zu welchem Vergnügen sie einen schönen Sommertag nutzen sollten, über einen herannahenden Platzregen werden sehen, der ihnen untersagte, ihr Haus zu verlassen. Der Cardinal Retz, ein vortreflicher Beobachter, hatte in den Auftritten der Fronde, welche er so meisterhaft beschreibt, und in denen er selbst eine vorzügliche Rolle spielte, mit einem der schwächsten und unschlüßigsten Menschen zu thun, die uns die Geschichte aufstellt, mit dem Herzoge Gaston von Orleans, dem Bruder Ludwig des Dreyzehnten, und er schil-

dert uns, in der Erzählung von den Unterhandlungen, die er mit diesem Prinzen gepflogen hat, mehr als einmahl, dessen unnatürliche und seltsame Freude über Vorfälle, die im Grunde seine Absichten vereitelten, die ihn aber zugleich von der Nothwendigkeit, sich entschließen zu müssen, befreyten. Aus Beyspielen dieser Art wird es recht sichtbar, wie sehr dieses Hin- und Herschwanken zwischen entgegenstehenden, gleich wichtig scheinenden Bewegungsgründen, wodurch die Thätigkeit des Menschen aufgehalten wird, seiner Natur auch der Empfindung nach, zuwider sey: weil selbst das, was an und für sich den schmerzlichsten Eindruck auf ihn machen sollte, ihn erfreuen und beruhigen kann, wenn es ihn aus dieser peinlichen Gemüthslage herausreißet.

Hiermit hängt ein andrer Zug des unentschlossenen Charakters zusammen: der, daß er gern bedingte Entschließungen faßt, und also immer etwas dem Zufalle, oder andern Menschen zu entscheiden überläßt, was von Rechtswegen von ihm selbst bestimmt werden sollte. Unentschlossene waren es, die zuerst das Loos in ihren Angelegenheiten um Rath fragten. Und dies ist eine Art von Loos, wenn man nur unter der Bedingung einen Vorsatz faßt, daß sich eine von uns nicht

abhängende Begebenheiten ereigne. Hieraus entspringt eine neue Ursache des Aufschubs. Wenn der Entschlossene, ohne Rücksicht auf künftige Vorfälle, oder auf die noch zu erwartenden Schritte andrer Menschen, den Grund zur Bestimmung seiner Handlungen bloß aus sich selbst hernimmt, und bloß seine Einsichten oder seine Neigungen zu Rathe zieht: so kann er augenblicklich und lange vor dem Zeitpuncte der Ausführung entscheiden. Der Unentschlossene hingegen, der geneigt ist, bey den Entwürfen, welche er macht, vieles noch auf Veränderungen der Dinge, oder auf Handlungen und Reden andrer Menschen, welche ihm bis zu diesem Zeitpuncte bekannt werden sollen, ankommen zu lassen, wartet gern mit seinem Entschlusse den letzten Augenblick ab, — immer in der täuschenden Hoffnung, daß das Schicksal seiner Schwäche zu Hülfe kommen, und ihm, durch die ungefähre Verknüpfung der Dinge, noch stärkere Entscheidungsgründe zuschicken werde, als er in dem absichtlichen Zusammenhange seiner Ideen, hat finden können.

Mit der Unentschlossenheit ist ein andrer, dem Menschen gleich lästiger nnd gewiß ihm auch nachtheiliger Fehler verbunden, der einer öftern und unnützen Reue. Eben der Wankelmuth nähmlich,

welcher ihn hinderte, einen Entschluß zu fassen, verläßt ihn auch dann noch nicht, wenn er schon wirklich mit der Ausführung beschäftiget ist, oder sie völlig geendiget hat. Er setzt sich daher oft wieder in den Standpunct dessen, der die entgegenstehende Partey ergriffen hätte, glaubt dann zu finden, daß diese die bessere gewesen sey, und daß er unrecht gewählt habe, und ist, wenn er auch nun nichts mehr abändert, doch unzufrieden mit sich und seinen Maßregeln. Oft ist dieses nachtheilige Urtheil bloße Täuschung. Die Unbequemlichkeiten nähmlich, welche auf dem von ihm eingeschlagnen Wege vo.kommen, sind ihm nun durch die Erfahrung bekannt geworden: von denen, welche er auf dem Wege angetroffen hätte, den er verworfen hat, weiß er nichts, oder hat nur dunkle und ungewisse Ahndungen. Aber wenn auch wirkliche Fehler des Plans, und die Unrichtigkeit mancher Maßregeln sich bey dem Versuche durch den Erfolg gezeigt haben: so ist doch eine leidenschaftliche Reue ein schlechtes Mittel, den Fehler zu verbessern, oder ihn für die Zukunft zu verhüten. Sie hindert für jetzt, so wie jede Leidenschaft, die ruhige Ueberlegung, durch welche allein der angerichtete Schaden könnte verhütet werden, und sie flößt in der Folge dem Menschen ein desto größeres Mißtrauen zu seinen

Einsichten ein, wodurch seine Unfähigkeit zu Geschäften vermehrt wird.

Dieser unglückliche Hang, hintendrein stets das zu mißbilligen, was man gethan hat, ist eine Folge der nehmlichen Schwäche, welche den Entschluß über das, was man thun soll, erschwert. Beydes hängt zusammen mit der so gewöhnlichen Täuschung der Menschen, das, was in der Wirklichkeit vorhanden ist, oder das, was sie sich jetzt in ihren Ideen vergegenwärtigen, immer für das schlechtere zu halten, und dem Abwesenden, dem Vergangnen, dem, worauf sie mit ihren Gedanken nicht gekommen sind, einen unverdienten Vorzug zu geben.

Die richtige Art zu denken und zu verfahren ist die, daß der Mensch jede Sache, welche er vorhat, nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit, reiflich überlegt, dann beherzt seinen gesammelten Einsichten, oder seinen daraus gezognen Schlüssen folgt, und bey jedem Ausgange, sich mit dem Bewußtseyn, alles von ihm Abhängige zum guten Erfolg gethan zu haben, beruhiget. — Bey der Vergleichung mehrerer sich darbiethenden Parteyen, die, wo das Uebergewicht der Gründe sey, schnell mit treffender Richtigkeit zu entdecken, ist eine Gabe der Natur, und sie macht das eigenthümliche

Genie des großen Geschäftsmannes aus. Aber das ist moralische Tugend, und kann, in gewissem Grade allen Menschen eigen werden, daß man dem, nach hinlänglicher Ueberlegung Beschlossenen getreu anhänge, und den erst während der Ausführung sich darbiethenden Einfällen kein Gehör gebe, — daß man seine eignen Beschlüsse, dann, wann sie durch die angefangene, oder schon geendigte Vollziehung unwiderruflich geworden sind, nun, als Fügungen der leitenden Vorsicht betrachte, und sich in Absicht jener, zu eben der Zufriedenheit als in Absicht dieser, verbunden glaube. Es ist nähmlich Pflicht, zufrieden mit dem Maße der Kräfte zu seyn, welche man empfangen hat, — und also bey seinen Unternehmungen nicht sowohl zu verlangen, immer das Beste und Vortheilhafteste gewählt, als nur immer nach vernünftiger Wahrscheinlichkeit gehandelt zu haben.

Diese unmittelbaren Folgen der Unentschlossenheit, die zugleich ihre Kennzeichen ausmachen, modificiren sich noch, nach dem Eigenthümlichen im Temperament und Character jedes Menschen, auf mannigfaltige Weise. Den einen Menschen macht die Unentschlossenheit träge und unthätig, weil er über der Abwägung der Gründe, ob und wie er handeln soll, die Zeit, oder die Lust zu han-

deln verliert; oder auch weil er, ermüdet von den fruchtlosen Berathschlagungen, lieber die ganze Sache aufgiebt, als sich durch die Schwierigkeiten durcharbeitet, welche es ihn kostet, zu einem Entschlusse zu gelangen. Einen andern macht eben dieser Fehler auf eine unruhige und zwecklose Weise geschäftig. Das pflegt bey denjenigen Personen zu geschehn, die, vermöge der anderweitigen Lebhaftigkeit ihres Temperaments, zwischen ihren Einfällen und den ersten Schritten zu den Ausführung, wenig Zeit verstreichen lassen. Diese fangen also sogleich bey dem ersten Gedanken, den sie haben, irgend eine Sache zu unternehmen, an, sich deshalb in Bewegung zu setzen. Aber die zweyte, schnell nachfolgende Ueberlegung stört sie sogleich in ihrem Laufe, oder treibt sie nach der entgegengesetzten Richtung. Sie kommen und gehen, sind immer in der Eile, und bringen doch nichts zu Stande. Man findet Menschen der Art, die auch in ihren unstäten Bewegungen und Geberden, die einander durchkreuzenden Ideen und Velleitäten ihrer Seele verrathen.

Ferner, einige Menschen werden durch die Unentschlossenheit bloß verlegen gemacht. Die Muskeln derselben sind gespannt, ihr Auge sieht starr, sie sind abwesend von dem, was in ihrer Gegenwart

gesagt wird, oder um sie herum vorgeht; und dies alles, weil sie mit dem innern Streite ihrer eignen Gedanken vollauf zu thun haben. — Diese Verlegenheit kann bis zu einer sehr peinlichen Empfindung anwachsen, — und wenn sie oft wiederkömmt, schon allein das Leben verbittern. Unentschlossene Menschen sind nicht selten übellaunig. Die Uebehaglichkeit, welche mit der Ungewißheit verbunden ist, besonders mit der Ungewißheit in Sachen, die ihnen wichtig sind, und bey welchen sie selbst eine thätige Rolle spielen sollen, ist ein an ihrer Zufriedenheit nagender Wurm. — Andre Menschen hingegen werden durch ihre Unentschlossenheit selbst, zuletzt zu unbesonnenen und übereilten Entschlüssen verleitet. Sie gehen, so zu sagen, blindlings vorwärts, weil es ihnen durchaus unmöglich fällt, den rechten Weg durch Ueberlegung zu finden.

Auf einen andern Unterschied, der hier in Betrachtung kömmt, habe ich schon oben den Leser aufmerksam gemacht. Es giebt Menschen, die lange überlegen und sich schwer bestimmen, aber, wenn sie einmahl die Entscheidung gefunden haben, fest dabey bleiben. Dieses ist die beßre Art der Unentschlossenen. Es kann ihnen zuweilen bey Geschäften, die keinen Aufschub leiden, an der nöthigen

Schnelligkeit fehlen; sie sind zu verwickelten und gefahrvollen Unternehmungen nicht gemacht: aber, in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens, werden sie ihre Endzwecke ganz gut erreichen. Da sie doch zuletzt einen Ruhepunct ihrer Ideen und Begierden finden, bey dem sie standhaft beharren: so thut ihr vorhergehendes Zaudern weder ihrer Zufriedenheit, noch ihren Angelegenheiten Schaden. Hingegen giebt es andre, bey welchen die langsamsten Berathschlagungen doch immer nur zu einem wankenden Entschlusse führen: und diese sind es eigentlich, welche allen übeln Folgen des von mir geschilderten Fehlers ausgesetzt sind.

Die Wirkungen der Unentschlossenheit auf den Menschen selbst, waren zugleich Merkmahle von dem Begriffe derselben. Die Wirkungen, welche sie auf die Dinge außer dem Menschen, auf seine Umstände oder seine Geschäfte äußert, zeigen noch deutlicher ihren moralischen Unwerth.

Da Unentschlossenheit Schwäche ist, so sind auch ihre Wirkungen im menschlichen Leben alle die, welche die Schwäche hervorbringt. Sie hindert, daß der Mensch in seinen Geschäften, in der Cultur der von ihm gewählten Wissenschaft, vornehmlich in,

der Beförderung seines äußern Glücks das nicht ausrichtet, was er nach dem Maße seiner Kräfte hätte ausrichten können: daß er in keiner Sache, wozu Thätigkeit gehört, das Ziel erreicht, welches ihm sonst, unter den nähmlichen Umständen, erreichbar gewesen wäre. Es geht dem Unentschlossenen nicht nur bey seinen Arbeiten erstaunlich viel Zeit, mit bloßen Ueberlegungen, oder mit halb ausgeführten und wieder bey Seite gelegten Projecten verloren: sondern auch seine Geistes- und Körperkraft, die er ganz auf den Gegenstand seines Geschäftes hätte wenden sollen, wird zum Theil schon durch die Vorbereitungen dazu verzehrt. Ist er ein Gelehrter oder Künstler, so werden seine Werke größtentheils Fragmente seyn. Ist er ein Geschäftsmann oder gar ein Staatsverwalter, so ist die Sache noch weit schlimmer. Denn hier sind halbe und unvollendete Unternehmungen nicht bloß etwas mangelhaftes und zweckloses: sondern sie verschlimmern auch den Zustand der Dinge, weil sie das Alte zerrütten, und das Neue nicht an dessen Stelle setzen. Besonders ist, um sein Glück in der Welt zu machen, das heißt, um zu Reichthum und Ehrenstellen zu gelangen, kein Charakter dem Menschen nachtheiliger, als der des Unentschlossenen. Nach einer, in ein Sinnbild gekleis

kleideten uralten Beobachtung, kann die Gelegenheit, die zum Glück führet, nur im Vorbeyfliegen und nur bey ihren Haaren ergriffen werden.— An der Vervollkommnung seiner Person kann man langsam und bedächtlich arbeiten: Sein Glück zu machen, muß man schnell und entschlossen zu Werke gehn. Die Erreichung des erstern Endzwecks ist einigerMaßen von den Dingen und Menschen außer uns unabhängig: zur Erreichung des zweyten müssen sich viele zufällige Umstände auf eine besondre Weise vereinigen. Jeder Mensch erlebt vielleicht einige solcher Fälle in seinem Leben, wo ihm vorzüglich günstige Verbindungen vom Schicksale zugeführet werden: aber sie sind selten, und sie sind immer vorübergehend. Sie zu bemerken ist das Werk der Klugheit: um sie zu ergreifen ist Entschlossenheit unentbehrlich.

Vom menschlichen Leben ist das gesellschaftliche ein sehr wichtiger Zweig, und die Folgen, welche der von uns betrachtete Fehler in diesem Zweige hat, erstrecken sich ohnfehlbar auf das Glück des Ganzen. Alles hängt hierbey von dem Eindrucke ab, den wir durch Unentschlossenheit auf andre Menschen machen, — von der Meinung, die wir dadurch von uns erregen. Dieser Eindruck, diese Meinung, sind, wie ich schon gesagt habe, die, daß man uns für schwach hält. Da-

durch wird uns vielleicht nichts von unsrer Liebenswürdigkeit bey denen entzogen, welche uns genau kennen: aber gewiß wird unsre Achtung bey allen vermindert, mit denen wir in andern Verhältnissen, als in dem Verhältnisse vertrauter Freunde stehn. Wir werden dadurch, wie ich schon erinnert habe, denjenigen unterwürfig, die kein Recht haben, uns zu befehlen, und unfähig, diejenigen, die uns untergeben sind, im Gehorsame zu erhalten. Die Obern eines unentschlossenen Menschen sind gemeiniglich mit ihm unzufrieden, und lassen ihm nicht Gerechtigkeit wiederfahren. Denn da sie ihn nur als ein Werkzeug zu Erreichung bestimmter Absichten brauchen: so thut ihnen Güte des Herzens und Verstand nicht Genüge, wenn sie nicht zugleich Kraft finden, von der sie eine behende Ausführung ihrer Aufträge erwarten können. Unter seines Gleichen wird der Unentschlossene von den Muntern und Fröhlichen geflohn, weil die mit seiner Gemüthsart verbundne Aengstlichkeit ihrem eignen Charakter widerspricht, und ihrem Hange zum Vergnügen hinderlich ist. Von seinen Dienern und Untergebnen wird er oft gemißbraucht und oft beherrscht. Sie verlieren nicht nur etwas von derjenigen Hochachtung, die zum Gehorchen bereitwillig macht: sondern sie sind auch oft in dem Falle, daß sie für ihn entscheiden und handeln

müssen, welches sie dann, mehr oder weniger, aus dem Verhältnisse herausbringt, in welchem sie nach ihrer äußern Lage gegen ihn stehn.

III.

Die Hülfsmittel, um diesem Fehler zuvorzukommen oder ihn zu verbessern, sind eben so mannigfaltig, als die Ursachen, woraus er entsteht. Viele derselben lassen sich also aus diesen Ursachen, wenn sie einmahl bekannt sind, von selbst herleiten: ich will nur derjenigen erwähnen, welche mich eine etwas genauere Beobachtung der wirklichen Welt gelehrt hat.

Zuerst ist zu bemerken, daß, wie alle Krankheiten des Körpers, wo Schwäche des ganzen Baues zum Grunde liegt, schwerer zu heben sind, als die, welche aus einer Verletzung einzelner Theile, oder aus einem unordentlichen Laufe der Säfte entstehn: so auch die Fehler im Geist und Charakter des Menschen, welche von Mangel der Kraft in beyden herkommen, schwerer durch moralische Mittel gebessert werden, als die, von welchen Irrthümer oder Leidenschaften die Ursachen sind. Muth und Entschlossenheit sind zum Theil Gaben der Natur: und wer nicht mit ihnen geboren ist, wird schwerlich zu einem beträchtlichen Grade der-

selben gelangen. Indeß geht es mit diesen Vorzügen des Charakters, wie mit den Fähigkeiten des Verstandes. Niemand kann sich größere Talente geben, als die Natur ihm verliehn hat: aber jeder kann die, welche er hat, anbauen, sie durch Uebung bis auf einen gewissen Grad erhöhn, und sie zu den bestmöglichen Zwecken gebrauchen. Auf gleiche Weise ist es auch dem Menschen möglich, den Grad von Kraft und Nachdruck, den die Natur seinem Willen gegeben hat, zu erhalten, zu unterstützen und zweckmäßig anzuwenden. Es giebt allerdings auch Irrthümer, welche den Menschen schwach, es giebt Wahrheiten, welche ihn muthvoller und thätiger machen. Es ist also auch möglich, durch Bekämpfung der Vorurtheile und durch Untersuchung der Wahrheit — folglich durch freywillige Uebungen, — seiner Entschlossenheit zu Hülfe zu kommen. Ferner, es giebt gewisse fehlerhafte Anwendungen der Kraft, durch welche dieselbe herabgesetzt wird, oder in Verlegenheit geräth: und wenn nun solche verkehrte Handlungsweisen oft wiederhohlt werden; so entsteht daraus eine üble Gewohnheit, die mit der natürlichen Muthlosigkeit vollkommen gleiche Wirkung thut. Es giebt also auch Regeln eines vernünftigern Verfahrens, durch deren Beobachtung der Mensch den ursprünglichen Kräften seiner

Natur zu Hülfe kommen, oder sie doch ungeschwächt erhalten kann.

Zu jenen Einsichten nun, welche die Entschlossenheit befördern, gehören vor allen Dingen, die, welche uns über den wahren Werth der Dinge aufklären. Die meisten Unentschlossenen sehen das, worüber sie sich berathschlagen, für zu wichtig an. Eine falsche Einbildung vergrößert in ihren Augen, auf der einen Seite das Gute, welches sie zu erreichen hoffen, wenn sie eine richtige Wahl unter den Maßregeln treffen, auf der andern das Uebel, welches sie zu befürchten haben, wenn sie eine unrechte Partey ergreifen. Da es in den menschlichen Angelegenheiten nicht anders, als nach Wahrscheinlichkeiten zu handeln möglich ist, so bleibt bey den meisten, auch nach den reifsten Ueberlegungen der Klugheit noch einige Gefahr übrig, seinen Endzweck zu verfehlen. Wer diese Gefahr zu hoch anschlägt: — und das thut der, welcher von der Wichtigkeit des gesuchten Gegenstandes überspannte Ideen hat: — der wird nie mit Freudigkeit und voller Zuversicht seinen letzten Entschluß fassen können. Man wagt immer etwas, so oft man handelt. Wer nun glaubt, er wage sehr viel: der wird, sobald es zur Ausführung kömmt, stets bekümmert und ängstlich seyn, er mag sich entschlossen haben, wozu er will.

Die Aengstlichkeit darf nur auf einen gewissen Grad steigen: so ist die Abänderung des Plans selbst unausbleiblich.

Wenn also, außer den natürlichen Anlagen, irgend etwas im Stande ist, dem Menschen Muth einzuflößen: so ist es diejenige Weisheit des Lebens, welche zuerst ihn abhält, das Gelingen oder Mislingen seiner Glücksentwürfe überhaupt, für die einzige, oder auch nur für die vornehmste Quelle seiner Glückseligkeit oder seines Elendes zu halten; und welche zweitens, ihn in den einzelnen Vorfällen und Abwechselungen des Lebens, den Schein des Guten und Bösen von der Wirklichkeit trennen, und jede Sache nur in dem Maße schätzen, begehren oder fürchten lehrt, als sie zur Vervollkommnung oder zur Verschlechterung seiner Natur beyträgt.

Die Grundlage zu derjenigen Entschlossenheit, welche sich auf das ganze Leben erstreckt, ist unstreitig eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Uebel desselben, und eine gemäßigte Schätzung seiner Güter. Aber auch in den besondern Fällen und Geschäften, wobey Entschlossenheit sich im vorzüglichen Grade zeigen kann, — in kriegrischen Unternehmungen und Staatsverhandlungen, in Haushaltungs- und Handlungs-Angelegenheiten, — stützt sie sich im

mer darauf, daß man auch auf das schlimmste, was sich ereignen kann, gefaßt ist, und entweder in sich selbst, oder in seinen Umständen Hülfsmittel zu haben glaubt, den bey einem widrigen Ausgange zu befürchtenden Schaden wieder gut zu machen. Um deswillen handeln Könige, bey Anführung ihrer eignen Heere entschlossener, als Befehlshaber bey der Anführung der ihnen anvertrauten. Um deswillen geben auch Reichthum, Rang, Macht, dem Menschen, welcher sie besitzt, Entschlossenheit, weil sie in ihm das Gefühl seiner Kräfte vermehren. — Was aber von Eigenschaften des Geistes diese äußere Vortheile ersetzen kann, das stammt hauptsächlich von der Erkenntniß jener Wahrheit her, welche aller Sittenlehre zum Grunde liegt, — der Wahrheit, daß Tugend und Recht über alles zu schätzen sey.

Die Herzhaftigkeit des Temperaments und des Bluts ist ein herrliches Geschenk der Natur. Sie verschafft in manchen Fällen dem Menschen alle die Vortheile, welche der Weise von Grundsätzen erwartet. Aber sie ist selten zu allen Zeiten des Lebens gleich, (*) sie erstreckt sich selten auf alle

(*) Der Marschall von Sachsen, der ohne Zweifel verstand, was Tapferkeit sey, behauptete einst, es sey unrichtig

Arten von Gefahren; sie geht oft über ihr Ziel hinaus, und wird zur Verwegenheit.

Hingegen derjenige herzhafte Mann, der innig überzeugt ist, daß alles, was von ihm bey irgend einem Geschäfte gefordert werden kann, darinn besteht, nach vernünftigen Gründen zu handeln,— daß auch die wesentliche Glückseligkeit des Menschen in einer ununterbrochnen Reihe vernünftiger und sittlich guter Handlungen liegt; — der Mann, welcher deshalb von keiner Unternehmung, die er mit Bedacht, und nach guten Gründen angefangen hat, einen unübersehlichen Verlust, oder ein unerträgliches Unglück erwartet; der endlich, welcher von vielen geschätzten Dingen ihre innere Kleinheit einsieht, auch wenn er, aufgefordert von seinem Berufe, oder seiner Lage in der Welt, sich ernstlich damit abgiebt: dieser ist ohne Zweifel entschlossen zu handeln, für alle Fälle des Lebens am besten vorbereitet. Indem er erkennt, daß in der Thätigkeit eines verständigen und wohlwollenden Geistes ein höherer Werth liegt, als in den Werken selbst, welche dadurch veranlaßt

---

von irgend einem Menschen zu sagen, er sey brav: man müsse sagen: dieser Mensch hat an dem und dem Tage, in der und der Stunde sich brav gehalten.

werden sollen, ist er in Absicht der Folgen von allen seinen Unternehmungen gewissermaßen gesichert. Gesetzt sie mißlingen ihm: demohnerachtet hat er den besten Theil davon getragen, wenn er durch sie seine Kräfte geübt, Ideen in sich erweckt, oder aufgeklärt, und Tugenden und Pflichten vollbracht hat.

Zu den Gewohnheiten, die zur Entschlossenheit beytragen, gehört die Abkürzung der Berathschlagungen, und eine feste Anhänglichkeit an die einmahl ergriffene Partey. Auch diese Gewohnheit wird durch jene Grundsätze befördert. Der Mann, dem es auf die Vollkommenheit seiner Art zu handeln noch mehr, als auf die Erreichung seiner Absicht ankömmt, findet, wenn er besonders einen Hang zur Unschlüssigkeit bey sich gewahr wird, daß er im Ganzen sich besser berathe, wenn er, bey schnellern Entschlüssen und einer unveränderten Befolgung des einmahl Beschlossenen, sich zuweilen der Gefahr aussetzt, unrichtig zu wählen, als wenn er durch nie aufhörende Ueberlegungen, nach dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs trachtet.

Man kann das, was in Absicht der Kunst zu schreiben zuweilen bemerkt worden ist, auf die Kunst zu leben anwenden. Wer über dem Ausdrucke seiner Gedanken zu sehr künstelt, wird nie recht gut schreiben

lernen. Er wird zuerst, nicht viel genug schreiben: und nur die lange und vielfältige Uebung kann Fertigkeit hervorbringen. — Er wird zweitens, immer in seinen Styl etwas gezwungenes und steifes bringen: und dadurch werden alle andre Vorzüge desselben verdunkelt werden. Es ist der wahren Beredsamkeit viel günstiger, nicht immer seinen Ausdruck bis zur äußersten Zierlichkeit auszufeilen, als sich bey dieser Arbeit zu lange aufzuhalten. Durch dieses Verweilen bey einzelnen Theilen der Rede, geht der schnelle Fluß der Gedanken, und der leichte Zusammenhang derselben, und mit beyden das Hinreißende des Styls, (la rapidité du stile) verloren, worin seine vornehmste Kraft liegt. Auf gleiche Weise ist es, um Geschäfte glücklich zu treiben, und überhaupt um gehörig zu thun, was unser menschlicher oder unser bürgerlicher Beruf von uns fordert, dienlicher, die Sachen mit mäßigem Fleiße und einer nur nothdürftigen Genauigkeit, aber schnell, abzumachen, als durch eine zu langsame Ausarbeitung jedes Theils, Vollkommenheit bis in Kleinigkeiten zu suchen. Durch die Erfahrung lernen wir am besten unsre Fehler einsehen. Die Menge der Versuche also in jeder Art der Arbeiten, und die Unablässigkeit der Verbesserung derselben, führt weit sichrer zur Vollkommenheit, als der mühsame Fleiß, den

wir auf jeden einzelnen Versuch wenden. Jene Verfahrungsart aber ist dem Entschlossenen eigen. Nur er kann viel machen, weil er schnell und dreist zu Werke geht. Eben deswegen übt er sich aber auch in seiner Kunst am häufigsten, und erlangt also die größte Fertigkeit.

Nächst den Einsichten giebt es auch gewisse Uebungen, welche die Entschlossenheit vorbereiten.

In Absicht derselben ist die erste Regel, die Zerstreuung zu verhüten, oder nur e i n e Sache auf einmahl zu thun. Gemeiniglich sind die beyden Fehler bey einander: Unentschlossenheit, und eine unter zu viele und ungleichartige Gegenstände getheilte Geschäftigkeit (*) — So wie, wenn die Reihe unsrer Gedanken einen strengen Zusammenhang, und also Bündigkeit haben soll, unsre Aufmerksamkeit auf e i n e n Vorwurf gesammelt werden muß: so ist es, um in unsre Berathschlagungen und Geschäfte Festigkeit und Uebereinstimmung zu bringen, nothwendig, nicht vielerley Geschäfte auf einmahl zu treiben, nicht ungleichartige Zwecke zugleich zu verfolgen. Die Unentschlossenheit ist sehr oft nichts anders, als die Folge eines zur Zerstreu-

---

(*) Die Griechen nennen sie πολυπϱαγμοσύνην.

ung geneigten, und einer stätigen Aufmerksamkeit unfähigen Gemüths. Menschen, denen es nur nicht an dem gemeinen Maße von Verstandskräften fehlt, werden, wenn sie einen einzigen Gegenstand ruhig anschauen, selten unentschieden darüber seyn, wie sie ihn beurtheilen, — und wenn es ein praktischer Gegenstand ist, selten unschlüssig, wie sie ihn behandeln sollen. Aber wenn viele Gegenstände zugleich dem Geiste vorschweben, oder er mit unruhiger Eile von dem einen zum andern überzugehen genöthigt ist: dann wird eine außerordentliche und seltne Fähigkeit erfordert, wenn der Mensch hell und bestimmt genug sehen soll, um mit Sicherheit seinen Entschluß zu fassen.

Eine zweyte Regel ist, seinem Scharfsinne in der Aufsuchung der Möglichkeiten der Dinge, und in der Vervielfältigung der Maßregeln, Grenzen zu setzen. Grübelnde Köpfe sind Skeptiker in der Theorie, und unentschlossen in der Praxis. Jede Sache, die man vorhat, muß man bis auf einen gewissen Grad untersuchen: das will die Vernunft; und ohne das würde man als ein Thor handeln. Aber man muß diese Untersuchung nicht bis zur Subtilität treiben; man muß sich mit einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit begnügen; man muß nicht, wenn man eine Anzahl tauglicher Mittel zum Zwecke

gefunden hat, noch immer neue und verborgnere Wege zu demselben aufspüren. Die Wahl wird schwerer, je mehr die Zahl der Dinge anwächst, unter welchen man zu wählen hat. Wer demnach, ehe er sich entschließt, vollständig alles erschöpfen will; was sich über einen Gegenstand denken und sagen läßt, wer alle möglichen Maßregeln erst vor sich sehen will, ehe er eine ergreift: der wird nie schnell, und er wird selten zu einem festen Entschlusse kommen. Man fliehe vor allen Dingen den Scharfsinn der Streitlustigen, der mehr Schwierigkeiten zu machen als die Wahrheit zu finden, bemüht ist. Der gemeine, sich keinen Vorzug anmaßende Menschenverstand, kann eine Sache oft praktisch richtig, und selbst leicht entscheiden; in welcher der speculirende, auf seinen Scharfsinn stolze Theorist sich selbst verwirrt. Dies leidige Interesse, sich stets als einen vorzüglichen Kopf zeigen zu wollen, hat, selbst in wissenschaftlichen Untersuchungen, manchen Denker irre geführt, und ihn das Mühsame und Weithergeholte dem Wahren, das einfach war und ihm nahe lag, vorziehn lassen. Aber wenn sich eben dieses Interesse gelehrter Eitelkeit in unsre Berathschlagungen, über Angelegenheiten der eignen oder der gemeinen Wohlfahrt einmischt:

dann ist nichts anderes, als eine unkluge Behandlung und ein unglücklicher Ausgang zu erwarten.

Einige noch speciellere Regeln, die mich meine eigne Erfahrung gelehrt hat, sollen diesen Aufsatz beschließen.

Erstlich. Der Unentschlossene muß keinen zu langen Zeitraum, zwischen seinen Berathschlagungen und der Ausführung, lassen. Er würde bey Verlängerung desselben, gewiß so oft auf den Gegenstand seiner Beschlüsse mit seinen Gedanken zurückkommen, daß sich ihm bald neue Ansichten desselben zeigen würden: und dadurch würde entweder sein voriges Nachdenken vergeblich gemacht, — oder, wenn er die frühern mit den spätern Ideen vereinigen wollte, der Weg zur Unschlüssigkeit für ihn eröffnet werden.

Es ist überhaupt weit rathsamer, sowohl um zur völligen Einsicht einer Sache, als zu einem festen Entschlusse in Absicht ihrer zu kommen: daß man sie einmahl ganz, vom Anfange bis zu Ende, mit voller Aufmerksamkeit durchdenke, als daß man sich mit ihr oft, und immer doch nur laulicht beschäftige. Man ist zuerst, natürlicher Weise sicherer, das Wahre und das Zweckmäßige zu finden, wenn man seine Kräfte recht anspannt, und der Untersuchung des Gegenstandes eine ungetheilte

Aufmerksamkeit eine Zeitlang widmet. Und in der That, sobald die Vorstellungen durchaus helle sind, sobald wird auch das Uebergewicht der Gründe auf der einen oder der andern Seite leicht entdeckt: und wo man dieses Uebergewicht mit Ueberzeugung erkannt hat, da ist Entschlossenheit unausbleiblich. Dazu kömmt, daß schon das Bewußtseyn, einem Geschäfte oder einer Berathschlagung eine Zeit völlig gewidmet, und eine ruhige und vollständige Meditation darauf gewandt zu haben, uns mit uns selbst zufriedner macht, und in der Folge abhält, neuen Einfällen Gehör zu geben. Im Gegentheile kömmt, aus oft wiederhohlten, aber immer nur stückweise und gleichsam als provisorisch angestellten Untersuchungen, selten ein befriedigendes Resultat. Und die Gewohnheit selbst, welche dadurch gestärkt wird, auf vormahlige Ueberlegungen immer wieder zurückzukehren, und an ihren Endurtheilen etwas abzuändern, giebt dem fehlerhaften Hange des Unentschlossenen neue Nahrung.

Um aber die Ueberlegung nur einmahl anstellen zu dürfen, und sie dann recht vollständig zu machen, ist es sehr nützlich, den Zeitpunct zu derselben recht zu wählen. — Für weit entfernte Vorfälle zum voraus sorgen, scheint zwar die Sache der

Klugheit zu seyn. So lange man aber keine Hand ans Werk legen kann, um Anstalten dafür zu machen, ist das darauf gewandte Nachdenken, insofern es nicht bloß die theoretische Kenntniß der Sache zum Zwecke hat, mehr schädlich, als nützlich. Es zerstreuet oft von gegenwärtigen dringendern Geschäften; es läßt nur halbe und unvollständige Ideen in der Seele zurück, welche der künftigen nähern Untersuchung der Sache nur wenig vorarbeiten, — und sie dadurch erschweren, daß uns der Gegenstand zu gewohnt, und durch die öftere Wiederhohlung ekelhaft geworden ist. — Auf der andern Seite ist das Aufschieben der Berathschlagung bis zu dem Augenblicke, wo man von der Nothwendigkeit sie auszuführen gedrängt wird, ein Symptom der Unentschlossenheit. Wenn, bey einem Menschen, sich eine gewisse Weichlichkeit und Abneigung vor allem, was schwer ist, mit dem Schwankenden seiner Vorstellungen, und der Unfähigkeit zur Gewißheit, oder doch zu einer Entscheidung zu gelangen, verbindet: so wird er Berathschlagungen, deren Mühsamkeit er voraussieht, so wie jeder Kraftlose die Arbeit, welcher er nicht gewachsen ist, so lange auszusetzen geneigt seyn, als er nicht dazu genöthigt wird. Aber dieser Aufschub vermehrt das Uebel, welches der Mensch dadurch von sich

ent-

entfernen wolte. Gedrängt von andern Menschen, von den Umständen, oder durch die Kürze der Zeit, findet er sich noch weniger als sonst vermögend, die Wage, deren Ausschlag ihn bestimmen soll, in fester Hand zu halten. Da er nie zu schnellen Entschlüssen gewöhnt war, und nun äußerst schnell sich entschließen soll: so wird der Aufruhr seiner Lebensgeister und die Verwirrung seiner Ideen größer, als jemahls. Ist noch überdies Gefahr mit der Sache verbunden: so kann dieser Zustand so peinlich werden, daß er der Verzweiflung nahe kömmt.

Noch einmahl also: wer sich zur Entschlossenheit vorbereiten will, gewöhne sich zu einem zusammenhängenden, ruhigen und vollständigen Nachdenken über die Gegenstände, welche er seiner Berathschlagung unterwirft: aber er enthalte sich einer oft wiederhohlten Betrachtung derselben. Er nehme sich besonders dann, wenn der Zeitpunct der Ausführung nahe genug ist, um die Lage der in Rechnung zu bringenden Umstände vollständig vor Augen zu haben, eine von allen andern Besorgungen freye Zeit, die Sachen, welche er unternimmt, reiflich und von allen Seiten zu durchdenken. — Er erlaube sich nicht, so lange er über dieselben rathschlägt, mit seiner Aufmerksamkeit auf andre Dinge umherzuschweifen, und begnüge sich nicht

mit einer flüchtigen und oberflächlichen Betrachtung. Aber wenn er einmahl diese Untersuchung geendiget, und den Schluß der Rechnung gezogen hat: dann erlaube er sich auch eben so wenig, stets wieder von vorne anzufangen, noch weniger durch flüchtige Rückblicke auf die Sache, oder durch neue Grübeleyen, sich in seinen Ueberzeugungen irre, und in seinem Entschlusse wankend zu machen.

Eine zweyte Regel ist: der Unentschlossene muß nicht viele Leute um Rath fragen. Er hat einen gewaltigen Hang dazu: aber eben deswegen muß er ihm widerstehn. Nicht nur gewöhnt sich der Mensch, der immer Rathgeber zur Seite hat, nie selbst zu urtheilen, oder seinem Urtheile nie zu trauen: sondern er wird auch oft durch die Verschiedenheit der Meinungen, die er anhört, und durch das Widersprechende der Rathschläge, die man ihm giebt, noch mehr mit sich selbst uneins gemacht.

Ueberdies betrügt sich der Unentschlossene, wenn er durch den Rath, den er bey andern sucht, der Schwierigkeit, selbst einen vernünftigen Entschluß zu finden, auszuweichen hofft. Wenige Rathgebenden wissen sich so in die Stelle dessen, der sie fragt, zu versetzen, daß sie wirklich an seiner Statt, auf eine ihn befriedigende Weise entscheiden könnten. Meistentheils paßt ihr Rath zu seinem Umständen

nur unvollkommen. Er ist also alsdann noch eben so zweifelhaft, ob er ihn annehmen, und noch mehr, wie er ihn anwenden soll. Und gehört nicht schon dazu Entschlossenheit, dem Rathe eines Andern blindlings zu folgen? Der Unentschlossene behält sich gemeiniglich vor, der ihm gegebnen Rath von neuem zu prüfen. Was ist ihm also damit geholfen? Eben so leicht hätte er oft damit fertig werden können, seine eigne Ideen aufs Reine zu bringen, als sie mit den Ideen seines Rathgebers zu vereinigen. Oder folgt er diesen ohne alle Prüfung: so setzt er zugleich einen Herrn über sich.

In dieser Rücksicht ist es, um nicht erst viel Rath zu hören, um noch weniger in die Versuchung zu kommen, Rath einzuhohlen, eine gute Uebung für den Unentschlossenen, seine Sachen ganz in der Stille und für sich abzumachen. Viel von den Dingen, die man thun will, reden, setzt entweder schon Zweifelmüthigkeit und Unentschlossenheit voraus, oder zieht sie nach sich. Entschlossene Leute hingegen sind gemeiniglich etwas verschlossen, und theilen ihre Gedanken selten eher mit, als sie bis zur Ausführung schreiten.

Im Moralischen ist jede Eigenschaft, welche Wirkung einer andern ist, unter veränderten Umständen geschickt, Ursache derselben zu werden. Ver-

schwiegenheit ist die Folge oder eine Unterart der Festigkeit: denn nur der kann schweigen, der um eines gefaßten Entschlusses oder eines gegebnen Wortes willen, allen noch so starken Aufforderungen zu reden, und allen sich darbiethenden Entschuldigungen des gebrochnen Stillschweigens, zu widerstehen die Kraft hat. Aber hinwiederum führt die Gewohnheit über seine entworfnen Pläne gegen Personen, die zur Ausführung nicht unmittelbar nöthig sind, zu schweigen, zu einer größern Beharrlichkeit bey diesen Plänen. Wie könnte der Schwätzer mit seinen Berathschlagungen geschwind fertig werden, oder denselben treu verbleiben, da er durch die öftre, unnütze, laute Wiederhohlung seiner Ideen zu Abänderungen derselben unabsichtlich verleitet, und durch das, was andre ihm darauf erwiedern, von neuem in der Anhänglichkeit an sie gestört wird?

Wenn in den Angelegenheiten, welche Viele in Gemeinschaft zu besorgen haben, doch die Direction einem Einzigen übergeben werden muß, wofern die Entschlüsse prompt und fest seyn sollen: so wird jeder noch weit mehr in seinen eignen Angelegenheiten Alleinherrscher seyn müssen, wenn er sie in der möglich kürzesten Zeit und aufs planmäßigste endigen soll.

Die letzte Regel sey folgende. Der Unentschlossene muß sich in seinen Sachen und in seinen Ge-

schäften einer strengern Ordnung als Jeder andre, befleißigen. Da er zur Verwirrung seiner Ideen, und zum Widerspruche zwischen seinen Vorsätzen, durch seine körperlichen oder geistigen Anlagen geneigt ist: so muß er alle äußere Ursachen der Zerstreuung und der Unstätigkeit vermeiden. Und unter diesen Ursachen ist die Vielfachheit der auf einen Augenblick zusammentreffenden Besorgungen, die immer eine Folge der schlecht eingetheilten Zeit ist, eine der größten.

Wer schnell die Gegenstände übersieht, und in seinen einmahl gebilligten Ideen hintendrein wenig zu berichtigen findet, der kann auch eine Menge sich drängender Geschäfte ohne Verlegenheit abthun, — kann ohne Verwirrung von einer Berathschlagung zur andern eilen. Jede Sache ist immer abgefertiget, sobald er sie einmahl durchdacht und ein Schlußurtheil über sie gefällt hat. Keine Zweifel über das, was er eben gethan oder beschlossen hat, stören ihn in dem, was er noch zu thun und zu beschließen hat. Aber der, welcher zu seinen Ueberlegungen, wegen der sich in seinem Gemüth häufenden Bedenklichkeiten viel Zeit braucht; — wer eine schon zur Entscheidung gebrachte Sache doch wieder vor seinen Richterstuhl zieht: der kann nur durch die Theilung seiner Geschäfte, durch die jedem derselben angewiesene Zeit, und durch eine gewisse Pünctlichkeit

in Befolgung fester Regeln der Ordnung, zu derjenigen Gemüthsruhe gelangen, ohne die es unmöglich ist, einen Entschluß mit Selbstzufriedenheit zu fassen.

Schon ein unaufgeräumtes Zimmer, durch einander geworfne Papiere können einen Menschen, der geneigt ist, in Verlegenheit zu gerathen, zu dem, was er auf der Stelle entscheiden oder zu Ende bringen soll, ungeschickt machen. Noch weit ärger ist es, wenn er in diesem Zimmer herbeysuchen soll, was er zu seinem Geschäfte nöthig hat; wenn unter diesen Papieren die Actenstücke der zu entscheidenden Streitfrage zerstreut liegen. Ich habe Menschen gesehen die immer etwas zu suchen hatten, wenn sie in irgend einer wichtigen Sache einen Entschluß von sich geben sollten, und die, über der zwiefachen Verlegenheit, in der sie waren, tödtlichen Angstschweiß vergossen.

Auch findet sich oft, daß die Unentschlossenen, die verlegenen Menschen zugleich unordentliche Menschen sind: es sey nun, daß ihr Unvermögen, sich zu entschließen, sie auch in den kleinen Bemühungen, die zur Aufrechthaltung der Ordnung gehören, zum Aufschieben und zur öftern Unterbrechung dieser Arbeit veranlasset; oder daß ihr früher Hang zur Unordnung sie oft in Umstände versetzt hat, wo die Verwirrung der Gegenstände sie verlegen machen mußte.

Alle Regeln also, welche die bisherigen Betrachtungen an die Hand geben, lassen sich in folgende kurze Vorschriften für den, welcher der Entschlossenheit als einer Tugend nachstrebt, zusammenfassen. „Baue deinen Verstand an; und suche dir die, zu je„dem dir obliegenden Geschäfte nöthigen Kenntnisse zu „erwerben. Unternimm nichts, wovon du dir bewußt „bist, daß es deine Talente übersteigt, oder daß du „nicht die gehörigen Vorbereitungen dazu gemacht „hast: erkenne dich zu dem Ende selbst, und schätze das „Maß deiner Kräfte richtig. Wenn es zum Berath„schlagen kömmt: so suche nicht sowohl viele, oder „welches schlimmer ist, feine Bestimmungsgründe „deiner Handlungen auf, — (die handgreiflichsten „sind die besten,) als vielmehr den Vorzug, welchen ein „Grund vor dem andern hat. Und sobald du das Ue„bergewicht auf irgend einer Seite entdeckt hat, so „erlaube dir nicht ohne Aufhören neue Berathschla„gungen: und dies um so viel weniger, je mehr du „an guten Einfällen reich, oder je geneigter du zur „Speculation bist. Endlich suche dich, so weit es „in deiner Gewalt steht, beherzt zu machen. „Bilde dir nicht kleinmüthig ein, daß auf jeden Feh„ler, den du begehst, auf jede unrecht ergriffene Maß„regel das Unglück deines Lebens als Strafe stehe. „So viele Dinge geschehen über und wider deine

„Erwartung, daß du wohl einsiehst, mit deinem äu„ßern Glücke spiele der Zufall, oder es werde durch „eine höhere Vorsehung geleitet. Das dir anver„traute Geschäft ist also nur, als ein verständiger, „gesetzter, ruhiger und sittlich guter Mensch in der „Welt zu handeln. Und würdest du nicht diesen „Hauptendzweck aller deiner Unternehmungen ver„fehlen, wenn du eben dadurch, daß du deren glück„lichen Ausgang zu sorgfältig vorbereiten wolltest, „zu lauter wankenden und unsicheren Schritten auf „deiner Laufbahn veranlasset würdest?“

Ende des ersten Bandes.
